

Jahrbuch der Friedrich Schlegel-Gesellschaft

Athenäum 16. Jahrgang

Jahrbuch für Romantik

Schöningh
Paderborn [u.a.]
2006

ATHENÄUM

Jahrbuch für Romantik

ATHENÄUM

Jahrbuch für Romantik

16. Jahrgang 2006

Herausgegeben von

Ernst Behler † (Seattle) · Manfred Frank (Tübingen)
Jochen Hörisch (Mannheim) · Günter Oesterle (Gießen)

Ferdinand Schöningh
Paderborn · München · Wien · Zürich

Redaktion: Dr. Hans J. Jacobs

Titelbild:

Louis-Jacques Mandé Daguerre, Ansicht des Boulevard du Temple (Daguerreotypie)




Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Erscheint jährlich. – Aufnahme nach Jg. 1. 1991

Einband: Anna Braungart (Regensburg)

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier  ISO 9706

© 2006 Ferdinand Schöningh, Paderborn
(Verlag Ferdinand Schöningh GmbH & Co.KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)

Internet: www.schoeningh.de

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Printed in Germany. Herstellung: Ferdinand Schöningh, Paderborn

ISSN 0940-516X
ISBN 13: 978-3-506-75684-8
ISBN 10: 3-506-75684-2

Inhaltsverzeichnis

<i>Editorial</i> von Manfred Frank	7
--	---

Abhandlungen

Assmann, Jan: Schiller, Mozart und die Suche nach neuen Mysterien	13
Kohlroß, Christian: Schillers <i>Räuber</i> oder die Neuerfindung der Subjektivität	39
Lehmann, Johannes F.: Geste ohne Mitleid: Zur Rolle der vergessenen Marquise in Kleists <i>Das Bettel- weib von Locarno</i>	57
Fetscher, Iring: „Sollte diese Qual uns quälen / Da sie unsre Lust vermehrt?“ Fortschritt und Katastrophen von Goethe bis Walter Benja- min	77
Frank, Michael C.: Photographische Phantastik: Nathaniel Hawthornes <i>The House of the Seven Gables</i> und die frühe Diskursgeschichte der Daguerreotypie	97
Mehring, Reinhard: Überwindung des Ästhetizismus? Carl Schmitts selbstinquisitorische Romantikkritik	125
Trabant, Jürgen: Le sort d'un legs intempestif. Remarques sur l'édition des œuvres linguistiques de Hum- boldt	149
Mueller-Vollmer, Kurt: Wilhelm von Humboldt und der Kos- mos der Sprachen: Zur Edition des sprachwissenschaftlichen Nachlasses	165

Miszelle

- Berger, Andreas: „Wir sind fast zu seelig –“
 Jens Baggesens Tagebuch zu seinem Besuch in Weimar und
 Jena im Sommer 1790 185

Buchbesprechungen

- Tucker, Brian: Paul Hamilton: Metaromanticism. Aesthetics,
 Literature, Theory. 225
- Schimma, Sabine: Maximilian Bergengruen/Johannes F. Leh-
 mann/Hubert Thüring (Hrsg.): Sexualität – Recht – Leben.
 Die Entstehung eines Dispositivs um 1800. 229
- Kohlroß, Christian: Andrea Polaschegg: Der andere Orienta-
 lismus. Regeln deutsch-morgenländischer Imagination im
 19. Jahrhundert. 236
- Degler, Frank: Mads Nygaard Folkmann: Figurationen des
 Übergangs. Zur literarischen Ästhetik bei Novalis. 240
- Kittstein, Ulrich: Mario Zanucchi: Novalis – Poesie und
 Geschichtlichkeit. Die Poetik Friedrich von Hardenbergs. . . . 243
- Meißner, Thomas: Detlef Kremer (Hrsg.): Die Prosa Ludwig
 Tiecks 245
- Rehme-Iffert, Birgit: Die Konstruktion des Endlichen: Schlei-
 ermachers Philosophie der Wechselwirkung. 250
- Steigerwald, Jörn: Joseph Vogl: Kalkül und Leidenschaft. Poe-
 tik des ökonomischen Menschen. 253
- Steigerwald, Jörn: Erich Kleinschmidt: Die Entdeckung der
 Intensität. Geschichte einer Denkfigur im 18. Jahrhundert. . . 260

Ideenzirkulation

- Michaud, Stéphane: Inhaltsverzeichnis von „Romantisme“ No.
 124-131 267
- Anschriften der Mitarbeiter* 275
- In eigener Sache 276

Editorial

Dieser Jahrgang versammelt im Wesentlichen Beiträge zu drei Komplexen: 1. zu Mozart *und* Schiller (die Brücke schlagend zwischen zwei Kommemorationsjubiläen), 2. zu Wilhelm von Humboldt im Zusammenhang mit der ersten vollständigen Ausgabe seines sprachwissenschaftlichen Nachlasses; 2. zu allerlei politisch-literaturwissenschaftlich-medienwissenschaftlichen Komplexen, deren Zusammenstellung nicht wie bei 1. und 2. dem Kohärenzprinzip untersteht, sondern der Maxime „*variatio delectat*“ folgt. Dazu gehören Beiträge zu Hawthornes zwiespältigem Verhältnis zur Fotografie, zu Carl Schmitts geistiger Selbstheilung durch Verstoßung der „politischen Romantik“ aus der eigenen Seele, und zu Kleists so genannter Gespenstererzählung *Das Bettelweib von Locarno*, die eine gründliche und überraschend neue Kontextuierung erfährt. Iring Fetscher zeigt die seismografische Kraft eines Mottos aus dem *West-Östlichen Divan* in der politischen Philosophie von Goethe und Hegel über Marx bis Walter Benjamin.

Ich beginne mit ein paar charakterisierenden Worten zum 3. Block. Als man in der Neuen Welt noch gefahrlos deutsch zitieren konnte, prangten auf dem Titelblatt der *New York Daily News* (vom 23. Juni 1853) die Goethe-Verse „Sollte diese Qual uns quälen,/ Da sie unsre Lust vermehrt?“. Der Verfasser, kein geringerer als Karl Marx, stimmt damit ein Leitmotiv (aus dem „Buch Timur“) an, das Iring Fetscher mit gleichermaßen geschichtsphilosophischer wie humanistischer und politologischer Bildung in den Werken Goethes, Hegels, Marxens und Benjamins aufspürt. Es geht erst um die zwiespältige Rolle des seinwollenden, aber mit starkem moralischen Applaus besieigten Weltimperators Napoleon, dann mehr und mehr um den Zwiespalt der weltweiten Industrialisierung in Gestalt einer – durch die List der Vernunft irregeführte – „Lokomotive des Fortschritts“. Der Beitrag lässt uns nachdenklich, auch über die von Marx so stark gewürdigte Macht des unvergänglichen Klassischen über die neueren Weltläufe.

Nicht Herzenskälte verurteilt das Bettelweib von Locarno zum Tode. Es sind vielmehr narrative Inkonsistenzen des Kleistschen Erfolgtextes, die von Johannes F. Lehmann liebevoll und verstörend analysiert werden, um die Untriftigkeit der üblichen Deutung zu demonstrieren. Der Leser erlebt die Inszenierung einer Mitleidshandlung in einem durchaus repräsentativen Raum, nicht die Herzensregung selbst, der Kleist Novelle Ausdruck verleiht. Kleist stellt das Auseinanderfallen eines toten Körpers mit einem gespenstischen Laut in Kontrast gegen die trügerische Kausal-Beziehung von „Untat und Rache“.

Hawthorne, der technisch-wissenschaftliche Manipulationen der Menschenseele calvinistisch als „*impardonable sin*“ perhorresziert, ist merkwürdig aufgeschlossen gegenüber den ersten in Neuengland herumgereichten Daguerreotypen. Statt sie als überlegene Repräsentationen der physischen Wirklichkeit zu rühmen oder zu verurteilen, sieht er in ihnen – freilich unheimliche – Kräfte aufleuchten, die das Undarstellbare der Darstellung gefügig machen („Sichtbarmachung des Unsichtbaren“). Eine frühromantische Obsession verbündet sich mit der Würdigung des technischen Fortschritts. Mesmerismus tritt an die Seite des Szientismus. Hawthorne sieht zwei Gattungen vor: *romance* und *novel*. Die Unterscheidung von Romantik und Realismus/Naturalismus verliert ihre Trennschärfe. Damit wird Hawthorne, der als einer der ersten großen Romanciers der Neuen Welt auf das Thema der verdischen Wirklichkeitsabbildung reagiert, zum unerwarteten Seismografen der Erfolgsgeschichte der Fotografie – nicht nur in den Staaten. Michael Franks sachkundiger und spannender Text beleuchtet den Zwiespalt der Technisierung unter einem neuen Aspekt, der sich mit dem (vorangehenden) Fetscherschen unversehens verbündet – und hat dabei die internationale Romantik im Blick.

Carl Schmitt, der Autor von *Politische Romantik*, erweist sich, wie Reinhard Mehring detailtreu – unter Benutzung unbekannten biographischen Materials – ans Licht bringt, in seinen frühen, noch kaum ausgewerteten Tagebüchern als Inquisitor seiner selbst. Nicht eigentlich der Romantik, sondern sich selbst macht er den zum Liberalismus disponierenden Ästhetizismus zum Vorwurf. Diese Haltung sei ein ohnmächtiger Versuch, sich gegenüber der „Irrationalität des Realen“ zu behaupten. Ein Romantiker bleibt er aber so gut wie Schlegel, indem er sich in die Arme des Katholizismus wirft und sich, ebenfalls

wie dieser Herr, der politischen Gegenrevolution beigezelt, freilich einer übleren: „Occasionalismus“ pur.

Nun ein paar Worte zum Schiller-Mozart-Block: Als der große Gelehrter, der er ist, führt uns Jan Assmann auf geringem Raum an den Knotenpunkt des schier unüberschaubaren Geflechts von Traditionslinien, die in die Varietäten der Rezeption der (ägyptischen) Mysterien im ausgehenden 18. Jahrhundert auslaufen, und findet den Schlüssel zur Deutung in einem zeitgenössischen Rezeptionsinteresse. Bei der Wiederentdeckung der Mysterienkulte laufen aufgeklärte und romantisch-neumythologische, freimaurerische und gelehrte Interessen zusammen. Mysterien sind der geoffenbarten Religion entgegengesetzt, aber sie bereiten die Offenbarung auch vorsichtig vor. Bald wird der Schaden unzeitiger Enthüllung, bald das Zittern des Priestertums vor der Veröffentlichung seiner Elukubrationen perhorresziert. Schiller und Mozart stehen mitten inne, jener mit einer durch Reinhold angeregten Schrift über Moses, den Ägypter, der Freuds späte Arbeit *Der Mann Moses* anstoßen wird und das an die Öffentlichkeit gezerzte ägyptische Mysteriengeheimnis im hebräischen Monotheismus – dem erhabensten aller Gedanken – veröffentlicht und realisiert sieht; dieser – konventioneller, aber mit unerreichtem ästhetischen Charme, seinen Helden begabend mit der Wunderwaffe „des Instruments, zu dem man nicht singen kann“ – sieht die im Isis-Mysterium verborgene Wahrheit „bald“ ans Licht drängen. Marx hat seiner Dissertation ein Wort des frühen Schelling, des Mysteriendenkers, als Motto vorangestellt: „Es ist Verbrechen an der Menschheit, Grundsätze zu verbergen, die allgemein mittheilbar sind.“ Ein großartiges Wort.

Christian Kohlroß tritt ein für die These, Erlebnisse aus der ersten Person Singular könnten aus theatralischer Inszenierung und der Gewalt des Worts in einem innovativen Diskurs entspringen – und mithin eine Subversion im Umgang mit der ‚Subjektivität‘ bewirken. Der im Wortsinn rasende Erfolg von Schillers *Räubern* wird aus einem Paradox der aufgeklärten ‚Vernunft‘ erklärt: Subjektivität empört sich gegen deren Grenzen bis zur Phrenesie – aber im Namen der Vernunft. Eine normativ absolut freigestellte Subjektivität wäre ruinös – und niemand kann sie sich wünschen. „Wäre ein jeder frei ohne Gesetz“, hatte Kant in einer *Metaphysik*-Vorlesung von 1784 gelehrt, „so könnte nichts Schrecklicheres gedacht werden“ (AA XXVII, 1320). Muss aber entfesselte Subjektivität darum mit dem ‚Herzen‘, der ‚Liebe‘ gleich-

gesetzt werden, die doch ihre Pascalschen Regeln haben? Was verbindet den Ausdruck zudem mit der Subjektivität des cartesianisch-kantischen Subjekts? Wenn nichts, dann scheint das Phänomen kein Spezifikum der Moderne zu sein, die zu Recht auch ‚Subjektphilosophie‘ genannt worden ist.

Bleibt – krönend – der Humboldt-Komplex: Jürgen Trabant hatte am 13. Januar d. J. in seiner Doppelfunktion als Linguist von Gnaden und als Repräsentant der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften *ex officio* die von Kurt Mueller-Vollmehr betreute Edition des Wilhelm von Humboldtschen sprachwissenschaftlichen Nachlasses zu charakterisieren und zu würdigen. Dabei stellt er klar (und wird viele Gebildete damit vor den Kopf stoßen), dass Wilhelm von Humboldt zwar unangefochten für einen unserer großen und Klassiker gilt (als Ästhetiker, als Sprachphilosophie, als Diplomat, Pädagoge und Gründer der Humboldtschen Universität), dass sein im strengeren Sinne sprachwissenschaftliches Werks aber teils unbekannt, teils gar nicht, teils nicht in kritischer Form publiziert ist. Das ist, sagt Trabant, die Folge zweier Verzettlungen: einer materiellen und einer geistigen. Zur ersten: Der *Kawi*-Komplex etwa bleibt unvollendet oder ist in inextrikabler Eigenautorschaft von Buschmann fortgeführt worden. Die von Humboldt abgeschlossene, aber von Buschmann nie veröffentlichte *Mexikanische Grammatik* wurde erst 1994 von Manfred Ringmacher publiziert. Die Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs verzettelten teils und zerstörten auch Humboldts Nachlass, Mueller-Vollmer gelang es, in den Archiven der Krakauer Jagiellonischen Bibliothek Wesentliches und auch Neues zu bergen, Aber – das erklärt, zweitens –, die geistige Verzettlung seines Erbes – Humboldt stand als reiner Sprachwissenschaftler schon zu Lebzeiten unter keinem guten Rezeptionsstern: Der kometenhafte Aufstieg der vergleichenden Sprachwissenschaft mit seiner Überbetonung des Indoeuropäischen (Bopp, Grimm) und ein neu sich bildender Exaktheitsanspruch verschoben Humboldts Anstrengung höflich-expeditiv ins Genre Sprachphilosophie (gut präsentiert von Leitzmanns 17bändiger Akademie-Ausgabe, die nur 4 sprachtheoretische Bände enthält). Und der aufkommende Strukturalismus (de Saussure, Helmslev, Bloomfield) war – trotz Steinthals Mittlerschaft, bei dem Saussure ja noch studiert hat – nicht mehr daran interessiert, seinen Gedanken von Differentialität und Artikulation der „Ausdrucksmassen“ an Humboldts gedanklichen Durchbruch rückzubinden.

Der Editor selbst, gewiss einer der weltweit führenden Wilhelm-von-Humboldt-Spezialisten, ergreift nun das Wort und liefert uns ein integrales Porträt des Menschen und des Denkers. Wie Trabant betont er, dass Wilhelm von Humboldt zwar auch Sprachphilosoph war, dass das leidige Epitheton aber seine eigentlichen Leistungen als empirisch arbeitender Sprachwissenschaftler verdunkelt, ja ihn bei Linguisten in Verruf gebracht hat. Alle Fachwissenschaften haben sich früher oder später einmal vom mütterlichen Boden der Philosophie abgelöst – Humboldt ist dafür, meint Mueller-Vollmer, ein glänzender Beleg; und die Wiedereinholungsversuche durch Philosophen sind seiner wissenschaftlichen Leistung abträglich. So ist auch der überbordende, durchaus empirisch materialorientierte handschriftliche Nachlass zu der Abhandlung *Ueber den Dualis* von Leitzmann nicht zu Publikation vorgesehen worden; und über Humboldts umfangreiche Notizen zu den amerikanisch-indianischen Sprachen, dem Werk, das auch ein Stück Zusammenarbeit zwischen den Humboldt-Brüdern sichtbar hätte machen sollen, ist durch Ringmacher erst 1994 veröffentlicht worden. – Den Rest bildet Mueller-Vollmers Führung durch Disposition und Anlage der neuen Aufgabe, der das *Athenäum* ein uns alle weiter bringendes gutes Gelingen wünscht.

Den Übergang zum (ungewollt schmal ausgefallenen) Rezensionsteil macht die Transkription und Erstveröffentlichung derjenigen Auszüge aus Baggesens Tagebüchern (Sommer 1790), die seinen Eintritt in die gebildete Welt von Weimar und Jena, die erste Bekanntschaft mit Wieland, mit Schiller und – für die Konstellationsforschung am wichtigsten – mit Reinhold berichten. In seinem und im Kreis seiner Schüler wird er zu einem geselligen Mittelpunkt und Bindeglied, wie es sonst nur Franz Paul von Herbert war, den Baggesen an Mitteilungsdrang und Informativität freilich leicht in den Schatten stellt. Die Sentimentalität dieser Tagebücher, ihr Tränenreichtum, das Küssen und Umarmen werfen übrigens Fragen auf über die Ziehbarkeit der Grenzlinie zwischen Empfindsamkeit (mit Aufklärung gepaart) und postkantianischer Nüchternheit (Erhard, Forberg und Niethammer), der die Frühromantik doch weit mehr zuneigt als dem Reinhold- und Baggesen-Stil. Der mit Liebe und Sachverstand beigelegte Kommentar von Andreas Berger macht deutlich, wie dringend die Konstellationsforschung auf die Transkription (und teilweise: die Übersetzung) weiterer Teile dieser Tagebücher angewiesen sein wird: Gegenstand eines der an den Unis nun unentbehrlich gewordenen Projektanträgen.

Den vorliegenden Band hat ganz allein mein Mitarbeiter Andreas Berger formatiert, korrigiert und gestaltet; ihm allein gilt mein tief empfundener Dank. Freilich kann eine so vollständige Entlastung von Lektorat und Herstellung nicht zur Norm der Herausgeber-Tätigkeit werden. Ein erstes, in Zukunft strikt beachtetes Kriterium wird sein, dass *nur* noch Beiträge in die Auswahl einbezogen werden, die strengstens nach den am Band-Ende abgedruckten Texteinrichtungsinweisen gearbeitet sind und sich, ohne große Umarbeitung, gleich als Druckvorlagen gebrauchen lassen.

Manfred Frank

Jan Assmann (Heidelberg)

Schiller, Mozart und die Suche nach neuen Mysterien

Schiller und Mozart: die Konstellation dieser beiden Namen wirkt ungewöhnlich. Außer der zufälligen Nachbarschaft ihrer beiden Gedenkjahre scheinen sie nicht viel gemeinsam zu haben. Wenn ich in diesem Beitrag trotzdem versuche, hier einen gemeinsamen Bezugspunkt, einen Überschneidungsbereich gemeinsamer Interessen ausfindig zu machen, dann bin ich mir bewußt, damit keineswegs ins Zentrum ihres jeweiligen Werkes zu treffen. Weniger randständig allerdings ist das Phänomen, um das es mir hier geht, wenn es auch in der Literatur- und Musikwissenschaft bisher noch weitgehend unbekannt geblieben zu sein scheint. Ich meine das wahre Mysterienfieber, von dem das geistige Europa im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts erfaßt wurde. Das auffälligste Symptom dieser Faszination ist eine Flut von Schriften über die antiken Mysterienkulte, die nie vorher und nie nachher eine vergleichbare Aufmerksamkeit gefunden haben. Wenn wir einen Blick in diese Schriften werfen, erkennen wir allerdings schnell, daß die Antike nicht um ihrer selbst willen erforscht wurde. Worum es ging, war: Vorbilder zu finden für die eigene Zeit und ihre Probleme. In den antiken Mysterien erkannten sich die Geheimgesellschaften des späten 18. Jahrhunderts wieder. Im Jahre 1782 erschien anonym ein Buch mit dem Titel *Über die alten und neuen Mysterien*¹: Dieser Titel ist programmatisch für die ganze Debatte, die zwischen 1776 und 1800 weite Kreise der geistigen Welt in Bann schlug. Die alten Mysterien interessierten als Ursprung und Modell der neuen Mysterien, nach denen diese Zeit rief wie wenig später nach einer neuen Mythologie.²

Da das alte Ägypten als die Wiege aller Mysterien galt, äußerte sich diese Mysterienfaszination vor allem in einer Begeisterung für alles Ägyptische. Dieser Aspekt des Phänomens ist unter der Bezeichnung Ägyptomanie bekannt und relativ gut erforscht.³ Der weitere Kontext dieser Ägypten-Begeisterung aber, der vielmehr in der besagten Mysterienfaszination zu sehen ist, ist demgegenüber im Hintergrund

1 Verfasser ist der Orientalist und Theologe Johann August (Freiherr von) Starck (1741-1816).

2 Frank 1982; Frank 1988

3 Syndram 1990; Seipel 2000

geblieben. Erst in diesem Kontext wird jedoch die eigentümliche Ägyptomanie des späten 18. Jahrhunderts verständlich, die zur napoleonischen Ägyptenexpedition und dadurch letztendlich eine Generation später zur Gründung der Ägyptologie führte. „Der Ruf, auf den die Erinnerung antwortet“, schrieb Henri Bergson, „geht von der Gegenwart aus.“⁴ Auch der Ruf, auf den die Erinnerung an das alte Ägypten antwortete, ging von der Gegenwart aus. Die Gegenwart rief nach neuen Mysterien, und die Antwort suchte man in der Erforschung der alten, insbesondere ägyptischen Mysterien.

Bevor wir versuchen, Gründe für diese Suche zu benennen, möchte ich das Phänomen als solches kurz umreißen, das mir noch weitgehend unbekannt geblieben zu sein scheint.⁵ Auch meine Forschungen stehen noch ganz am Anfang. Nur soviel zeichnet sich schon jetzt deutlich genug ab, daß wir es mit einer literarischen Modeerscheinung zu tun haben, die dem Thema „Mysterien“ zwischen 1776 und 1800 eine einzigartige intellektuelle Hochkonjunktur verschaffte, mit einem entschiedenen Gipfel zwischen 1782 und 1787.⁶

4 Bergson 1982, 148

5 Meumann 1999, Maurice 1997

6 Hier ist eine Zusammenstellung einiger einschlägiger Publikationen, soweit sie mir – ohne systematische Suche – bekannt geworden sind:

1. William Warburton (1738-1741), *The divine legation of Moses.*, Book II

2. Christoph Meiners (1776), *Über die Mysterien der Alten, besonders die Eleusinischen Geheimnisse*

3. [Carl Friedrich Köppen und Johann Wilhelm Bernhard von Hymmen] (1778) *Crata Repoa; oder Einweihungen in der alten geheimen Gesellschaft der ägyptischen Priester*

4. Abt R. [Friedrich Gabriel Resewitz] (1782), *Über die Einweihungen in den alten und neuern Zeiten*

5. [Cornelius de Pauw] (1773), *Recherches philosophiques sur les Egyptiens & Chinois II*

6. [Johann August Starck] (1782), *Über die alten und neuen Mysterien*

7. Friedrich Victor Leberecht Plessing (1783), *Osiris und Sokrates.*

8. [Paul Joachim Siegmund Vogel] (1784), *Briefe, die Freymaurerey betreffend, Zweite Sammlung: Briefe über die Mysterien*

9. Guillaume Emmanuel Joseph Guilhelm de Clermont Lodève Baron de Sainte Croix (1784), *Memoires pour servir à l'Histoire de la religion secrete des anciens Peuples, ou Recherches historiques et critiques sur les Mysteres du Paganisme* [1817]

10. [Anonymus] (1787), *Characteristick der Alten Mysterien für Gelehrte und Ungelehrte, Freymäurer und Fremde: aus den Originalschriftstellern*

11. Br. Decius [Carl Leonhard Reinhold] (1787), *Die Hebräischen Mysterien oder die älteste religiöse Freymaurerey* [Neuaufgabe: Reinhold 2001, 2006]

Die Mysterienliteratur des späten 18. Jahrhunderts – und das ist vermutlich der Grund für ihre Unbekanntheit – ist gewiß kein Phänomen des literarischen Höhenkamms. Es handelt sich vor allem um gelehrte Abhandlungen, die – so heiß auch immer sie in jener Zeit diskutiert worden sein mochten – alsbald wieder einer bis heute andauernden Vergessenheit anheim fielen. Doch gibt es auch einige Werke der schönen Literatur. Unter diesen ragen zwei Romane heraus, die zugleich Anfang und Ende dieser Hochkonjunktur des Mysterienthemas markieren: Matthias Claudius, *Die Geschichte des Königs Sethos*⁷, erschienen 1777 und 1778, und Johann Heinrich Jung-Stilling, *Das Heimweh*⁸, erschienen 1794 und 1795. Claudius' Roman ist eine Übersetzung aus dem Französischen des Abbé Jean Terrasson, dessen Roman schon 1731 erschienen war, aber erst in Claudius' Übersetzung in Deutschland Furore machte.⁹ Ein weiterer Erziehungsroman, in dessen Mittelpunkt die Erfahrung der Einweihung in die Mysterien einer Geheimgesellschaft steht, Ramsays *Die Reisen des Cyrus*, wurde ebenfalls von Matthias Claudius ins Deutsche übersetzt.¹⁰ Es handelt sich um Erziehungsromane in der Tradition des *Télémaque* (1699) von François de Salignac de La Mothe-Fénelon, verlegt ins Alte Ägypten und damit in eine doppelstöckige, in Außen und Innen, Öffentlichkeit und Geheimnis, gespaltene Welt, wo der Erziehungsweg zur Initiation wird. Man hat mit vielem Recht den Erziehungs- oder Bildungsroman des 18. Jahrhunderts¹¹ mit Protestantismus und Pietismus, der persönlichen Frömmigkeit und der individualistischen Innerlichkeit der Seelenbildung zusammengebracht, dabei aber den initiatorischen Aspekt die Bedeutung der Geheimgesellschaft außer acht gelassen.¹² Dieser Aspekt hat bis ins 19. Jahrhundert hinein eine eigene Tradition initia-

12. Pallini [Johann Gottlieb Herrmann] (1789), *Mystagog oder Vom Ursprung und Entstehung aller Mysterien und Hieroglyphen der Alten, welche auf die Freymaurerey Bezug haben*

13. Karl Josef Michaeler (1796), *Historisch-kritische Abhandlung über die phönici-schen Mysterien*

Für zahlreiche Hinweise bin ich Dr. Florian Ebeling, München, verpflichtet, mit dem ich seit einigen Jahren an einer Untersuchung über die Ägyptenrezeption des 18. Jahrhunderts und die Quellen zur Zauberflöte zusammenarbeite.

7 Terrasson 1777-78

8 Jung-Stilling 1795; Jung-Stilling 1841-1843, IV [1841]

9 Terrasson 1767

10 Ramsay 1780

11 Sehr einflußreich wurden später J.-J. Rousseau, *Émile ou de l'éducation* (1762) und Chr. M. Wieland, *Agathon* (1766/67).

12 Selbmann 1994, Voßkamp 1989 und 2004

torischer Bildungsromane hervorgebracht. Jung-Stillings Roman ist der Versuch, beide Aspekte, den pietistischen und den initiatorischen, zu verbinden: Hier wird das freimaurerische und freidenkerische Mysterienparadigma im christlich-pietistischen Sinne umgedeutet und das Reich Gottes als eine Geheimgesellschaft dargestellt, inklusive der ägyptischen Einweihung in den Substruktionen der Pyramiden, die ganz im Sinne der *Zauberflöte* und in engster Anlehnung an Claudius-Terrasson als ein Gang durch Feuer und Wasser dargestellt wird. Auch in anderen Bildungsromanen der Jahrhundertwende um 1800 spielen Initiation, Mysterien und Geheimgesellschaften eine Rolle, wie etwa in *Wilhelm Meisters Lehrjahre* von Johann Wolfgang von Goethe (1795), *Heinrich von Ofterdingen* von Novalis (1802) und den beiden von Manfred Frank herangezogenen Mysterienromanen von Rostorf (= Gottlob Albrecht Karl von Hardenberg), *Pilgrimschaft nach Eleusis*¹³, und Isidorus Orientalis (= Otto Heinrich Graf von Loeben), *Guido*¹⁴.

Der Auslöser dieser Mysterienfaszination läßt sich genau angeben. Das ist eine Schrift des Göttinger Philosophen Christoph Meiners, die 1776 erschien: *Über die Mysterien der Alten, besonders die Eleusinischen Geheimnisse*.¹⁵ Das Neue, ja Bahnbrechende an diesem Buch war die politische Dimension, in der es die eleusinischen und anderen Mysterien darstellte. Damit hörten sie auf, ein Gegenstand rein antiquarischen Interesses zu sein und erschienen den Zeitgenossen plötzlich als Spiegel und Vorbild ihrer eigenen Situation. Dabei war Meiners darin noch nicht einmal originell. Er griff mit dieser Schrift zurück auf das Werk des englischen Bischofs, Literaturwissenschaftlers und Altphilologen William Warburton, *The Divine Legation of Moses*, das 1738-1741 in drei Bänden erschienen war und in seinem zweiten von neun Büchern die antiken Mysterien behandelt.¹⁶ Vielleicht war es der ehrfurchtgebietende Umfang dieses monumentalen Werkes, der eine sofortige Breitenwirkung verhinderte. Darin ging es Warburton ähnlich wie seinem Zeitgenossen Giambattista Vico, der ein ganz paralleles Projekt verfolgte und ebenfalls erst 40-50 Jahre später einen entsprechenden und auf lange Sicht noch wesentlich nachhaltigeren Durchbruch erlebte. Vico zog in ganz orthodoxer Weise die Grenze zwischen profaner und heiliger Geschichte, wandte dann aber sein

13 Frank 1982, 249

14 Frank 1982, 250.

15 Meiners 1776

16 Warburton 1738-1741

ganzes Interesse der profanen Geschichte zu und fragte, wie eigentlich die Geschichte von Völkern verläuft, die nicht von Gott gelenkt ist. Warburton zog nicht minder orthodox die Grenze zwischen der auf Offenbarung gegründeten biblischen Religion und den heidnischen Religion, wandte dann aber sein Interesse dem Heidentum zu. Seine Frage war, wie Religionen funktionieren, die nicht auf göttliche Offenbarung gegründet sind.

Seine Antwort entwickelt Warburton in der verblüffenden These von der Geburt der Mysterien aus dem Geist der politischen Theologie, und zwar des Heidentums. Die Heiden, die von der Offenbarung ausgeschlossen sind, waren – um Warburtons gewundenen Argumentationsgang kurz zusammenzufassen – auf das angewiesen, was man im 18. Jahrhundert „natürliche Theologie“ nannte: die Erkenntnis Gottes aus der Natur, durch Rückschluß von der Schöpfung auf den Schöpfer. So wurden sie zu Deisten, ja Spinozisten *avant la lettre*. Auf dieser Religion aber, das war Warburtons These, läßt sich kein Staat aufbauen. Die Religion der Vernunft oder die natürliche Theologie kann nicht staatstragend sein. Der Staat braucht Götter zum Schutz der Gesetze und zum Ausdruck nationaler Identität. Ohne die Furcht vor lohnenden und strafenden Gottheiten würde niemand die Gesetze achten, und ohne Stadt-, Landes-, Staats- und Reichsgötter würde niemand wissen, was er ist und wohin er gehört. So kommt es zur Spaltung der Religion in einen exoterischen, staatstragenden Volkspolytheismus und einen esoterischen Deismus der Elite. Als Urbild und Modell aller heidnischen Staatswesen und Religionen galt die altägyptische Kultur, für deren Struktur sich schon vor Warburton der Begriff der *duplex philosophia* eingebürgert hatte.¹⁷ Für diese doppelte, in eine exoterische und eine esoterische Seite gesplante Philosophie oder Religion bot Warburton nun eine politische Deutung an. Die esoterische Religion bzw. Philosophie mußte im Verborgenen, im Untergrund praktiziert und tradiert werden, weil der fiktive Charakter der polytheistischen Götterwelt vor dem Volk geheim gehalten werden mußte. Warburton gab sich allerdings alle Mühe, die Alten Ägypter und die nach ihrem Modell eingerichteten heidnischen Staaten der Antike gegen den Vorwurf des Priesterbetrugs in Schutz zu nehmen, indem er die Unabdingbarkeit, ja, man ist im Vorgriff auf Nietzsche versucht zu sagen: die Lebensdienlichkeit der Fiktionen betont, auf denen die Volksreligion beruht. Ohne sie wären eine zivile Gesellschaft und ein

17 Reimann 1718

geordnetes Staatswesen undenkbar. Man muß sie daher vor den Wahrheiten schützen, die sie als Fiktionen entlarven würden.

Die Lösung, die die Ägypter für dieses Problem gefunden haben, besteht in dreierlei: in der Stiftung eines Ordens, dem die Pflege und Weitergabe der staatsgefährdenden Wahrheit oblag, in der Ausbildung einer Symbolschrift für eine nur Eingeweihten lesbare Aufzeichnung und schließlich in der bei ihnen zu einzigartiger Vollendung entwickelten Kunst, unter der Erde zu bauen und ausgedehnte Archive, Forschungsstätten und Ritualbühnen anzulegen, in denen die esoterische Religion in vollkommener Verborgenheit vor den Augen der Uneingeweihten praktiziert werden konnte. Die von den Antiquaren wie Athanasius Kircher und Bernard de Montfaucon sowie von Ägyptenreisenden wie Richard Pococke und Frederik Ludwig Norden beschriebenen, täglich um neue Entdeckungen vermehrten über und über beschrifteten Gänge, Kammern, Hallen und Säle konnten ja unmöglich alle zu Begräbniszwecken gedient haben, und der einzige Sinn, der sich vernünftigerweise mit diesen aufwendigen Installationen verbinden ließ, war die Schaffung eines den Blicken der Öffentlichkeit entzogenen Raums für die esoterische Religion. So lieferte die Archäologie mit der Entdeckung des unterirdischen Ägypten den letzten, entscheidenden Beweis für die Richtigkeit der Warburtonschen These. Der von ihm behauptete Antagonismus zwischen der öffentlichen, staatstragenden Volksreligion und der geheimen, philosophischen Mysterienreligion fand in Ägypten seinen Ausdruck im Gegensatz zwischen Hochbau und Tiefbau, oberirdischen und unterirdischen Anlagen.

Ich brauche wohl kaum im einzelnen auszuführen, eine wie große Faszination dieses Bild einer unter Duldung, ja Förderung des Staates buchstäblich in den Untergrund gegangenen Elite auf eine Leserschaft ausüben mußte, die sich ihrerseits zu einer Art inneren Emigration gezwungen sah, um im Schutz der Logen und Geheimgesellschaften ihr Projekt der Aufklärung zu betreiben. Die Parallele zwischen den altägyptischen Weisen, die unter der Erde den Gott der Philosophen verehrten und an der Veredelung der Metalle, des eigenen Selbst und der menschlichen Gesellschaft arbeiteten, und den europäischen Freimaurern, die in ihren Logen genau dasselbe Projekt betrieben, erschien so perfekt, daß sich die Freimaurer als Erben jener altägyptischen Priesterorden fühlen konnten.

Dieser Funke zündete im Jahre 1776, als Christoph Meiners' Schrift über die eleusinischen Mysterien erschien. Sie diente Adam

Weishaupt als Modell bei der Gründung des Illuminatenordens im gleichen Jahre. Aus dieser Konzeption der doppelten Religion als eines kulturimmanenten Pluralismus, ja Antagonismus (und zwar allerschärfster Ausprägung), der zu strengster Geheimhaltung zwang, folgte nun eine Vorstellung des Einweihungsrituals, das aufgrund seiner bedeutenden ästhetischen Implikationen unter anderem auch auf Schiller und Mozart eine große Faszination ausübte. Vielleicht ist hier eine Bemerkung darüber am Platz, wie beide mit dieser Konzeption in Berührung kamen. Der Zufall will es, daß diese Frage bei beiden nicht nur räumlich weit voneinander entfernten Künstlern auf die gleiche Quelle, die Wiener Freimaurerloge „Zur Wahren Eintracht“ führt. Zunächst Mozart: er war im Dezember 1784 der Schwesterloge „Zur Wohlthätigkeit“ beigetreten und führte seinen Vater Leopold bei dessen Wienbesuch im Frühjahr 1785 in die „Wahre Eintracht“ ein. Bei den Logensitzungen am 16. und 22. April wurde Leopold in den Gesellen- und Meisterstand aufgenommen; zu diesem Anlaß hielt Br. Anton Kreil zwei Vorträge, in denen er ein höchst lebendiges Bild von dem untergründigen ägyptischen Priesterorden und seinen Zusammenhängen mit der neueren Freimaurerei entwarf. Im Protokoll der entsprechenden Sitzungen sind diese Vorträge mit dem Titel „Ob es eine szientifische Maurerey gebe?“ vermerkt. Sie sind ohne Zweifel identisch mit dem großen Aufsatz, der unter dem Titel „Über die wissenschaftliche Maurerey“, der anonym im *Journal für Freimaurer* erschienen ist¹⁸ und der bisher Ignaz von Born zugeschrieben wurde. An der Verfasserschaft Anton Kreils kann aber gar kein Zweifel bestehen; er ist der Urheber der Unterscheidung zwischen „religiöser“ und „wissenschaftlicher Freimaurerei“,¹⁹ und die große in Band 1 des *Journals* veröffentlichte Studie Ignaz von Borns über „[d]ie Mysterien der Aegyptier“ kennt die Beziehung zwischen dem Prinzip der doppelten Religion und der unterirdischen Baukunst nicht, die der anonyme Verfasser der „wissenschaftlichen Freymaurerey“ entfaltet. Denn kein anderer als dieser Beitrag ist es, den ich oben zur Darstellung der ägyptischen Form der doppelten Religion referiert habe. Daß Mozart diese

18 *Journal für Freymaurer (JF)*, Heft 7 (1785) 49-78

19 Als „wissenschaftliche Freimaurerei“ versuchte sich die Wiener Loge „Zur Wahren Eintracht“ und andere illuminatisch orientierte Logen abzusetzen gegenüber den „Tempelherren der Strikten Observanz“, den Gold- und Rosenkreuzern und dem „Klerikat“ des Johann August Starck, dessen Buch *[ü]ber die alten und neuen Mysterien* ganz offenkundig die Wiener Mysterienforschung angeregt, wenn nicht ausgelöst hatte. Zum polemischen Sinn der Unterscheidung zwischen „wissenschaftlicher“ und „religiöser“ Freimaurerei siehe te Lindert 1998, 210; Snoek 2003.

Vorträge gehört hat, war bisher nicht bekannt, läßt sich aber zwingend nachweisen und eröffnet sehr suggestive Perspektiven auf mögliche erste Anregungen zur *Zauberflöte*, die man ja mit gutem Recht und in vielfacher Hinsicht als eine „opera duplex“ verstehen kann.

Die Loge „Zur Wahren Eintracht“ war die Hochburg der Mysteriendebatte. In ihrem *Journal* erschienen zwischen 1784 und 1787 nicht weniger als 14 Studien, teilweise von der Länge ganzer Monographien, die sich systematisch mit allen irgend bekannten Mysterienkulten der Alten Welt beschäftigten:

1. Ignaz von Born, „Die Mysterien der Aegyptier“ (*JF* 1 [1784], 15-132)
2. Karl Josef Michaeler, „Über Analogie zwischen dem Christenthume der erstern Zeiten und der Freymaurerey“ (*JF* 2 [1784], 5-63)
3. Joseph Anton von Bianchi, „Über die Magie der alten Perser und die Mithrischen Geheimnisse“ (*JF* 3 [1784], 5-96)
4. Ignaz von Born, „Über die Mysterien der Indier“ (*JF* 4 [1784], 5-54)
5. Anton Kreil, „Geschichte des pythagoräischen Bundes“ (*JF* 5 [1785], 3-28)
6. Karl Haidinger, „Über die Magie“ (*JF* 5 [1785], 29-56).
7. Anton Kreil, „Geschichte der Neuplatoniker“ (*JF* 6 [1785], 5-51)
8. Carl Leonhard Reinhold, „Über die kabischen Mysterien“ (*JF* 7 [1785], 5-48)
9. [Anton Kreil], „Über die wissenschaftliche Maurerey“ (*JF* 7 [1785], 49-78)
10. Carl Leonhard Reinhold, „Über die Mysterien der alten Hebräer“ (*JF* 9 [1786], 5-79)
11. Augustin Veit von Schittlersberg, „Über den Einfluß der Mysterien der Alten auf den Flor der Nationen“ (*JF* 9 [1786], 80-116)
12. Anton Kreil, „Über die eleusinischen Mysterien“ (*JF* 10 [1786], 5-42)
13. Carl Leonhard Reinhold, „Über die größern Mysterien der Hebräer“ (*JF* 11 [1786], 5-98)
14. Michael Durdon, „Über die Mysterien der Etrusker, insonderheit über die Geheimnisse des Bachus“ (*JF* 12 [1787], 5-164)

Einer der originellsten und produktivsten Mitarbeiter dieses großangelegten Forschungsprojekts war der junge Philosoph Carl Leonhard Reinhold, der aber schon ein Jahr vor Mozarts Eintritt, mit Empfehlungsschreiben ausgestattet, von Wien nach Weimar und zu Wieland gegangen war, um alsbald dessen Schwiegersohn und wenig später Professor in Jena zu werden. Bei Wieland lernte Reinhold Schiller kennen, den er alsbald als Professor nach Jena holte und mit seinem

Mysterienfieber ansteckte.²⁰ Zeugnis davon gibt Schillers Essay *Die Sendung Moses*, der auf Reinholds zu einem Buch ausgearbeiteten Logenvorträgen über die Mysterien der Hebräer beruht;²¹ daß Schiller dann fünf Jahre später mit seiner Ballade über „[d]as verschleierte Bild zu Sais“ (*SW* I, 224-226) noch einmal auf das Thema der ägyptischen Mysterien zurückkam, zeigt die Nachhaltigkeit der Faszination.

Das Ritual der Einweihung in die Mysterien, wie es sich aus der antagonistischen Konzeption der doppelten Religion ergab und Schiller wie Mozart so nachhaltig fasziniert hat, sieht drei Stufen vor. Die erste Stufe, die bei Warburton allerdings erst den vorletzten, schon zu den „Großen Mysterien“ gezählten Schritt der Einweihung bildet, bestand in der Befreiung des Neophyten von den Vorurteilen und Irrlehren der Volksreligion, also in „Aufklärung“ im eigentlichsten Sinne. Die zweite Stufe bildeten Prüfungen, die den Novizen schweren emotionalen Erschütterungen aussetzten, damit seine Sinne zum Empfang jener Erfahrungen und Belehrungen aufnahmefähig werden, die mit dieser Stufe, den „kleinen Mysterien“, verbunden sind. Für diese Verbindung von Leiden und Lernen berief man sich auf das berühmte Wortspiel des Aristoteles, der die Mysterienerfahrung als Verbindung von *pathen* und *mathein*, „leiden“ und „lernen“ bezeichnet hatte.²² Die dritte und letzte Stufe, die nur den allerstärksten und reifsten, zur Ausübung des Herrscheramts bestimmten Naturen vorbehalten war, die „großen Mysterien“, mußten ihn geradezu bis an den Rand einer Todeserfahrung führen, bevor er dann imstande war, die entschleierte Wahrheit zu schauen, oder, wie es in der *Zauberflöte* heißt, den Blick ins Heiligtum des größten Lichts zu werfen.

Die entscheidende, für diese Todeserfahrung immer wieder herangezogene Stelle steht in der Anthologie des Stobaios und wird mit großer Sicherheit Plutarch zugeschrieben:

Hier ist die Seele ohne Erkenntnis außer wenn sie dem Tode nah ist.
Dann aber macht sie eine Erfahrung, wie sie jene durchmachen, die sich

20 Siehe hierzu meine Neuausgabe von Reinhold, *Die hebräischen Mysterien oder die älteste religiöse Freymaurerey* (1787), Reinhold 2001 (²2006), sowie das Nachwort der genannten 2. Auflage, 157-204.

21 Assmann 1998; Wolf-Daniel Hartwich 1997; Schillers Essay ist auch abgedruckt im Anhang zu meiner Neuausgabe von Reinholds Text, Reinhold 2001 (²2006), 129-156.

22 Wir kennen die Stelle (fr. 15) aus einem Zitat des Synesius, der sie auf die philosophische Unterweisung bezieht. Auf der höchsten Stufe der philosophischen Mystik hört das Lernen auf und den Eingeweihten wird die reine Schau, die *epopteia*, zuteil. Vgl. Burkert 1990, 75 u. 124, Anm. 2, und Riedweg 1987, 127-130.

der Einweihung in die Großen Mysterien unterziehen. Daher sind auch das Wort „sterben“ ebenso wie der Vorgang, den es ausdrückt, (τελευταν) und das Wort „eingeweiht werden“ (τελεισθαι) ebenso wie damit bezeichnete Handlung einander gleich. Die erste Stufe ist nur mühevolleres Umherirren, Verwirrung, angstvolles Laufen durch die Finsternis ohne Ziel. Dann, vor dem Ende, ist man von jeder Art von Schrecken erfaßt, und alles ist Schaudern, Zittern, Schweiß und Angst. Zuletzt aber grüßt ein wunderbares göttliches Licht und man wird in reine Gefilde und blühende Wiesen aufgenommen, wo Stimmen erklingen und man Tänze erblickt, wo man feierlich-heilige Gesänge hört und göttliche Erscheinungen erblickt. Unter solchen Klängen und Erscheinungen wird man dann, endlich vollkommen und vollständig eingeweiht, frei und wandelt ohne Fesseln mit Blumen bekränzt, um die heiligen Riten zu feiern im Kreise der heiliger und reiner Menschen.²³

Ebenso wichtig waren für die Mysterientheorie des späten 18. Jahrhunderts die Andeutungen, die Apuleius in seinem Roman *Der Goldene Esel* über die Einweihung in die Isis-Mysterien gibt:

Accessi confinium mortis et calcato Proserpinae limine per omnia vectus elementa remeavi „Ich habe das Gebiet des Todes betreten, meinen Fuß auf die Schwelle der Proserpina gesetzt, und bin, nachdem ich durch alle Elemente gefahren bin, wieder zurückgekehrt.“²⁴

Auf Schiller mußte diese Konzeption tiefen Eindruck machen, weil sie so gut zu seiner Theorie des Erhabenen paßte, mit der er in jenen Jahren umging und die er in drei Schriften, dem 1793 publizierten Essay *Vom Erhabenen* (SW 5, 489-512), den 1793-94 erschienenen *Briefen über die ästhetische Erziehung* (SW 5, 571-669) und dem später erschienen Aufsatz *Über das Erhabene* (SW 5, 792-808) darlegte. Aristoteles' Unterscheidung von *pathein* und *mathein* entspricht genau der Schillerschen Unterscheidung zwischen dem praktisch und dem theoretisch Erhabenen. In diese Begrifflichkeit übersetzte Schiller (hier in *Vom Erhabenen*) Kants Unterscheidung des dynamisch und mathematisch Erhabenen:

Kant nennt daher das Praktischerhabene das Erhabene der Macht oder das Dynamischerhabene, im Gegensatz von dem Mathematischerhabe-

23 Plutarch fr. 178 Sandbach (Plutarch 1969, 316ff.), übers. vom Vf. Siehe dazu u. a. Paolo Scarpi (Hg.), *Le religioni dei Misteri* (2 Bde.), Milano 2002, Bd. 1, 176f. mit italienischer Übersetzung, außerdem Burkert 1990, 77f. und 82ff. Für Hinweise danke ich Christoph Riedweg. Der Baron de Sainte Croix, dessen Werk über die heidnischen Mysterien (1784) in Wien bekannt war, zitiert und bespricht die Stelle als einen Text von Plutarch ausführlich, vgl. de Sainte Croix ²1817, 380-383

24 Merkelbach 1995, 291-294; Burkert 1990, 82f.

nen. Weil aber aus den Begriffen *dynamisch* und *mathematisch* gar nicht erhellen kann, ob die Sphäre des Erhabenen durch diese Einteilung erschöpft sei oder nicht, so habe ich die Einteilung in das *Theoretisch*, und *Praktisch-Erhabene* vorgezogen. (SW 5, 490)

Grundlegend für das Verständnis von Schillers Begriff des Erhabenen ist seine Unterscheidung zwischen zwei anthropologischen Prinzipien, die er „Selbsterhaltungstrieb“ und „Vorstellungstrieb“ nennt:

Nun lassen sich alle Triebe, die in uns als Sinnenwesen wirksam sind, auf zwei Grundtriebe zurückführen. Erstlich besitzen wir einen Trieb, unseren Zustand zu verändern, unsre Existenz zu äußern, wirksam zu sein, welches alles darauf hinausläuft, uns Vorstellungen zu erwerben, also Vorstellungstrieb, Erkenntnistrieb heißen kann. Zweitens besitzen wir einen Trieb, unsern Zustand zu erhalten, unsre Existenz fortzusetzen, welches Trieb der Selbsterhaltung genannt wird. (ebd., SW 5, 489)

In seiner späteren, posthum veröffentlichten Schrift *Über das Erhabene* unterscheidet Schiller im gleichen Sinne zwischen Lebenskraft und Fassungskraft:

Der erhabene Gegenstand ist von doppelter Art. Wir beziehen ihn entweder auf unsere *Fassungskraft* und erliegen bei dem Versuch, uns ein Bild oder einen Begriff von ihm zu bilden: oder wir beziehen ihn auf unsere *Lebenskraft* und betrachten ihn als eine Macht, gegen welche die unsrige in nichts verschwindet. (SW 5, 797)

Das Praktisch-Erhabene versetzt uns in Furcht und fordert unseren Selbsterhaltungstrieb heraus, das Theoretisch-Erhabene übersteigt unser Denken und fordert unseren „Vorstellungstrieb“ heraus. Das Erhabene wird aber nur der standhaltenden Seele zur ästhetischen Erfahrung, die weder dem begrifflich Unfaßlichen noch dem physisch Überwältigenden erliegt. In den Mysterien wird die Erfahrung des Erhabenen als ein Mittel eingesetzt, Seele und Geist der Initianden schockartig aus der Umstrickung durch die sinnliche Welt und ihre Wahrnehmungsgewohnheiten zu befreien. In seinem späteren Aufsatz geht Schiller auf diese befreiende Schockwirkung ein:

Das Erhabene verschafft uns also einen Ausgang aus der sinnlichen Welt, worin uns das Schöne gern immer gefangen halten möchte. Nicht allmählich (denn es gibt von der Abhängigkeit keinen Uebergang zur Freiheit), sondern plötzlich und durch eine Erschütterung reißt es den selbständigen Geist aus dem Netze los, womit die verfeinerte Sinnlichkeit ihn umstrickte, und das um so fester bindet, je durchsichtiger es gesponnen ist. (SW 5, 799)

Die Mysterien, in denen es um *pathein* und *mathein*, um Herausforderungen des Selbsterhaltungstriebes bis zur Schwelle des Todes und um Herausforderungen des Vorstellungstriebes bis zur Konfrontation mit dem Unvorstellbaren ging, ließen sich als eine ästhetische Inszenierung des Erhabenen verstehen. Anders gesagt: Im Licht des Erhabenen zeigten sich die Mysterien, zeigte sich die altägyptische Kultur überhaupt als eine ästhetische Idee.

Mozarts Umsetzung der Mysterienkonzeption weist in dieselbe Richtung. Das Besondere jedoch bei seinem Projekt, das Erhabene auf die Opernbühne zu bringen, liegt darin, daß nun auch die Zuschauer in diese verwandelnde Mysterien-Erfahrung einbezogen werden.

Auch bei Tamino besteht die erste Stufe der Einweihung in der Desillusionierung, der aufklärenden Befreiung von den Fiktionen und Vorurteilen der profanen Welt. Um das bühnenwirksam darstellen zu können, müssen diese Illusionen jedoch vorher aufgebaut werden, und zwar so, daß auch das Publikum auf sie hereinfällt. Diesem Zweck dienen die ersten Szenen im Reich der Königin der Nacht und damit die Märchenstoffe aus Wielands *Dschinnistan*²⁵, mit denen Schikaneder an Mozart herangetreten war. Von diesen Vorurteilen und Illusionen macht sich Tamino dann schon in der Sprecherszene, im Finale des ersten Akts frei. Die Zuschauer brauchen mit Pamina und Papageno in der Regel sehr viel länger, um sich zu der neuen Sicht der Dinge bekehren zu können. Die erste Prüfung stellt Taminos Standhaftigkeit gegenüber den Einflüsterungen der Außenwelt auf die Probe, die zweite aber, bei der er gegenüber der Geliebten schweigen und wie Orpheus den Vorwurf erkalteter Liebe ertragen muß, setzt ihn bereits schwersten emotionalen Erschütterungen aus und gehört auf die Seite des *pathein*. Aber da er, anders als Orpheus, standhält, ist es Pamina, die diesem Leiden in ihrer g-Moll-Arie „Ach, ich fühl's, es ist verschwunden“, einem der ergreifendsten Lamenti der Operngeschichte, Ausdruck verleiht und damit auch die Zuschauer zu Tränen rührt. Rührt diese Arie an das musikalisch Erhabene, dann gilt das in einem vielleicht noch höheren Grade für die Musik, die zur dritten und letzten, nun buchstäblich lebensbedrohenden Prüfung erklingt, dem Gang durch Feuer und Wasser.²⁶

25 Wieland 1787

26 Das Motiv der Feuer- und Wasserprobe geht auf die „Fahrt durch alle Elemente“ bei Apuleius zurück, und damit auch auf das dort so prominente Motiv der Todesnähe.

Wer diesen Prüfungen standhält, kann auch den Anblick des größten Lichts ertragen. Daß man dabei auch scheitern kann, ist das Thema von Schillers Ballade vom „verschleierte[n] Bild zu Sais“ (*SW* I, 224-226).²⁷ Nur wenn man die Möglichkeit des Scheiterns in Rechnung stellt, erscheint das Thema der Einweihung in seinem vollen existentiellen Ernst. Der Fehler des Jünglings, der von „des Wissens heißem Durst“ (ebd., 224) getrieben nach Sais eilt, um sich in die Mysterien der Isis einweihen zu lassen, liegt darin, daß er die vorbereitenden Stufen der Einweihung überspringt. Er will sich sofort der letzten Schau aussetzen, ohne zu ahnen, daß sie nur für den Vorbereiteten, Auserwählten, den Anblick der Wahrheit und den Blick ins Heiligtum des größten Lichts bedeutet, für den Unvorbereiteten aber durch die plötzliche Zerstörung aller lebensdienlichen Illusionen die Konfrontation mit dem Nichts, dem Abgrund, bedeuten muß.²⁸ Das Erhabene ereignet sich nur in der Konfrontation zwischen dem Furchtbaren und der standhaltenden Seele.²⁹ Es ereignet sich nicht im schieren Grauen, dem nichts standhält, und ebenso wenig in der von starken Gewißheiten, etwa der Unsterblichkeit, getragenen Seele, die das Grauen gar nicht verspürt. Was der noch nicht desillusionierte bzw. aufgeklärte, noch nicht in jahrelangem Lernen und Leiden vorbereitete und erprobte Jüngling erblickt, ist eine Wahrheit, der sein Geist nicht standzuhalten vermag, weil er sie nur als Nichts, als Abgrund der Negation, als schiere und unvorstellbare Sinnlosigkeit erlebt.

Was es mit dem verschleierte[n] Bild zu Sais auf sich hat, erfahren wir weniger aus der Ballade als aus dem fünf Jahre zuvor publizierten Essay *Die Sendung Moses*. Die Göttin zu Sais ist Isis oder die Wahrheit, auf deren Kultbild nach Plutarch die Worte standen: „Ich bin alles, was da war, ist und sein wird. Kein Sterblicher hat meinen Schleier aufgedeckt.“³⁰ Man geht wohl nicht ganz fehl, wenn man diese Inschrift als das Credo der Freimaurer und Freidenker des 18. und frü-

27 Vgl. Assmann 1999.

28 In der genannten Studie (Assmann 1999) habe ich die von dem vorwitzigen Jüngling geschaute Wahrheit mit dem Tod identifiziert, unter Berufung auf den Satz Ludwig Börnes: „[...] und hinter dem Schleyer der Isis lauscht der Tod.“ („Über Freimaurerei“, Börne 1964, I, 126-134, hier 131).

29 Vgl. Pries (Hrsg.) 1989

30 *ego eimi pan to gegonos kai on kai esomenon* – Plutarch 1970, Kap.9 (354C), 130f., 283f. Schiller zitiert (nach Reinhold 2001, 42) diesen Satz als Inschrift auf einer „Pyramide“ und gibt die Inschrift „unter einer alten Bildsäule der Isis“ in seinem Essay *Die Sendung Moses* nur als Kurzfassung „Ich bin, was da ist“. Ich zitiere Schillers Essay nach meiner Neuausgabe als Anhang zu Reinhold 2001 (²2006), 129-156; Zitat: 140.

hen 19. Jahrhunderts bezeichnet. Beethoven hat sie sich aus Schillers Essay abgeschrieben und hinter Glas gerahmt auf seinen Schreibtisch gestellt.

Kant kommentiert diese Stelle mit den Worten:

Vielleicht ist nie etwas Erhabneres gesagt oder ein Gedanke erhabener ausgedrückt worden, als in jener Aufschrift über dem Tempel der *Isis* (der Mutter *Natur*): „Ich bin alles was da ist, was da war und was da sein wird, und meinen Schleier hat kein Sterblicher aufgedeckt.“

In der Fortsetzung illustriert Kant dieses Zitat mit dem Hinweis auf eine Vignette zu einem naturkundlichen Lehrwerk und erläutert das Bild im Sinne der Einweihung in die Mysterien:

Segner benutzte diese Idee, durch eine *sinnreiche* seiner Naturlehre vorgesezte Vignette, um seinen Lehrling, den er in diesen Tempel zu führen bereit war, vorher mit dem heiligen Schauer zu erfüllen, der das Gemüth zu feierlicher Aufmerksamkeit stimmen soll.³¹

Im Gefühl des Erhabenen mischen sich die Empfindungen des heiligen Schauers (*pathein*) und der feierlichen Aufmerksamkeit (*ma-thein*), die den Initianden zur Schau der *Isis*, der Mutter *Natur*, führen sollen. Ähnlicher Kunstgriffe bedienten sich nach Schiller auch die ägyptischen Priester bei der Einweihung der Initianden.

Sie brachten die neuen Begriffe mit einer gewissen sinnlichen Feyerlichkeit in die Seele, und durch allerley Anstalten, die diesem Zweck angemessen waren, setzten sie das Gemüth ihres Lehrlings vorher in den Zustand leidenschaftlicher Empfindung, der es für die neue Wahrheit empfänglich machen sollte.³²

Isis oder *natura naturans*³³ ist die all-eine Gottheit der Mysterien. Bei Schiller, der sich dafür auf einen berühmten Text aus dem *Corpus Hermeticum*, den Traktat *Asclepius*, beruft, hat sie gar keinen Namen, und in dieser Namenlosigkeit zeigte sich ihre Erhabenheit: „*Nichts ist erhabener, als die einfache Größe*, mit der sie von dem Weltschöpfer sprachen. Um ihn auf eine recht entscheidende Art *auszuzeichnen*, gaben sie ihm gar keinen Namen“³⁴, das ist Schillers Paraphrase der Leh-

31 Kant 1968, 417 (A 195f., B 198)

32 *Die Sendung Moses*, zit. nach Reinhold 2001 (²2006), 139

33 Zu *Isis* als Personifikation der „Mutter Natur“ vgl. Hadot 2004. In der ikonologischen Tradition des 16.-18. Jahrhunderts erhielt die Sphinx eine ähnliche Bedeutung und verkörperte „die Geheimnisse der Natur“, vgl. Syndram 1990, 216-219 und Staehelin 1997, 103-141.

34 *Die Sendung Moses*, zit. nach Reinhold 2001 (²2006), 140

re des Hermes Trismegistus (Asclepius § 20).³⁵ Das Erhabenste an dieser Gottheit ist jedoch der Schleier, der ihren Anblick den Augen der Sterblichen entzieht und als eine Allegorie des Theoretisch-Erhabenen, das heißt der Unvorstellbarkeit, Unfaßlichkeit und Undarstellbarkeit verstanden wird. So schreibt Schiller in seiner Schrift *Vom Erhabenen* (1793):

Alles, was *verhüllt* ist, alles *Geheimnisvolle*, trägt zum Schrecklichen bei und ist deswegen der Erhabenheit fähig. Von dieser Art ist die Aufschrift, welche man zu Sais in Ägypten über dem Tempel der Isis las: „Ich bin alles, was ist, was gewesen ist und was sein wird. Kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben.“ (*SW* 5, 508)

Erst im Rahmen dieses Ideenkomplexes von der Todeserfahrung der großen Mysterien und der Konfrontation mit dem Erhabenen wird verständlich, worum es in der Ballade von einer gescheiterten Einweihung geht. Der Jüngling hatte allzu schnell den Schritt von der Oberwelt der Volksreligion und ihrem „von Mythen umstellten Horizont“ (Nietzsche in der *Geburt der Tragödie* [Nr. 23], *KSA* I, 145) in die Tempelwelt der Eingeweihten gewagt und hat den mit der Zerstörung seiner vertrauten sinngebenden Fiktionen verbundenen Anblick der Wahrheit nicht ertragen können. Schillers Ballade bekräftigt die Konzeption der *religio duplex* mit ihrer nur unter äußersten Anstrengungen und Gefahren zu überwindenden Differenz zwischen Außen und Innen, Exoterik und Esoterik.

Wenigstens ein kurzer Seitenblick sei noch auf Heinrich Jung-Stillings bereits erwähnten Roman *Das Heimweh* (1795) geworfen, der gleichzeitig mit Schillers Ballade erschien und in dem ebenfalls das verschleierte Bild der Isis eine Rolle spielt. In diesem Bildungs- und Mysterienroman wird der Initiand in den unterirdischen Labyrinth Ägyptens schweren Prüfungen, darunter der Feuer- und Wasserprobe unterzogen, aber auch examiniert und dabei in die neuesten Errungenschaften der Kantschen Philosophie eingeführt. Schließlich trifft er in dieser Unterwelt auch auf das verschleierte Bild:

Hier fand ich nun gerade mitten in dem Zimmer eine uralte, sehr merkwürdige Bildsäule einer sitzenden Isis; die Figur war colossalisch, von einem sehr harten und feinen Stein, so gebildet, als wenn ein Schleier von ihrem Gesicht herab hinge. Oben über der Stirn stand die alte, kaum leserliche Inschrift: „Ich war, ich bin und werde seyn, noch nie hat ein Sterblicher meinen Schleier aufgedeckt.“

³⁵ Vgl. *Corpus Hermeticum* 1954-60, II, 320f.

Etwas weiter unten fand ich die Worte: „Derjenige, der todt war, nun aber lebendig ist und in Ewigkeit regiert, hat mein Angesicht zuerst enthüllt; und jeder mit seinem Geist und mit Feuer Getaufte kann meinen Schleier aufdecken.“³⁶

Hier tritt nun, ganz im Sinne der romantischen Umdeutung der Mysterien ins Christliche,³⁷ bereits Christus als der Entschleierer des Bildes auf, der zugleich auch allen in seiner Nachfolge Lebenden die gleiche Enthüllung ermöglicht.

In der *Zauberflöte* kommt das verschleierte Bild der Isis nicht vor, obwohl es auch hier um die Einweihung in die Mysterien der Isis geht. Das Erhabene spielt jedoch auch hier eine Rolle, wenn auch Mozart natürlich andere Vorstellungen bei dessen Inszenierung verfolgt. Ihm geht es um die Rolle der Musik. Wenn der Gesang des Orpheus die Macht hatte, die wilden Tiere zu zähmen und die Mächte der Unterwelt zu besänftigen, dann verlegt Mozart diese verwandelnde Kraft in ein Instrument, zu dem man nicht singen kann. Nicht das gesungene Wort, sondern der erklingende Ton, das heißt, die Instrumentalmusik, die „absolute“ Musik, wie man später sagen wird, verwandelt die Wirklichkeit, und zwar nicht nur den, der sie hört, sondern auch den, der sie spielt. Sie macht ihn gefeit gegen die vernichtende Gewalt der Elemente. Im naiven Verstand wäre damit Schillers Begriff des Erhabenen zerstört. Mit Musik bewaffnet wäre die Seele dem Erhabenen ebenso wenig ausgesetzt wie mit den Armaturen des Unsterblichkeitsglaubens und anderer frommer Gewißheiten. In einem tieferen Verstand jedoch wird hier die Musik nicht als Zaubermittel, sondern als Ausdrucksmedium eingesetzt. In der Musik erklingt die Seele, die standhält, aber daß sie erklingen kann, gibt ihr auch die Kraft, standzuhalten. Die musikalische Form der Flötenmelodie im Marsch durch Feuer und Wasser hat Gernot Gruber als eine auskomponierte Improvisation gedeutet. In der Improvisation drückt sich die einsame Seele in ihrer subjektiven Spontaneität und Freiheit aus. Die affektverwandelnde Kraft der Musik wirkt auch nach innen, nicht nur auf den Hörer, sondern auch auf den Spieler: Die musizierende Seele ist frei und äußert ihre Freiheit in der Improvisation.

Werfen wir abschließend, nach Tamino und dem Jüngling zu Sais, noch einen kurzen Blick auf den dritten Eingeweihten dieser Gruppe, auf Schillers Mose. Er hat die Wahrheit geschaut und ihr standgehalten. Er ist frei von den Illusionen des Volksglaubens. Sein Gott ist die

36 Jung-Stilling 1841-1843, IV [1841], 402f.

37 Siehe hierzu Frank 1982, besonders die 9. Vorlesung.

namenlose, All-Eine Gottheit der Philosophen, der Inbegriff des Erhabenen, die von sich sagt: „Ich bin alles, was da ist, war und sein wird. Kein Sterblicher hat meinen Schleier gehoben.“ Vor der Wahrheit dieser All-Einen Gottheit sind alle Riten, Bilder und Lehren, in denen die Religionen das Göttliche als Götterwelt ausgestalten, als Illusionen vergangen. Mit diesem Gott möchte Mose sein Volk aus der ägyptischen Knechtschaft befreien. Diesem edlen Plan stehen aber zwei Hindernisse entgegen. Erstens kann er nicht ein ganzes Volk in diese Mysterien einweihen, denn das würde Jahrzehnte erfordern und überdies nur bei den allerstärksten, verstandeskräftigsten Naturen zur Erkenntnis führen; er muß also Einsicht durch blinden Glauben und Belehrung durch Wunder und Gewalt ersetzen. Zweitens eignet sich die All-Eine Gottheit der Mysterien nicht zum Nationalgott. Dieser muß einen Namen und Eigenschaften haben. Er muß richten und retten, belohnen und strafen und sein Volk vor anderen auserwählen. An die Stelle des Höchsten, namenlosen Wesens setzt Schillers Mose also den „Nationalgott“ Jahweh, eine andere lebensdienliche und staatstragende Fiktion, um wenigstens die eine Teilwahrheit, den Gedanken der Einheit Gottes zu retten. Damit wird Mose in zweifacher Hinsicht zum Verräter der Mysterien: er verrät sie dem Volk, vor dem die Ägypter sie sorgfältig geheim gehalten haben, und er verrät und verfälscht, wenn auch in allerbesten Absicht, den erhabenen Gedanken, den er ihnen entnimmt. Bei Schiller hat Mose damit durchaus Erfolg: Ihm gelingt die Befreiung des Volkes und die Gründung eines freien, nur dem Gesetz unterworfenen Gemeinwesens. Erst Arnold Schönberg und Sigmund Freud lassen 140 Jahre später Mose an genau diesem Problem, der Unübersetzbarkeit des Erhabenen ins Faßliche und Volkstümliche scheitern. Bei Schönberg sinkt Moses verzweifelt zu Boden: „O Wort, du Wort, das mir fehlt.“ Bei Freud wird er gar von den Israeliten erschlagen.³⁸

Tamino ist natürlich keine tragische Figur; er scheitert nicht, sondern gewinnt Pamina und die Herrschaft. Trotzdem ist das Problem der Wahrheit auch hier präsent, das Problem, sich nur im Schutzraum der Mysterien erkennen und überliefern zu lassen, weil Volk und Staat sie nicht ertragen. Das Volk braucht Illusionen, der Staat legitimierende Fiktionen. Schikaneder hatte in seinem Libretto einen kleinen Vierzeiler vorgesehen, den Pamina und Papageno im Duett singen sollten,

38 In *Der Mann Moses und die monotheistische Religion* (Freud 1939).

nachdem Pamina ihr großartiges „Die Wahrheit! Die Wahrheit! Wäre sie auch Verbrechen!“ ausgerufen hatte:

Die Wahrheit ist nicht immer gut,
Weil sie den Großen wehe tut;
Doch wäre sie allezeit verhaßt,
So wäre mein Leben mir zur Last.³⁹

Das sollte wie so viele ähnliche Stellen der Oper zur Belehrung der Zuschauer dienen, die ja auch als Einzuweihende behandelt werden. Mozart hat sie gestrichen, aber sie verdeutlichen das Prinzip der *religio duplex* sowie seine absehbare Überwindung. Noch ist auch die Welt der *Zauberflöte* kein Himmelreich und sind Sterbliche den Göttern noch nicht gleich. Die *Zauberflöte* feiert nicht den Sieg, sondern nur die Hoffnung auf den Sieg der Aufklärung. Ihr Stichwort ist „bald“. Diese Stimmung – das Bewußtsein, in einer Zeit zu leben, in der einer Elite die vertrauten lebensdienlichen Illusionen und staatstragenden Fiktionen zerfallen sind, die Wahrheit aber unter dem Druck von Zensur und Verfolgung zumindest einstweilen noch in den Schutzraum des Geheimnisses flüchten muß – diese Stimmung liegt dem Mysterienfieber und der Suche nach neuen Mysterien zugrunde. In jenen Jahren gingen Aufklärung und Geheimnis eine enge Verbindung ein. Der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit führte zunächst zu einer inneren Emigration, die in den unterirdischen Forschungen und Riten der ägyptischen Priester ihr Vorbild sah.

Das Prinzip der doppelten Religion, das heißt der Gegensatz von Volksreligion und Mysterien bzw. Aberglaube und Wahrheit erfuhr im 18. Jahrhundert, vor allem durch Moses Mendelssohn und Gotthold Ephraim Lessing eine Ausweitung ins Universale und Menschheitliche. Aus der „Volksreligion“ wurden bei ihnen die konkreten Weltreligionen wie Christentum, Judentum und Islam, aus den „Mysterien“ die Grundzüge einer allgemeinen, allen Menschen gemeinsamen natürlichen und weltbürgerlichen Theologie. In seiner Schrift *Jerusalem oder Über religiöse Macht im Judentum* setzte sich Moses Mendelssohn kritisch mit der Idee der Offenbarung und der Existenz heiliger Offenbarungsschriften auseinander, durch die sich die konkurrierenden Weltreligionen (und nur diese) im Besitz ausschließender Heilswahrheiten wähnten. „Ich glaube“, schreibt er,

³⁹ Nach Dieckmann 1984, 55.

das Judentum wisse von keiner geoffenbarten Religion. Die Israeliten haben [...] Gesetze, Gebote, Lebensregeln, Unterricht vom Willen Gottes [...], aber keine Lehrmeinungen, keine Heilswahrheiten, keine allgemeinen Vernunftsätze. Diese offenbart der Ewige uns, wie allen übrigen Menschen, allezeit durch Natur und Sache, nie durch Wort und Schriftzeichen.

Es gibt nur eine Offenbarung: durch Natur und Sache, und die hat Gott allen Menschen gegeben. Das

ist allgemeine Menschenreligion, nicht Judentum; und allgemeine Menschenreligion, ohne welche die Menschen weder tugendhaft noch glücklich werden können, sollte hier (in der Torah) nicht geoffenbart werden.⁴⁰

In seinen „Freimaurergesprächen“, 1778 unter dem Titel *Ernst und Falk* veröffentlicht, spricht Lessing von den Freimaurern als von Männern,

die über die Vorurteile der Völkerschaft hinweg wären und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhöret, [...] die dem Vorurteile ihrer angeborenen Religion nicht unterlägen; nicht glaubten, daß alles notwenig gut und wahr sein müsse, was sie für gut und wahr erkennen.⁴¹

Lessings Freimaurer unterscheiden nicht zwischen Volksreligion und Geheimreligion, sondern bemühen sich im Sinne von Moses Mendelssohn, jenseits der konkreten Religionen die Wahrheit, und jenseits der konkreten Staaten und Nationen die Menschheit als Weltbürgerschaft ins Auge zu fassen. Die Wahrheit ist nicht das vor dem Volk Geheimzuhaltende, sondern das schlechthin Entzogene, also nicht das *aporrheton* (worüber man nicht reden darf), sondern das *arrheton* (worüber man nicht reden kann, das Unsagbare).⁴²

Das Mysterienparadigma, in dessen Rahmen ich versucht habe, die Namen Schillers und Mozarts in einen sinnvollen Zusammenhang zu bringen, steht und fällt mit dem Konzept der doppelten Religion, der in eine exoterische und eine esoterische Seite gespaltenen Kultur und Gesellschaft, für die das alte Ägypten dem späten 18. Jahrhundert das Urbild abgab. Es ist nun interessant, die weitere Geschichte dieses Konzepts zu verfolgen, was im Rahmen dieses Essays nur andeu-

40 Mendelssohn 1989, 351-458, Zitat: 415.

41 Lessing 1968, 27. Siehe auch Frank 1982, 140f.

42 Es bedarf wohl kaum besonderer Hervorhebung, welche ganz neue Aktualität das Prinzip der *religio duplex* in dieser kosmopolitischen Ausweitung heute, im Zeitalter der Globalisierung und Fundamentalisierung von Religion, gewinnen könnte.

tungs- und ausblicksweise geschehen kann. Auch das Paradigma der „Neuen Mythologie“, das nahtlos an das Mysterienparadigma anschließt, oder in das sich dieses Paradigma gegen Ende des 18. Jahrhunderts verwandelt, steht auf dem Boden des duplex-religio-Konzepts. „Im gesamten Frühidealismus“, schreibt Manfred Frank, „spielen die Mysterien eine große Rolle.“⁴³ Frank zufolge „durchdringt der Gegensatz des Mysteriums zur offenbaren Religion die mythologisch-politischen Rasonnements in Schellings Frühwerk wie ein Leitmotiv.“⁴⁴ Nach wie vor ist es die Natur, die in den Mysterien verehrt wird. „Esoterisch ist die Gottheit in der Natur, exoterisch in der Volksreligion, in der sie ihre Wahrheit sichtbar (mittelbar, symbolisch) offenbart.“⁴⁵ In einem Brief an Obereit vom 12. 3. 1796 argumentiert der junge Schelling noch ganz im Rahmen des Mysterien-Paradigmas, das in den Mysterien eine Institution der Aufklärung und Menschenbildung erblickte:

Ich glaube, daß zu einer Nationalerziehung Mysterien gehören, in welche der Jüngling stufenweise eingeweiht wird. In diesen soll die neue Philosophie gelehrt werden. Sie sollte die letzte Enthüllung seyn, die man dem erprobten Schüler der Weisheit widerfahren ließe.⁴⁶

Der Gegensatz zwischen dem Öffentlichen und dem Geheimen bleibt bestehen, aber er verliert seinen antagonistischen, geradezu dualistischen Charakter, den ihm die Freimaurer mit ihrer Unterscheidung zwischen Aberglauben und Wahrheit gegeben hatten. Die Pole werden nun anders besetzt und beide positiv verstanden. Sie heißen nun nicht mehr Volksreligion und Geheimreligion, sondern Mythologie und Mysterium. In der Mythologie tut sich die Wahrheit oder die Gottheit allgemein mittelbar, aber symbolisch kund, in den Mysterien als abstrakte, nur dem Denken einsichtige Idee. Inbegriff der Mysterien ist nun nicht mehr, wie noch für Schiller und Novalis, das ägyptische Sais, sondern das griechische Eleusis. Ägypten, der große, vielfach gegliederte Staat mit dem Pharao an der Spitze, der zu seinem Bestand auf die Fiktion lohnender und strafender Stadt-, Provinz- und Landesgötter angewiesen war und die Wahrheit in den Untergrund ausgehnter unterirdischer Kult- und Forschungsstätten abdrängen mußte,

43 Frank 1982, 245

44 Ebd.

45 Ebd., 251

46 zit. nach Frank 1982, 251f.

hatte für die Romantiker viel von seiner Faszination verloren. Jetzt trat Indien an die Stelle einer Ursprungsphantasie und Rückwärtsutopie.

Im Zusammenhang des duplex-religio-Problems ist es aufschlußreich, abschließend noch einmal auf Schönbergs *Moses und Aron* zurückzukommen.⁴⁷ Zwar geht es hier nicht um Einweihung und Mysterium, aber um den noch einmal zu voller, ja tragischer Unversöhnlichkeit gesteigerten Gegensatz von Volksreligion und Wahrheit. Moses, der am Ende des zweiten Akts mit dem Ausruf, „O Wort, du Wort das mir fehlt“ verzweifelt zu Boden sinkt, steht für die Wahrheit, Aron, der dem wortlosen Moses als Sprachrohr beigegeben ist, für die Volksreligion im Sinne einer Übersetzung des Unsagbaren ins Faßliche. Würde diese Zusammenarbeit funktionieren, ergäbe sich eine neue Form der *religio duplex*. Sie funktioniert aber nicht, die Oper ist eine Tragödie. Am Ende des zweiten Akts, am Ende also des von Schönberg komponierten Werkes, scheitert Moses, am Ende des nicht mehr komponierten und auch als Libretto fragmentarischen, über die erste Szene nicht hinausgekommenen Aktes, stirbt Aron, und das trotz aller Anläufe unvollendet gebliebene Werk bezeugt bei all seiner unzweifelhaften Großartigkeit ein Scheitern auch auf konzeptueller Ebene. Schönberg wollte die Oper nicht als Tragödie stehen lassen. Seine Ansätze zu einem dritten Akt streben zwar kein „lieto fine“, aber eine positive theologisch-politische Vision an, einen Totalitarismus oder Absolutismus der von Mose vertretenen Wahrheit, die sich (fast möchte man sagen: glücklicherweise) als künstlerisch unrealisierbar erwies. Moses' Problem ist nicht die Unsagbarkeit, sondern die Unkommunizierbarkeit der Wahrheit. „Ich kann denken, aber nicht reden“, läßt Schönberg ihn zu Gott sagen. Schönbergs Moses läßt gar keinen Zweifel daran, daß Aron seine Gedanken nicht ins Faßliche, also in Mythologie, übersetzt, sondern daß er sie verfehlt und verfälscht. Was Aron produziert, ist Aberglauben im Sinne des 18. Jahrhunderts. Für Schönberg ist aber die Lösung einer *religio duplex* nicht mehr gegeben, und so bleibt nur das Scheitern: der Wahrheit durch Moses' Verzweiflung, der Mythologie durch Arons Tod.

47 Siehe hierzu Assmann 2005, 5-29; Kerling 2004.

Siglen- und Literaturverzeichnis

- JF*: *Journal für Freymaurer: als Manuskript gedr. für Brüder u. Meister d. Ordens / hrsg. von den Brüdern der Loge zur Wahrheit im Orient von Wien [1784-1787]*
- KSA*: Friedrich Nietzsche, *Sämtliche Werke*. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden. Hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Berlin/ New York: De Gruyter, 1976ff.
- SW*: Friedrich Schiller, *Sämtliche Werke in fünf Bänden*. Auf der Grundlage der Textedition von Herbert G. Göpfert hrsg. von Peter-André Alt, Albert Meier und Wolfgang Riedle. Erweiterte Neuausgabe (*Hanser Klassiker*) München: Hanser, 2004
- Jan Assmann (1998), *Moses der Ägypter. Entzifferung einer Gedächtnisspur*, München/Wien: Hanser
- (1999), *Das verschleierte Bild zu Sais. Schillers Ballade und ihre griechischen und ägyptischen Hintergründe*, *Lectio Teubneriana VIII*, Stuttgart und Leipzig: Teubner
- (2005) „Die Mosaische Unterscheidung in Schönbergs Moses und Aron“, in: *Musik und Aesthetik* 9, Heft 33, 5-29
- Anonymus (1787), *Characteristick der Alten Mysterien für Gelehrte und Ungelehrte, Freymäurer und Fremde: aus den Originalschriftstellern*, Frankfurt und Leipzig: Krieger
- Anonymus [unterz. Pallini, i. e. Johann Gottlieb Herrmann] (1789), *Mytagog oder Vom Ursprung und Entstehung aller Mysterien und Hieroglyphen der Alten, welche auf die Freymaurerey Bezug haben*. Osnabrück und Hamm: Perrenon
- Anonymus [Carl Friedrich Köppen/Johann Wilhelm Bernhard von Hymmen] (1778), *Crata Repoa; oder Einweihungen in der alten geheimen Gesellschaft der egyptischen Priester*, Berlin: Stahlbaum
- Anonymus [Anton Kreil] (1785): „Über die wissenschaftliche Maurerey“, in: *JF* 7, 1785, 49-78
- Anonymus [Cornelius de Pauw] (1773), *Recherches philosophiques sur les Egyptiens & Chinois II* [Berlin: Decker]
- Anonymus [unterz. Abt R., i. e. Friedrich Gabriel Resewitz] (1782), *Über die Einweihungen in den alten und neuern Zeiten*, Memphs und Braunschweig [tats. St. Petersburg]: [Logan]
- Anonymus [Johann August Freiherr von Starck] (1782): *Über die alten und neuen Mysterien*. Berlin: Maurer
- Anonymus [Paul Joachim Siegmund Vogel] (1784), *Briefe, die Freymaurerey betreffend*, Zweite Sammlung: *Briefe über die Mysterien*, Nürnberg: Gratzenauer
- Henri Bergson (1982), *Materie und Gedächtnis. Eine Abhandlung über die Beziehung zwischen Körper und Geist*, Frankfurt/Berlin/Wien: Ullstein [frz. Original 1896]

- Ludwig Börne (1964), „Über Freimaurerei“, in ders., *Sämtliche Schriften*. Neu bearbeitet und hrsg. von Inge und Peter Rippmann. 3 Bd. Düsseldorf: Melzer, Bd. I, 126-134
- Walter Burkert (1990), *Antike Mysterien*, München: C. H. Beck
- Corpus Hermeticum* (1954-60). Ed. Arthur D. Nock and Jean André Festugière. Collection Budé. 4 vols. Paris: Les Belles Lettres.
- Friedrich Dieckmann (Hrsg.) (1984), *Die Zauberflöte. Max Slevogts Randzeichnungen zu Mozarts Handschrift. Mit dem Text von Emanuel Schikaneder*. Berlin: Buchverlag Der Morgen
- Manfred Frank (1982), *Der kommende Gott. Vorlesungen über die Neue Mythologie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- (1988), *Gott im Exil. Vorlesungen über die Neue Mythologie II*, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Sigmund Freud (1939), *Der Mann Moses und die monotheistische Religion: drei Abhandlungen*. Amsterdam: Allert de Lange [u. a. auch als Bd. 131 der *Bibliothek Suhrkamp*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 21964 u. ö.].
- Pierre Hadot (2004), *Le voile d'Isis*, Paris: Gallimard
- Wolf-Daniel Hartwich (1997), *Die Sendung Moses. Von der Aufklärung bis Thomas Mann*, München: Fink
- Johann Heinrich Jung gen. Stilling (1841-43) *Sämtliche Werke. Neue, vollständige Ausgabe*. 12 Bde. Stuttgart: Scheible, Rieger und Sattler.
- (1994), *Das Heimweh*. Vollständige, ungekürzte Ausg. nach der Erstausg. von 1794-1796. Hrsg., eingeleitet und mit Anm. und Glossar versehen von Martina Maria Sam. Dornach: Verlag am Goetheanum
- Immanuel Kant (1968), *Kritik der Urteilskraft*, in: *Werke in 10 Bänden*. Hrsg. v. Wilhelm Weischedel, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Bd. 8.
- Marc M. Kerling (2004), „O Wort, du Wort, das mir fehlt“. *Die Gottesfrage in Arnold Schönbergs Oper Moses und Aron*, Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag
- Gotthold Ephraim Lessing (1968), *Ernst und Falk. Mit den Fortsetzungen Johann Gottfried Herders und Friedrich Schlegels (=sammlung insel 35)* Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Ion Contiades, Frankfurt am Main: Insel
- Wilbert te Lindert (1998), *Aufklärung und Heilserwartung. Philosophische und religiöse Ideen der Wiener Freimaurer (1780-1795)*, Frankfurt am Main, New York u. a.: Lang
- Florian Maurice (1997), *Freimaurerei um 1800. Ignaz Aurelius Feßler und die Reform der Großloge Royal York in Berlin (= Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung 5)*, Tübingen: Niemeyer
- Christoph Meiners (1776), *Über die Mysterien der Alten, besonders die Eleusinischen Geheimnisse*, Vermischte philosophische Schriften III, Leipzig: Weygand
- Moses Mendelssohn (1989), „Jerusalem oder Über religiöse Macht und Judentum“, in: ders., *Schriften über Religion und Aufklärung*. Hrsg. v. Martina Thom, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft; 351-458

- Reinhold Merkelbach (1995), *Isis Regina – Zeus Sarapis, die griechisch-ägyptische Religion nach den Quellen dargestellt*, Stuttgart und Leipzig: Teubner
- Markus Meumann (1999), „Zur Rezeption antiker Mysterien im Geheimbund der Illuminaten: Ignaz von Born, Carl Leonhard Reinhold und die Wiener Freimaurerloge ‚Zur Wahren Eintracht‘“, in: Monika Neugebauer-Wölk (Hg.), *Aufklärung und Esoterik*, Hamburg: Meiner, 288-304
- Karl Josef Michaeler (1796), *Historisch-kritische Abhandlung über die phöniciſchen Myſterien*, Wien: Rötzel
- Friedrich Victor Leberecht Plessing (1783), *Osiris und Sokrates*. Berlin und Stralsund: Lange
- Plutarch (1969), *Plutarch's Moralia*: in sixteen volumes. Vol. 15: *Fragments*. Edited and translated by Francis Henry Sandbach, Cambridge: Harvard University Press/New York: Putnam/London: Heinemann
- (1970), *Plutarch's De Iside et Osiride*, ed. John Gwyn. Griffiths, Cardiff: University of Wales Press
- Christine Pries (Hrsg.) (1989), *Das Erhabene. Zwischen Grenzerfahrung und Größenwahn*, Weinheim: VCH, Acta Humaniora
- [Andreas Michael] Ramsay (1780), *Die Reisen des Cyrus. Eine moralische Geschichte. Nebst einer Abhandlung über die Mythologie und alte Theologie*. Aus dem Französischen übersetzt von Matthias Claudius, Breslau: Löwe
- Jakob Friedrich Reimann (1718), *Idea Systematis Antiquitatis Literariae Specialioris sive Aegyptiacae Adumbrati*, Hildesheim: Schröder
- Karl Leonhard Reinhold (2001), *Die hebräischen Mysterien oder die älteste religiöse Freymaurerey* (1787). Hrsg. von Jan Assmann. Neckargemünd: Mnemosyne (²2006 [mit einem neuen Nachwort])
- Christoph Riedweg (1987), *Mysterienterminologie bei Platon, Philon und Klemens von Alexandrien*, Berlin, New York: de Gruyter
- Guillaume Emmanuel Joseph Guilhelm de Clermont Lodève Baron de Sainte Croix (²1817): *Memoires pour servir à l'Histoire de la religion secrete des anciens Peuples, ou Recherches historiques et critiques sur les Mysteres du Paganisme*, Paris: Bure [zuerst Paris: Nyon, ¹1784]
- Wilfried Seipel (Hg.) (2000), *Ägyptomanie. Europäische Ägyptenimagination von der Antike bis heute*, (= *Schriften des Kunsthistorischen Museums* 3) Wien: Kunsthistorisches Museum
- Rolf Selbmann (1994), *Der deutsche Bildungsroman*, Stuttgart: Metzler
- Paolo Scarpi (Hrsg.) (2002), *Le religioni dei Misteri* (2 Bde.), Milano: Fondazione Lorenzo Valla/Mondadori 2002
- Jan Snoek (2003), „What Means the Word ‚Religious‘ in Reinhold's Religious Freemasonry“, in: Sibylle Meyer (Hrsg.), *Egypt – Temple of the Whole World. Ägypten – Tempel der ganzen Welt. Studies in honour of Jan Assmann*. (Studies in the history of religions 97). Leiden u. a.: Brill, 409-420.

- Elisabeth Staehelin (1997), „Alma Mater Isis“, in: dies., B. Jaeger (Hrsg.), *Ägypten-Bilder. (= Oriens Biblicus et Orientalis 150)*, Fribourg: Universitätsverlag, 103-141
- Dirk Syndram (1990), *Ägypten-Faszinationen. Untersuchungen zum Ägyptenbild im europäischen Klassizismus bis 1800*. Frankfurt am Main, New York u. a.: Lang
- [Jean Abbé Terrasson] (1767), *Séthos. Histoire ou vie, tirée des monuments, Anecdotes de l'ancienne Égypte; Ouvrage dans lequel on trouve la description des Initiations aux Mystères Égyptiens, traduit d'un manuscrit Grec*. Nouvelle édition, corrigée sur l'exemplaire de l'auteur, Paris: Desaint [Ersauflage/Originalausgabe Paris: Guerin, 1731]
- Jean Abbé Terrasson (1777-78), *Geschichte des ägyptischen Königs Sethos*. Aus dem Französischen übersetzt von Matthias Claudius, Breslau: Löwe
- Wilhelm Voßkamp (1989), „Der Bildungsroman als literarisch-soziale Institution. Begriffs- und funktionsgeschichtliche Überlegungen zum deutschen Bildungsroman am Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts“, in: Christian Wagenknecht (Hg.), *Zur Terminologie der Literaturwissenschaft*, Stuttgart: Metzler; 337-352
- (2004), „Ein anderes Selbst“. *Bild und Bildung im deutschen Roman des 18. und 19. Jahrhunderts*, Göttingen: Wallstein
- William Warburton (1738-1741), *The divine legation of Moses demonstrated on the principles of a religious deist, from the omission of the doctrine of a future state of reward and punishment in the Jewish dispensation*. London: Cooper; Book II.
- Christoph Martin Wieland (1786), *Dschinnistan oder auserlesene Feen- und Geistermärchen*, Wintherthur: Steiner und Compagnie

Christian Kohlröb (Mannheim)

Schillers *Räuber* oder die Neuerfindung der Subjektivität

Die Mannheimer Uraufführung der *Räuber* im Jahre 1782 war ein rauschender und berauschender Erfolg für den Erregungskünstler Schiller, der, wie überliefert wird, dem Spektakel, unter strengem Inkognito im Publikum versteckt, beiwohnte.

Das Theater glich [so lauten die poetisch inspirierten Worte eines Augenzeugen] einem Irrenhaus, rollende Augen, geballte Fäuste, stampfende Füße, heisere Aufschreie im Zuschauerraum! Fremde Menschen fielen einander schluchzend in die Arme, Frauen wankten, einer Ohnmacht nahe, zur Türe. Es war eine allgemeine Auflösung wie im Chaos, aus dessen Nebeln eine neue Schöpfung hervorbricht!¹

Doch was war passiert? Was hatte das Publikum so sehr ins Chaos gestürzt, damals – was genau war da eigentlich in Auflösung begriffen, das Publikum, der Einzelne oder das, was er für sein Ich hielt?

Der Mannheimer Theaterarzt Franz Anton May, von dem man annehmen darf, das enthusiastisierte, bisweilen in hysterischen Wallungen delirierende Publikum habe seiner im Besonderen bedurft, schreibt an einen Freund:

Soeben, mein Bester, komme ich voll Wehmut von der Bühne, wo die innersten Falten des leidenschaftlichen Menschenherzens [...] wöchentlich dreimal zergliedert werden. Man stellte das schauerliche Meisterstück, die *Räuber*, vor, ein Stück, mein Freund! wobei das Menschenblut erfrieren, und die Nerven sowohl beim Schauspieler als Zuschauer erstarren müssen, wenn ihre Urahnen nicht von Pantoffelholz gewesen sind.²

Zwei Jahre später, anlässlich der Münchner Aufführung der *Räuber* werden, man hatte von ihrer exzessiven Wirkung beim Mannheimer Publikum gehört, die Zuschauer vor dem Betreten des Theaters eigens gewarnt. Sie können nun bereits auf einem Theaterzettel lesen:

Gegenwärtiges Schauspiel ist [...] die vollständigste Anatomie des menschlichen Herzens, die gründlichste Untersuchung ihrer geheimsten

1 Zit nach: Sautermeister 2005, 8.

2 Vgl. ebd., 9.

Wirkungen. [...] um das Herz des Menschen ganz zu entfalten, musste natürlich das Laster in seiner höchsten Stufe, in seiner ganzen Blöse auftreten. Genug, man wird die ganze Bewegkraft des Lasters neben der sanften Tugend zergliedert finden.³

Damit ist eigentlich schon alles gesagt: Es ist die Zergliederung des Herzens, seiner Anatomie, seiner, wie es bei Franz Anton May heißt, „innersten Falten“, die das Publikum derart in Aufruhr und Hysterie versetzt hatte. Dennoch, meine ich, ist der hier aufgerufene Gedanke, und eben diesen möchte ich nun etwas genauer bedenken, zu groß, als dass ihn die uns Heutigen längst zur Buchstäblichkeit geronnene Metapher des Herzens noch zu erklären vermöchte. – Oder, wie man auch sagen kann: Die Metapher des Herzens ist so reich, dass sie mehr zu denken gibt, als die Zeitgenossen Schillers geahnt haben mögen.

Das Herz, das, so es metaphorisch genommen wird, meist stellvertretend für das Gefühl steht, hat nämlich weit mehr als nur eine affektive Seite, die es als Sitz der Leidenschaften ausweist, das heißt, es hat eine deutlich kognitive Seite. – Schon nach ägyptischer Überlieferung soll der Urgott Ptah das Weltall mit seinem Herzen erdacht haben, und wenn Schiller in seiner Shakespeare-Bearbeitung den Macbeth sagen lässt: „was für phantome/ sind das, die deines herzens edeln muth/ so ganz entnerven“⁴, so ist mit dem edlen Mut des Herzens eine Eigenschaft genannt, die das achtzehnte Jahrhundert buchstäblich nicht mehr dem Herzen, sondern dem Subjekt zuspricht. Denn Subjektsein heißt, eine Haltung einzunehmen, die einen Körper in die Lage versetzt, vom Denken zum Handeln überzugehen (oder auch philosophisch: im Denken zu handeln), also Mut und Herz zum Handeln zu haben. Genau an dieser Schnittstelle von Denken, Handeln und Gefühl ist jenes Herz angesiedelt, von dem die Zeitzeugen sagen, Schiller habe es in seinen *Räubern* so schonungslos seziert, dass das Publikum offenbar gar nicht anders konnte, als außer sich zu geraten.

Das ist, wie sogleich zugestanden sei, nun selbst wiederum eine, genau genommen: meine metaphorische Beschreibung eines Geschehens, das man auch etwas buchstäblicher eine *Enthemmung des Subjekts* nennen könnte. Diese Enthemmung des Subjekts ist aber nun, so die These, recht eigentlich nur ein Symptom für ein viel umfassenderes Geschehen, an dem Schiller beteiligt ist; die Rede ist von der Neuerfindung des Subjekts am Ausgang des 18. Jahrhunderts.

³ Vgl. ebd.

⁴ Zitiert nach *Deutsches Wörterbuch* von Jacob und Wilhelm Grimm Bd. 10, Sp. 1217.

– Neuerfindung, so mag man sich fragen, warum Neuerfindung? Musste das Subjekt am Ausgang des 18. Jahrhunderts überhaupt noch erfunden werden? Gibt es Subjekte nicht schon sehr viel länger?

In der Tat spricht vieles dafür, dass das Selbstverständnis des Menschen als Ursache von (physischen oder mentalen) Handlungen mindestens bis in die griechische Antike zurückreicht. Neu ist jedoch der Gedanke, *dass das Subjekt nur Subjekt ist, solange es sich neu erfinden lässt, und dass zu dieser Neuerfindung die Literatur eine besondere Befähigung hat*. Das sind, genau genommen, zwei, wie ich meine, auch heute noch sehr bedenkenswerte Gedanken.

Der Erste besagt, dass Subjekte sich immer wieder neu erfinden müssen, weil sie keine im Vorhinein (also auch nicht etwa genetisch) bestimmten Wesen sind. Das kann schon deshalb nicht der Fall sein, weil Subjekte sich im Laufe ihres Subjektseins – im Laufe ihres Lebens – immer wieder *als Subjekte anerkennen* müssen. Denn ein Subjekt ist niemand dadurch, dass er ein gott- oder naturgegebenes (vielleicht sogar genetisch codiertes) Programm erfüllt, sondern dadurch, dass er in der Lage ist, Geschehnisse des eigenen Lebens, Lebensvollzüge *als eigene anzuerkennen* – um sich auf diese Weise ein eigenes Leben allererst zu schaffen. Das aber kann nur dem gelingen, der in der Lage ist, sich die Verantwortung für die Realisierung dieser Geschehnisse (des eigenen Lebens) selbst zuzuschreiben. Diese Selbstzuschreibung aber setzt voraus, dass Subjekte sich überhaupt auf sich, auf ihr eigenes Subjektsein zu beziehen vermögen. Dieses Sich-auf-sich-selbst-Beziehen erfordert, weil es in der Zeit geschieht, immer wieder neue Akte des Sich-selbst-Beschreibens und -Bestimmens und daher auch die Revision oder Substitution manch früher gefasster Beschreibungen oder Zielsetzungen. (Das Leben, insofern es das eigene ist, gilt daher schon der Sprache als eines, das man führen muss, und nicht als eines, bei dem man geführt wird.)

Wenn nun aber Subjekte erst dadurch Subjekte sind, dass sie sich immer wieder neu erkennen, anerkennen und nicht zu vergessen: als Subjekte beschreiben, dann ist nicht mehr ohne weiteres klar, was es heißen soll, dass Subjekte *davor* oder *darüber hinaus* auch noch die Einheit der Vielheit dieser für das Subjekt konstitutiven Erkennens-, Erlebens- und schließlich auch Lebensvollzüge ermöglichen können. Das aber heißt, sobald man Subjekte als selbstbezügliche Formen begreift, ist überhaupt nicht klar, weshalb sie ein wie auch immer bestimmtes Wesen haben sollen, das im Wandel dessen, was ihnen widerfährt, Kontinuität garantiert. Nein, es ist vielmehr umgekehrt. Erst

die Realisierung des Subjekts klärt darüber auf, was dieses Subjekt ist. Erst das Leben zeigt, wie der beschaffen ist, der es lebt.

Damit wird deutlich: Wenn von Subjektivität gesprochen wird, wird eigentlich von einer Tätigkeit gesprochen, genau genommen, von drei Tätigkeiten: von einer des Beschreibens, von einer anderen des Anerkennens dieser Beschreibung, dann aber auch noch von einer des Schließens aus dieser Beschreibung. Ja, das Subjekt lässt sich sogar überhaupt als das Ergebnis eines Schlusses begreifen, nämlich als das Ergebnis eines Schlusses von den Handlungen auf dasjenige an uns, das diese Handlungen vollzieht.

So wie ich nun aber immer schon etwas von mir wissen muss, damit ich mich als Ich erkennen und anerkennen kann (weshalb es am Ich stets einiges gibt, das sich einem Vorurteil verdankt), bleibt auch der Schluss von den Lebensvollzügen auf dasjenige in mir, das sie vollzieht, stets ein problematischer. Denn eigentlich bedürfte eine vollständige Erkenntnis meiner selbst als Subjekt einer Unendlichkeit der Lebensvollzüge. Da das Leben aber bekanntlich ein endliches ist, können wir uns als Subjekte niemals vollständig beschreiben, erkennen und anerkennen.

Wenn wir dennoch die Überzeugung haben, unser Leben als Subjekte zu leben, dann können wir diese Überzeugung nicht aus dem Nachdenken über das, was wir sind, gewonnen haben. Die Überzeugung, ein Subjekt zu sein, lässt sich offenbar nicht – oder: nicht allein im Denken oder mit den Mitteln des Denkens rechtfertigen.⁵

Woher aber wissen wir dann, dass wir oder andere (im Unterschied zu Tischen oder Stühlen, aber auch im Unterschied zu anderen Lebewesen, Tieren z. B.) Subjekte sind? Offenbar wissen wir es aus einer allem intentionalen Denken immer schon vorausgesetzten und daher opaken Praxis des Sich-Denkens, des Sich-Erlebens oder eben des Sich-beständig-neu-Erfindens. (Subjekt-Sein ist deshalb eher eine Weise denn ein Grund des In-der-Welt-Seins.) Wo diese Tätigkeit des Sich-Erfindens aufhört, hört auch das Subjektsein auf, und es beginnt etwas, das wir bisweilen *das Gegebene*, bisweilen aber auch *das Objektive* nennen.

Nun ist jenes Erfinden zwar eine Praxis, die sich selbst niemals vollkommen transparent sein kann, doch muss es ein Medium geben, in dem sie sich realisiert – also: zur Wirklichkeit wird.

⁵ Und genau an dieser Stelle erlangt das Selbstgefühl eine kaum zu unterschätzende Bedeutung. Vgl. dazu Frank 2002.

Genau an dieser Stelle kommt nun der zweite Teil des angesprochenen Gedankens zur Geltung. Mit ihm tritt sogleich die *Literatur* auf den Plan. Bereits ihre Existenz erhebt Einspruch gegen die verbreitete Annahme, gerade die Praxis des alltäglichen Lebensvollzugs sei das einer expressiven Subjektivität entsprechende und angemessene Medium. Doch erhebt die bloße Tatsache, dass es Literatur gibt, auch Einspruch gegen die philosophische Überzeugung vom Denken als dem eigentlichen Medium der Subjektivität. Und auch den neueren Versuchen einer Naturalisierung der Subjektivität im Rahmen der Neuropsychologie widersteht die Literatur auf ihre eigentümliche, und das heißt auf ihre eigene sprachliche Weise.

Was aber ist an der Sprache, das ihr, der Literatur, diesen Widerstand ermöglicht?

Nun, wenn man sich darüber klar werden möchte, was Sprache ist oder ausmacht, so ist meist das Erste, das auffällt, dies, dass Sprache es ihren Benutzern ermöglicht, auf Gegenstände oder Sachverhalte zu zeigen oder Bezug zu nehmen. Sprache besteht diesem geläufigen Verständnis zufolge aus Zeichen oder gilt sogar selbst wesentlich als ein Zeichen. Doch Sprache beschreibt nicht nur die Welt, sie drückt auch aus, wie diese Welt als Welt genommen wird. Denn die Sprache kündigt immer auch von der Haltung des Subjekts zu dem, was sie, die Sprache, bezeichnet. Der Satz *Das Fenster ist geöffnet* beschreibt bekanntlich nicht allein einen Sachverhalt der äußeren Welt, sondern zugleich eine Haltung desjenigen, der ihn äußert, zu diesem Sachverhalt; und das kann dann zum Beispiel der Ausdruck einer beobachtenden Haltung, es kann aber auch ein Ausdruck des Wunsches sein, das Fenster zu schließen, oder der Ungeduld darüber, dass dies noch nicht geschehen ist.

Aufgrund dieser expressiven Dimension verrät die Sprache niemals nur etwas über die Welt, in der diejenigen, die sie gebrauchen, sich befinden, sondern immer auch etwas über die Haltung und den Bewusstseinszustand derer, die sie gebrauchen. Man kann deshalb mit Sprache stets zweierlei kommunizieren: Sachverhalte *in* der Welt, aber eben auch Haltungen *zu* dieser Welt (oder Arten des Erlebens und des Bewusstseins *von* dieser Welt). Deshalb ist vieles von dem, was wir zu anderen sagen, gar nicht um des Inhalts willen, sondern um unserer selbst willen gesagt. Wir meinen dann häufig bloß, wir sprächen um der Dinge willen.⁶

6 Das bemerkt schon Novalis im *Monolog*: „Es ist eigentlich um das Sprechen und Schreiben eine närrische Sache; das rechte Gespräch ist ein bloßes Wortspiel. Der

Nun wäre diese Ausdrucksdimension der Sprache aber überhaupt nicht vorhanden, wenn es uns nicht gelänge, Subjekte zu erschaffen. Wir benötigen Subjekte, um die in sprachlichen Äußerungen sich ausdrückenden Haltungen, Bewusstseinszustände und Erlebnisweisen einem Träger zuschreiben zu können. Dass es Subjekte gibt, ist also ein Erfordernis unseres deutenden Weltverhaltens; es ist eine Folge des Umstands, dass wir ständig damit beschäftigt sind, dem Geschehen um uns herum (aber natürlich auch in uns selbst) Bedeutungen zuzuschreiben. Und es ist klar, gerade eine Praxis, die wie die Literatur die expressive Dimension der Sprache fokussiert, kommt nicht ohne Subjekt aus.⁷

Aber im Falle der Literatur kommt noch etwas hinzu. Denn weil es in ihr nicht um wahre oder falsche Aussagen über Sachverhalte geht, sondern vielmehr darum, dass ihre Leser die in ihr sich ausdrückenden Haltungen (zu größtenteils fingierten Sachverhalten), eben die bereits angesprochenen Weisen des Erlebens erschließen, ermöglicht sie eine kollektive sprachliche Kommunikation über diese, an Bewusstseinszustände gebundenen Haltungen oder Weisen der Welterschließung. Dadurch vermag sie etwas, wozu weder Philosophie oder Psychologie noch Neuropsychologie in der Lage sind. Sie vermag nämlich, die Erlebnisweisen der ersten Person in der Sprache und aus der Perspektive der ersten Person darzustellen. Die Wissenschaften vom Bewusstsein hingegen können ihren Zugang zu den Erlebnisweisen des Bewusstseins nur in einer Sprache beschreiben und denken, die ganz auf die Beobachtung des Subjektiven aus der Perspektive der dritten Person zugeschnitten – und um ihre Ausdrucksdimension verkürzt ist.

Spätestens an dieser Stelle mag deutlich sein, was ich meine, wenn ich behaupte, Schiller habe am Ausgang des 18. Jahrhunderts in den *Räubern*, aber auch in den etwa gleichzeitig entstandenen *Philosophischen Briefen* das Subjekt neu erfunden. Denn nun dürfte es ein Leichtes sein, zu verstehen, dass ich nicht meine, Schiller allein habe das Subjekt neu erfunden, und auch nicht, dass es, einmal neu erfunden, nun ganz selbstverständlich auch weiterhin als eine solche Erfindung Bestand habe. Nein, Subjekte bestehen nur überhaupt im Akte ihrer Neuerfindung. Subjektivität kann daher als eine Tätigkeit verstanden werden (und vielleicht sogar als eine Aufgabe, die das Leben

lächerliche Irrthum ist nur zu bewundern, daß die Leute meinen – sie sprächen um der Dinge willen“ (Novalis 1984, 522).

7 Die Erfindung eines sogenannten lyrischen Subjekts war daher, man mag das begreifen oder nicht, aus heuristischen Gründen unvermeidlich.

denen stellt, die es zu bestreiten haben). Die Literatur erscheint so als eines der Medien, in denen diese (wesentlich sprachliche) Tätigkeit vollzogen werden kann.⁸

Nachdem deutlich geworden sein mag, was es heißt, dass das Subjekt nur Subjekt ist, solange es sich neu erfinden lässt, und dass zu dieser Neuerfindung die Literatur eine besondere Befähigung hat, wende ich mich nun wieder Schiller, dem frühen Schiller zu, und dabei ganz besonders seinem Versuch, im Medium der Literatur Subjektivität neu zu erfinden.

Dabei sei sogleich gesagt: Schiller, der frühe Schiller hat das Subjekt (den Bewusstseinszustand, in dem jemand sich oder andere als Subjekt erlebt) in vier Hinsichten oder Dimensionen beschrieben, die nicht einzeln, sondern erst zusammen das Neue an Schillers Erfindung der Subjektivität ausmachen. Dabei handelt es sich zunächst um eine natürliche oder naturhafte (I) sowie um eine vielheitliche oder pluralistische (II), sodann um eine mit den Mitteln der Liebe erkennende (I-II), schließlich jedoch um eine tragische Dimension (IV).

I.

Die erste Dimension dieser Schillerschen Subjektivität ist gewiss die offensichtlichste, denn sie geht sowohl in phylo- wie ontogenetischer Hinsicht allen anderen Dimensionen voraus. Auch in der Beschreibung der zwischen Enthusiasmus und Hysterie schwankenden Publikumswirkung der *Räuber* war von dieser Dimension schon die Rede. Zwar kann die dabei auftretende Enthemmung des Gefühls noch nicht als enthemmte Subjektivität gelten (da diese ja der Selbst-Erkenntnis und Selbst-Anerkenntnis bedarf), aber sie offenbart gerade deshalb umso deutlicher deren natürliche Grundlage, also die Triebe, Begierden, Reflexe der inneren Natur. Diese innere Natur versorgt jedes Subjekt mit Erregungszuständen und Impulsen, aus denen es handelt. Ohne diese natürlich bereitgestellten Impulse gäbe es kein Handeln, gäbe es also auch keine Subjekte. – Aber dass sie benötigt werden, um zu handeln, bringt ein Problem mit sich, das Schiller zeit seines Le-

⁸ Da überhaupt nicht klar ist, was Subjektivität ohne das Medium, in dem sie sich realisiert, wäre, gibt es keinen Grund zu behaupten, in der Literatur erscheine das Subjekt bloß als ein kontingentes und insofern als subjektives – objektiv hingegen erscheine es in den Wissenschaften. Nein, Literatur ist ein Medium, in dem Subjektivität erscheint, und zwar als Teil der objektiven Welt.

bens umgetrieben hat, die Frage nämlich: Wie verhält sich der Geist, wie verhalten sich, wie wir heute sagen würden: Bewusstseine zu dieser inneren Natur?

Wer dieses Problem löst, egal wie, erzeugt Subjektivität.⁹ Er behauptet sich als Subjekt. Er wird, wie man auch sagen kann, für sich und andere als Subjekt erkennbar. Franz Moor, in den *Räubern*, ist ein solches Subjekt, das seine Gestalt erkennbar in der Auseinandersetzung mit der Natur, vor allem der inneren Natur gewinnt. Eine markante Gestalt wird er, weil er Subjektivität in ihrer ursprünglichsten, in ihrer naturhaftesten Form zur Darstellung bringt, nämlich in Form der Enthemmung. Franz Moor wird dadurch Franz Moor, dass er sich auf seine spezifische Art und Weise weigert, eine Forderung zu erfüllen, die gegenüber allen Menschen, allein weil sie sich als Kulturwesen begreifen, erhoben wird, nämlich die eigene innere Natur zu zügeln, die Impulse des Handelns einer rationalen, am Wohl des Allgemeinen ausgerichteten Kontrolle zu unterwerfen. Doch Franz Moor sieht, und genau das macht einen Teil seiner provozierenden Subjektivität aus, keinen – ich betone das: Grund, seinen Hass gegen Gott und die Welt zu zügeln, das heißt, er verwirft jeden Anspruch der Moral – beruft sich dabei jedoch auf Gründe, auf die Vernunft also. Mit dem Einspruch, den die Vernunft hier im Namen der Natur gegen sich selbst erhebt, nimmt das Verhängnis dann seinen Lauf: Franz Moor unterschlägt einen Brief seines älteren Bruders Karl an ihren gemeinsamen Vater, in dem Karl sich für seine früheren studentischen Ausschweifungen, seine mangelnde Impulskontrolle also, entschuldigt. Franz Moor hat dabei nur eines im Sinn, nämlich Rache an seinem von der Natur und dem eigenen Vater stets begünstigten Bruder zu üben. Er schiebt deshalb dem Vater einen gefälschten Brief unter, der den Eindruck erweckt, der Bruder sei nun vollends monströs, eine Ausgeburt vagabundierenden Schreckens geworden. Also verflucht und verstößt der Vater seinen einst über alles geliebten Sohn, der sich nun ganz der Räuberei verschreibt und sich dabei immer mehr dem Bild nähert, das sein hassefüllter Bruder von ihm zeichnet. Dieser aber nutzt die Gunst der Stunde und kann sich nun endlich dem hingeben, dem er sich schon immer hat hingeben wollen, nämlich dem Zerstören und Vernichten: Der erste Versuch, die Vergewaltigung der Braut seines

9 Da eine solche Lösung keine sprachliche sein muss und auch Tiere sich zu diesen natürlich bereitgestellten Impulsen verhalten und auf ihre je eigene, charakteristische Weise damit umgehen können, entsteht Subjektivität bereits in der natürlichen Welt.

Bruders, misslingt, aber der zweite, den ohnmächtigen Vater bei lebendigem Leibe in sein Grab zu sperren, gelingt. Dass nun aber seine enthemmte, grausam zerstörerische Natur doch nicht den Sieg davonträgt, liegt, das ist zunächst noch ganz christlich gedacht, an der Macht der Liebe. Sie nämlich ist stärker als all die Treueschwüre, die Karl seinen Gefährten geschworen hat und lässt ihn zurückkehren zu den Seinen, zu Vater, Braut – und Bruder, der nun aber, als er erkennt, dass nunmehr Karl sich an ihm rächen wird, sein Schicksal an sich vollzieht und sich – auch das ein Ausdruck gesteigerter Subjektivität – selbst erdrosselt. Als dann Karl seinen bereits geschwächten Vater befreit und sich ihm zu erkennen gibt, stirbt auch der – an plötzlichem Entsetzen. Und spätestens an dieser Stelle schlägt das Geschehen vollends ins Tragische um, denn jetzt ermordet Karl seine Braut Amalia, und zwar nicht impulsiv, nicht aus natürlichen Gründen also, sondern aus solchen der Überlegung. Er überlegt sich nämlich, dass ihr Tod ihn von der Bindung an sie, zugleich aber auch von der an seine Gefährten befreit. Die Verheißung dieser neuen Freiheit ist so groß, dass sie ihn zu dem Gedanken hinreißt, er könne sie ein weiteres Mal vergrößern, indem er sich zuletzt auch noch von sich selbst befreit, im Suizid. Doch genau der findet nicht statt. Denn er denkt noch einmal nach. Dabei fällt ihm ein, dass der Ausdruck seiner größten Freiheit als Subjekt doch nicht die vollkommene Negation seiner selbst im Tod, sondern die Anerkennung seiner selbst als eines moralischen Regels unterworfenen Geschöpfes sei, das in der Lage ist, aus Einsicht in die Notwendigkeit zu handeln.

Das Subjekt, so viel scheint als Ergebnis eines aufgeklärten Denkens gewiss, ist nur dort ganz bei sich selbst, wo es das tut, was es als Ergebnis seiner Überlegung für richtig hält. Denn die aus den Fugen geratene Ordnung des Ganzen kann nur wieder errichtet werden, wenn sich das Subjekt aus freier Überlegung – und nicht in Folge natürlichen Zwangs – dem Ganzen unterwirft. Karl Moor also geht, damit endet das Stück, und übergibt sich der Justiz. Und der Leser bemerkt: In diesem Sich-der-Justiz-Übergeben liegt so etwas wie der äußerste Triumph einer freien, von der Natur befreiten Subjektivität.

Schiller entfaltet also in den *Räubern* das Bild einer umfassenden Subjektivität. Subjektsein heißt dabei offenbar, sowohl eine Haltung zu den natürlichen Voraussetzungen und Impulsen als auch zu den rationalen Gründen des eigenen Handelns einzunehmen.

Doch wie bekommt man diese beiden Seiten des Subjekts zusammen? Ein Teil der Antwort, die Schiller in den *Räubern* gibt, lautet:

Man bekommt sie aufseiten der Natur überhaupt nicht zusammen. Franz Moor ist daher ein großer und bedeutender Kritiker der Natur: „Ich habe“, sagt dieser, als er sich den Verzicht auf die Rechte des Erstgeborenen und die schwer auf ihm lastende Bürde der Hässlichkeit vor Augen führt, „Ich habe“, sagt er, „große Rechte, über die Natur ungehalten zu sein, und bei meiner Ehre! Ich will sie geltend machen.“¹⁰ Und er ahnt, auch sein Bruder Karl, der raubt und mordet, handelt gegen die Natur – am Schluss, als dieser seine Braut tötet und sich seinen Feinden ausliefert, sogar gegen seine eigene.

II.

Dass sich Subjektivität auf dem Wege der Kritik und letztlich Emanzipation von der Natur erzeugen lässt, ist freilich nur der aus dem Geiste der Aufklärung hervorgehende Anfang der Schillerschen, durchaus nicht unvermittelten Neuerfindung des Subjekts. Dieser Anfang, von dem ich denke, dass er in der Rezeption Schillers bislang ein wenig zu wichtig genommen worden ist, breitet seinen Schatten über einen anderen, gerade vom frühen Schiller gedachten und daher meist etwas unterschätzten Gedanken. Er erlaubt es, die uns bestimmende kontingente und daher zutiefst ungerechte Natur des Subjekts mit seiner freien, geist-begabten und mitunter sogar vernünftigen Seite zu vermitteln. Wer sich Schiller nicht als jemanden denkt, der von diesem Gedanken überzeugt war, meine ich, wird Mühe haben zu verstehen, warum Schiller nicht lediglich, was er bekanntlich auch getan hat, philosophische Traktate, sondern eben auch so zahlreiche Dramen verfasst hat. Schillers Gedanke, von dessen Wahrheit freilich noch andere – Hölderlin und Freud zum Beispiel – überzeugt waren, besagt, dass man sich das Subjekt nicht als eines, nicht als *in-dividuelles*, sondern als vielheitliches vorzustellen habe. Denn Subjekte monologisieren nicht. Sie sind ständig mit sich selbst im Gespräch – und vielleicht existieren sie sogar überhaupt nur so lange, als sie mit sich selbst im Gespräch sind. Dabei sind es stets viele Stimmen (darunter nur unter anderem auch die der Natur und die der Vernunft), die da im Subjekt miteinander verhandeln. Erst wenn sie zusammenstimmen oder eine der Stimmen ganz einfach lauter ist als die anderen, geht das Subjekt

¹⁰ Schiller 2004a, 500. Als Textgrundlage dient hier wie im Folgenden der Erstdruck der *Räuber* (Schiller 1781).

vom inneren Diskurs oder, je nachdem, von der inneren Auseinandersetzung zum Handeln über.

Schiller bringt deshalb in den *Räubern* nicht lediglich viele handelnde Subjekte auf die Bühne, nein, er präsentiert seinem Publikum auch das eine Subjekt in der Vielheit seiner Stimmen. Die Form des Dramas bringt die innere Verfassung der Subjektivität zum Ausdruck! Das Schauspiel *Die Räuber* gibt ein Bild dessen, was uns Schiller als Verfassung unserer Subjektivität zu denken gibt.

Das mag merkwürdig klingen, doch äußert Schiller selbst diesen Gedanken, als er am 14. April 1783 an Reinwald schreibt: „Jede Dichtung ist nichts anderes, als eine enthousiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unseres Kopfes [...]“. Und dann heißt es: „Alle Geburten unsrer Phantasie wären also zuletzt nur *wir selbst*.“¹¹ Dass dem tatsächlich so ist, dafür sprechen schon die Träume, denn ihre Gestalten sind die der Träumenden. Doch auch das Schauspiel gibt es nur, weil das Subjekt vieler Stimmen bedarf, um seiner selbst habhaft zu werden. Die Notwendigkeit des Dramas als Form, das macht Schiller deutlich, hat in dieser vielheitlichen Natur des Subjekts ihren Grund.

III.

Nun ist aber weder die Vielheit der Stimmen an die Form des Dramas gebunden, noch ist mit dem Hinweis auf die Vielheit der Stimmen schon gesagt, wie sich vermitteln lassen.

Die eigentümliche in den *Räubern* sich Gehör verschaffende Subjektivität lässt sich deshalb nicht verstehen, ohne dass man sich einer weiteren, in der Figur der Amalia aufscheinenden Dimension der Subjektivität vergewissert.

Diese in Amalia symbolisierte Dimension der Subjektivität ist die Liebe. Nicht schon, weil Amalia diejenige ist, nach der sich die beiden Brüder, wenn auch auf unterschiedliche Weise, verzehren, nicht schon, weil Karl Moor sie zuletzt eben doch mehr liebt als sich selbst, sondern weil Amalia, anders als die beiden im Hass sich verzehrenden Brüder, die einzige Figur des Stückes ist, die es versteht, nicht nur (wie Karl Moor) die anderen oder (wie Franz Moor) das eigene Ich, sondern eben sich *und* die anderen zu lieben. Liebe zeigt sich hier in

11 Schiller 2002, 69f., Hervorheb. ebd.

Amalia als der Zustand des Subjekts, der am besten dazu geeignet ist, es von der Bedrohung der Individualität zu befreien. Gerade dem frühen Schiller gilt die Liebe als die schlechthin verbindende, die Zersplitterung der vielheitlichen Subjektivität aufhebende Macht; und sie ist die Dimension der Subjektivität, in der Natürliches und Geistiges, Triebhaftes und Kognitives vermittelt (Freud hätte gesagt: sublimiert) werden. Das wird nirgendwo deutlicher als in Schillers Philosophie der Liebe, die eine Philosophie der Liebe als Medium der Erkenntnis ist. Dort, in dem zeitgleich mit den *Räubern* entstandenen, *Philosophische Briefe* betitelten Fragment eines Briefromans heißt es einmal von der Liebe, sie sei „[...] der allmächtige Magnet in der Geisterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabensten Tugend – Liebe“, so heißt es weiter, „[sei] nur der Widerschein dieser einzigen Urkraft, eine“, und genau das sind Schillers Worte: „Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit, eine Verwechslung der Wesen.“¹² Eine solche „Verwechslung“ gilt uns Heutigen als ein Ausdruck des Irrtums. Bei Schiller hingegen ist der Irrtum des Sich-für-einen-anderen-Haltens ein Durchgangsstadium auf dem Wege der Erkenntnis des anderen. Ich muss mich, dies also, dass ich Subjekt bin, einen Augenblick lang vergessen und mich für den anderen halten, um dieser andere – allgemein gesprochen: etwas anderes zu werden. Genau dies geschieht in der Liebe.

Denn Liebe ist, wie es in den *Philosophische[n] Briefen* heißt: „Begierde nach fremder Glückseligkeit.“¹³ Selbst glücklich wird, wer am Glück der anderen teilhat. Deshalb kann, wer andere und anderes liebt, gar nicht anders, er muss sich selbst lieben.

Darin liegt, was meist vergessen wird, eine kaum zu unterschätzende epistemische Dimension: Liebe wird, weil sie die Form des Bewusstseins darstellt, in der sich das Subjekt entäußert und sich einem Objekt anverwandelt, ein Medium der Erkenntnis. Denn in ihr erfüllt sich das Ideal aller Erkenntnis: die Überwindung der Differenz von Subjekt und Objekt.

Das hat weitreichende Konsequenzen. Zunächst die, dass, wer wie Franz Moor der Selbstsucht und dem Hass verfällt, mit erheblichen Einbußen seines Erkenntnisvermögens zu leben hat. Franz Moor muss deshalb zu spät erkennen, wo die Folgen seines Handelns für ihn zum unwiderruflichen Verhängnis, zum Schicksal werden. Sein Nichtver-

¹² Schiller 2004b, 348.

¹³ Ebd.

stehen ist eine Folge des Sich-nicht-verbinden-Könnens mit dem, das es da zu verstehen gilt.

Wenn aber Liebe als eine Bedingung gelingender Erkenntnis aufgefasst werden muss, dann bleibt fragwürdig, weshalb diejenigen, die sich von Berufs wegen mit dem Erkenntnisvermögen des Menschen befassen, Philosophen und Wissenschaftler z. B., die Liebe als Medium der Erkenntnis so beharrlich ignorieren:

Viele unserer denkenden Köpfe [so heißt es in der *Theosophie des Julius*] haben es sich angelegen sein lassen, diesen himmlischen Trieb aus der menschlichen Seele hinwegzuspotten [...] und diese Energie, diesen edlen Enthusiasmus im kalten, tötenden Hauch einer kleinmütigen Indifferenz aufzulösen. Im Knechtsgefühle ihrer eigenen Entwürdigung haben sie sich mit dem gefährlichen Feinde des Wohlwollens, dem Eigennutz, abgefunden, ein Phänomen zu erklären, das ihrem begrenzten Herzen zu göttlich war.¹⁴

Hier ist es wieder, das Herz! Nun aber als Chiffre eines Subjekts, das sich beharrlich weigert, seine Subjektivität zum Zwecke der Erkenntnis zu nutzen.

Auch die Wissenschaften (samt all der übrigen Verfahren zur Anerkennung des Wissens) entgehen dieser Schillerschen Kritik nicht. Sie vergessen, wie Franz Moor, sich auf die Dinge und Sachverhalte mit dem „Herzen“ – mit ihrer Subjektivität also einzulassen; sie vergessen, dass dem Erkennen eine innere Haltung des Erkennenden entsprechen muss – die Schiller Liebe nennt, die man aber gewiss auch anders nennen könnte.

Wenn man bereit ist, Schiller darin zu folgen, so gilt nicht nur für Philosophie und Wissenschaften, sondern auch für all die anderen Gelegenheiten, in denen sich ein Subjekt als erkennendes behaupten will: Das Subjekt bedarf, gerade weil es als Erkennendes immer subjektiv bleibt, der Schulung dessen, was an ihm ein subjektiv Erkennendes ist – des inneren Erlebens also. (Dass eine Gesellschaft, die sich Wissensgesellschaft nennt, die Schulung dieses inneren Erlebens zu Erkenntniszwecken dem lebensgeschichtlichen Zufall überantwortet, kommt so, von Schiller aus gesehen, einer Absurdität gleich.)

Literatur war nun für Schiller eine Institution, die ganz hervorragend dazu geeignet zu sein schien, ein Bewusstsein zum Zwecke der Fremd- und Selbsterkenntnis zu bilden. Der literarische Ort dieser Ausbildung war der poetisch inszenierte Dialog. Diesen Ort zu einem

14 Ebd., 350.

öffentlichen Ort zu machen, war das Theater eher geeignet als der Briefroman, weil im Zuschauerraum die Beobachtung, Bewertung und Schulung von Bewusstseinslagen kollektiv eingeübt werden konnte. Da das Publikum gerade im Theater die Erfahrung machen kann, dass es in der Lage ist, sich in viele verschiedene Bewusstseinslagen (in sehr heterogene Wünsche, Intentionen, Hoffnungen) einzufühlen, macht es mit sich, mit seiner Subjektivität die Erfahrung, dass all das, was es auf der Bühne erlebt, ein Teil seines eigenen Erlebens ist – und zwar nicht lediglich (wie die aristotelische Poetik behauptet hatte) der Möglichkeit nach, sondern *de facto*. So wird das Theater zum Schauplatz eines kollektiven Rituals. Es gilt der Einübung – oder Erfindung – einer vielheitlichen, vielstimmigen Subjektivität. In oder mit ihr wird nun erkundet, welche Möglichkeiten und Grenzen die Liebe angesichts der natürlichen und kognitiven Bedingungen, denen *Sub-jekte* unterworfen sind, hat. Das Mannheimer Nationaltheater im Januar des Jahres 1782 ist der Ort, an dem diese Erkundung zum ersten Mal vollzogen wird.¹⁵ Und alle weiteren Aufführungen der *Räuber* ritualisieren diese Erkundung der Möglichkeiten und Grenzen des Subjekts.

Doch kann die zwischen Enthusiasmus und Hysterie schwankende Publikumsreaktion in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts nur erklären, wer versteht, dass Schiller das moderne Konzept vielheitlicher Subjektivität, noch ehe es sich in der uns heute vertrauten Form herausgebildet hat, bereits wieder aus den Fugen geraten lässt – um ein anderes Bild an seine Stelle zu setzen.

IV.

Dieses andere Bild der Subjektivität, in dem sich das Publikum der 1780iger Jahre wiedererkannt haben dürfte, schwankt nicht nur zwischen Verfallenheit und Kritik der Natur, es ist nicht nur eines, das Subjektivität in viele Instanzen und Bewusstseinslagen aufspaltet und daher des verbindenden Mediums der Liebe bedarf, nein, es ist mehr noch das einer tragischen Subjektivität – und erst in dieser tragischen Verfasstheit eines, das ebenso für antike wie für moderne und post-

¹⁵ In seiner *Geschichte des menschlichen Herzens* klagt Schubart 1775 noch darüber, dass in der deutschen Literatur kaum je Leidenschaften dargestellt würden. Vgl. Sauermeister 2005, 8.

moderne Zeiten gültig ist.¹⁶ Es dürfte nicht zuletzt – und anders als konjunktivisch kann hier nicht geurteilt werden – diese Einsicht in die aller Subjektivität eigene Tragik gewesen sein, die das Publikum damals so sehr hat außer sich geraten lassen.

Um sich diese tragische Dimension der *Räuber* vor Augen zu führen, muss man seine Aufmerksamkeit nicht so sehr auf die Kulmination des Geschehens am Ende der Handlung richten, als die Protagonisten einen je und je unvorhersehbaren und gewaltsamen Tod sterben, sondern auf die Konstellation der Hauptpersonen. Bereits diese Konstellation, von der ich gesagt habe, in ihr werde dem Publikum ein Bild seiner eigenen Bewusstseinslage präsentiert, enthält eine tragische Dimension, die der Verlauf der Handlung dann zur Entfaltung bringt.

Zu dieser Konstellation gehört nämlich, dass alle (Haupt-)Figuren von demselben Begehren getrieben sind, nämlich von dem nach Liebe: Der Vater will seine Söhne und diese wollen ihn lieben und von ihm geliebt werden, wie sie auch Amalia lieben und von ihr geliebt werden wollen. Doch es kommt etwas dazwischen. Was da dazwischen kommt, mag man Zufall oder Schicksal nennen, in jedem Fall ist es eine Ungerechtigkeit, eine Laune der Natur. Denn sie macht einige ihrer Geschöpfe liebenswerter als andere, gibt einigen das, was sie anderen vorenthält. Aus diesem (aus der Perspektive des Einzelnen) schicksalhaften oder (aus der der Natur) kontingenten Grunde liebt der Vater einen seiner Söhne mehr als den anderen und liebt auch Amalia nur den einen von beiden, während der andere als Reaktion darauf beschließt, sich selber zu hassen und sich an den anderen zu rächen. Es ist diese Ungerechtigkeit der Natur, die zum *Movens* des Geschehens wird; es ist ihre Laune, mehr nicht, die bewirkt, dass eine der Figuren aus tiefer Kränkung beschließt, die anderen in ihren Bann zu ziehen, um sie, schließlich aber auch sich selbst zu vernichten. Das Ende ist dann notwendigerweise ein schreckliches – notwendig deshalb, weil Natur gar nicht gerecht sein kann; Gerechtigkeit gehört nicht zu den Tugenden, die einzulösen man von der Natur verlangen darf. Stets erzeugt die Natur daher Geschöpfe, die ob dieser vermeintlichen Ungerechtigkeit, die sie erleiden (einer Ungerechtigkeit, die sie als ihr natürliches Schicksal erfahren), so verletzt sind, dass sie nur noch eines wollen, nämlich vernichten – und dies so sehr, dass sie nicht die geringste Bereitschaft verspüren, sich die Erfüllung dieses

16 Zur Resurrektion des Tragischen im Zeitalter der Moderne vgl. jüngst: Menke 2005.

destruktiven Begehrens durch Gott oder Ratio versagen zu lassen. – Dass hier auch die Vernunft nicht weiterhilft, muss dann auch Karl Moor erfahren: Die Schlüsse, mit denen er am Ende seiner Lage zu entfliehen sucht, helfen nicht weiter – sie lassen ihn einen Mord begehen.

Wenn aber weder Gott, von dem Franz Moor sich abwendet, noch Vernunft, die auch seinen Bruder Karl in die Irre leitet, weiterhelfen, wie ist es dann um die in den *Philosophische[n] Briefen* so sehr beschworene Macht der Liebe bestellt – oder, wie wir heute nüchterner sagen würden: der Anerkennung, Zuneigung, Sympathie, des Sich-Einlassens auf den anderen oder das andere? Die Antwort, die Schiller in den *Räubern* gibt, lautet schlicht: Nicht gut! Das Begehren zu lieben und geliebt zu werden ist angesichts einer Natur, die das Vermögen zu lieben so ungleich verteilt, eher eine Ursache des Leides als die seiner Überwindung.

Damit aber wird eine wohlfeil psychologisierende Deutung, die besagt, dass Schiller in den *Räubern* eine Konstellation auf die Bühne bringt, die wir alle in uns tragen – wenn man so will: den Vater, die Geliebte, den Bruder ins uns – obsolet. Die Figuren sind – auf der äußeren wie der inneren Bühne – Chiffren einer anderen, einer tragischen Verfassung unserer Subjektivität. Mit dieser tragischen Verfassung kommt das Daseinsrecht der Poesie ins Spiel – denn das Tragische gibt es nur, weil es Tragödien gibt. Darüber hinaus aber bricht sich eine Einsicht Bahn, die sich nur schwer ertragen lässt. Denn das eigentlich Tragische besteht nicht in einem plötzlich eintretenden Unglück, auch nicht allein darin, dass ein solches Unglück – wie im *Ödipus* – selbst verschuldet ist, nein, das Tragische besteht vielmehr darin, dass, mit einem Wort Peter Szondis gesprochen „[...] der Mensch auf dem Weg untergeht, den er eingeschlagen hat, um dem Untergang zu entgehen.“¹⁷ Und genau das geschieht in den *Räubern*: Der Sohn rettet den lebendig begrabenen Vater, doch der stirbt im Augenblick der Rettung; Franz Moor treibt, indem er, um sich selbst zu erlösen, den Untergang der anderen betreibt, sich selbst ins Verderben; Karl Moor muss, um Gutes zu tun, Verbrechen dulden und begehen; und schließlich: er ist erst da ganz frei von der Willfähigkeit der natürlichen Begierden und Sehnsüchte, wo er sich in Unfreiheit, soll heißen: in Gefangenschaft begibt; Amalia wiederum, um deren Liebe zu ge-

17 Szondi 1978, 213.

winnen er sich von seinen Getreuen lossagen will, muss sterben, damit er sich von ihnen lossagen kann.

Hier radikalisiert Schiller das Tragische. Das Handeln bewirkt nun das *genaue Gegenteil* dessen, was es bewirken soll. Es ist durch und durch paradox – was hier nichts anderes heißt als: Sobald gehandelt wird, tritt das Unglück auf den Plan.

Das aber ist eine fatale Diagnose für das Subjekt; nicht nur es selbst ist heteronom, auch sein Verhältnis zur Welt ist von dieser unversöhnlichen und ausgewogenen, eben heteronomen Art. Die Welt scheint selbst so etwas wie ein Subjekt zu sein, ein großes gewalttätiges, das mit jeder seiner Handlungen die des Menschen dementiert; wann immer dieser zur Tat schreitet, erhebt sie Einspruch. Damit wirft sie – darin liegt die existentialistische Dimension alles Tragischen – das Subjekt, das ja nur ist, was es ist, insofern es handelt, auf sich selbst zurück. Das Subjekt als tragisches Subjekt ist nun eines, das nicht handeln kann – aber handeln muss.

Und wer, so muss man sich nun fragen, wollte angesichts dieser ausgewogenen Lage, in die Schiller das Subjekt, gerade auch das moderne Subjekt gebracht hat, nicht außer sich geraten? Wer wollte sich da, wo Welt und Subjekt so sehr aus den Fugen geraten sind, noch darüber wundern, dass ein Augenzeuge der Mannheimer Uraufführung berichtet:

Das Theater glich einem Irrenhaus, rollende Augen, geballte Fäuste, stampfende Füße, heisere Aufschreie im Zuschauerraum! Fremde Menschen fielen einander schluchzend in die Arme, Frauen wankten, einer Ohnmacht nahe, zur Türe. Es war eine allgemeine Auflösung wie im Chaos, aus dessen Nebeln eine neue Schöpfung hervorbricht.

Literaturverzeichnis

- Manfred Frank (2002), *Selbstgefühl. Eine historisch-systematische Erkundung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Christoph Menke (2005), *Die Gegenwart der Tragödie. Versuch über Urteil und Spiel*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Novalis [Friedrich von Hardenberg] (1984), „Monolog“, in: ders., *Werke in einem Band.*, hrsg. v. Hans-Joachim Mähl u. Richard Samuel, München: Hanser, 522f.
- Gert Sautermeister (2005), „Die Räuber. Ein Schauspiel (1781)“, in: *Schiller-Handbuch. Leben-Werk-Wirkung*, hrsg. v. Matthias Luserke-Jaqui, Stuttgart/Weimar: Metzler, 1-45.

- Friedrich Schiller (1781), *Die Räuber. Ein Schauspiel*. 1., ächte Ausgabe. Frankfurt und Leipzig [o. V., Druckorte fiktiv]
- (2002), *Briefe I: 1772-1795*, hrsg. v. Georg Kurscheidt, in: ders., *Werke und Briefe in 12 Bänden [Frankfurter Ausgabe]*, hrsg. v. Otto Dann, Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag, Bd. XI.
 - (2004a), *Die Räuber*, in: ders., *Sämtliche Werke in 5 Bänden*. Auf der Grundlage der Textedition von Herbert G. Göpfert hrsg. v. Peter André Alt, Albert Meier u. Wolfgang Riedel, Bd. I, München: dtv, 481-638.
 - (2004b), *Philosophische Briefe*, in: ders., *Sämtliche Werke in 5 Bänden*. Auf der Grundlage der Textedition von Herbert G. Göpfert hrsg. v. Peter André Alt, Albert Meier u. Wolfgang Riedel, Bd. V, München: dtv, 336-358.
- Peter Szondi (1978), „Versuch über das Tragische“, in: ders., *Schriften I*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 149-260.

Johannes F. Lehmann (Essen)

Geste ohne Mitleid:

**Zur Rolle der vergessenen Marquise in Kleists
*Das Bettelweib von Locarno***

I.

Es ist zum Erstaunen, dass den Interpretationen zu Kleists *Das Bettelweib von Locarno* immer noch das Schuld-und-Sühne-Paradigma zugrunde liegt, obwohl doch seit mindestens dreißig Jahren immer wieder darauf hingewiesen wird, dass der Text dem Muster von Untat und Strafe, Verbrechen und Rache *nicht* folgt.¹ Der Grund hierfür liegt wohl darin, dass sich beide Interpretationsrichtungen, diejenige, die versucht, wie auch immer, eine Schuld zu konstruieren, wie auch diejenige, die dies als absurd negiert, sich weitgehend darin einig sind, dass „die Urszene der Handlung“² der Befehl des Marchese sei, die Bettlerin solle sich hinter den Ofen verfügen. Das passt einerseits zum Narrativ der Rachegeschichte, die Gespenstergeschichten ja in der Tat zumeist sind: Denn die Rache des Gespenstes verweist auf eine Untat, die als Anfang für Erscheinung und Hervorrufung des Gespenstes verantwortlich gemacht werden kann. In diesem Sinne lesen viele Interpreten die Erzählung Kleists in der einen oder anderen Form als eine individuelle und/oder gesellschaftliche Schuld- und Rachegeschichte.³

1 Dass die Interpretationen des Textes „nur innerhalb des Konzepts von Schuld und Sühne“ variieren, hat erstmals kritisiert und zu sprengen versucht Gerhard Schulz Schulz (Schulz 1974), Zitat: 431.

2 Landfester 1998, Zitate: 142 und 148.

3 Werlich 1965. Die marxistisch inspirierte Lektüre von Peter Horn (Horn 1978, 148-167) sieht im Gespenst das schlechte Gewissen des Marchese und bezieht das auf die französische Revolution. Bei Wilhelm Freund (Freund 1990) geht es um das sozial deklassierte Bettelweib, das sich für die entwürdigende Behandlung durch den Marchese rächt. Und noch bei Bernhard Fischer (Fischer 1988), der das Narrativ der Vergeltung zurückweist, liegt die Schuld des Marchese „in der bloßen Autorität seines Befehls [...] letztlich in der feudalen Struktur der Macht“ (ebd., 88). Noch einmal wiederholt von Dirk Jürgens (Jürgens 2001, 153): „So entzündet sich der dargestellte Konflikt zwischen dem Adel und den Unterschichten an der vom Marchese verweigerten Fürsorgepflicht des Feudalherrn gegenüber einer Angehörigen der Unterschichten.“

Die Annahme von der Urszene im Befehl des Marchese passt aber andererseits auch zum Gegenargument, dass doch die „Untat“ des Marchese und die ihn treffende Strafe in keinem angemessenen Verhältnis stehe und Kleists Novelle daher gerade nicht zur naiven Gattung der Gespenstergeschichte gehöre, mithin auch nicht als Rache Geschichte zu lesen sei. So bleibt etwa Hans Richard Brittnacher auf das Rachenarrativ bezogen, wenn er Kleists Text als Anti-Rache-Erzählung liest, als Text, in dem der Anfang der Gewalt, der Befehl des Marchese, die „Urszene des anfänglichen Unrechts“⁴, wie auch Brittnacher formuliert, zwar durch den Spuk gerächt wird, aber gerade im Missverhältnis zwischen Untat und Strafe das Narrativ der Rache ad absurdum geführt sei. An seine Stelle trete schlicht die Fassungslosigkeit darüber, „daß Unbegreifliches immer wieder geschieht.“⁵ So Unbegreifliches, dass man bereits die Chaostheorie bemüht hat, um es dennoch zu begreifen.⁶ Auch jene Theorien also, die ausgehend von der Zurückweisung des Rachenarrativs den Sinn des Textes im „Zusammenbruch einer rationalen Weltinterpretation“⁷ oder im Aufweis einer auf Kafka vorausweisenden „Brüchigkeit des Erzählens“⁸ oder in der kritischen Reflexion der Aufklärung und der Suspension kausallogischer Zusammenhänge bzw. der Unterminierung narrativer Logik⁹ sehen, sind negativ auf das Rachenarrativ gegründet, darauf, dass die Handlung des Marchese gerade keine derartige Gespensterrache rechtfertige. So scheint es, dass man dem Narrativ der Rache weder folgen noch es gänzlich hinter sich lassen kann, zumindest solange nicht, wie man bei der Interpretation der Handlung des Textes beim Befehl des Marchese ansetzt und die Marquise, wie es allermeist geschieht, ausblendet.

Will man daher nicht, wie es vielen Interpreten laut Jürgen Kreft ergangen ist¹⁰, der Perspektive der Landleute am Ende¹¹ und damit der Suggestion in Richtung auf eine Rache Geschichte oder ihrer Widerle-

4 Brittnacher 1994, zu Kleist 83-90, Zitat: 85.

5 Ebd., 89.

6 Howard 2000.

7 Grawe 1974, 95.

8 Pastor/Leroy 1979.

9 Marx 1994, zum *Bettelweib* 49-65; ähnlich Kreft 1997.

10 Kreft 1997, 200.

11 „Und noch jetzt liegen, von den Landleuten zusammengetragen, seine weißen Gebeine in dem Winkel des Zimmers, von welchem er das Bettelweib von Locarno aufstehen geheiß“ (15). Ich zitiere den Text *Das Bettelweib von Locarno* nach der BKA II/5, 9-15, mit Seitenangabe in Klammern direkt nach dem Zitat.

gung folgen, muss tatsächlich der Anfang des Textes als Anfang der Handlung gelesen werden:

Am Fuße der Alpen, bei Locarno im oberen Italien, befand sich ein altes, einem Marchese gehöriges Schloß, das man jetzt, wenn man von St. Gotthard kommt, in Schutt und Trümmern liegen sieht: ein Schloß mit hohen und weitläufigen Zimmer, in deren einem einst, auf Stroh, das man ihr unterschüttete, eine alte kranke Frau, die sich bettelnd vor der Thür eingefunden hatte, von der Hausfrau aus Mitleid gebettet worden war. (9)

Das ist, abgesehen vom Titel, der Anfang des Textes *und* der Anfang der erzählten Handlung. Erzählt wird von einer Handlung aus Mitleid der Marquise, und wie immer bei Kleist und wie immer beim Sündenfall, lohnt es sich, auf die Frauenfiguren besonders zu achten. Ihre Handlung wird seltsamerweise in fast keiner Interpretation für betrachtenswert gehalten, sieht man in ihr doch lediglich den mitleidigen und unschuldigen Gegenpol der bösen Handlung ihres Mannes.¹² Aber um was für eine Mitleidshandlung handelt es sich eigentlich? Nun, eine Bettlerin, die zudem alt und krank ist, wird in einem Zimmer im Schloss auf Stroh gebettet. Falls man sich über dieses geradezu übertriebene Mitleidshandeln, den Einlass der Bettlerin in ein Zimmer des Schlosses, hier noch nicht wundert¹³, wird man spätestens dann auf-

12 Siehe etwa Greiner 2000, 321: „Der Not der Frau begegnet die Schloßherrin moralisch richtig, durch Mitleiden, der Schloßherr falsch, durch ein herrisches Gebaren, das die Not nicht sieht.“ Jürgens (Jürgens 2001, 153) bemüht unter der Überschrift „Das schlechte Gewissen“ die Mitleidsethik des emanzipierten Bürgertums (im Sinne der Mitleidshandlung der Marquise), dem die „verweigerter Fürsorgepflicht des Feudalherren gegenüber Angehörigen der Unterschichten“ (Verhalten des Mannes) gegenübergestellt sei. Am weitesten im Lobpreis der weiblichen Mitleidshandlung geht Gerhard Buhr (Buhr 1997), der zwar jedes Wort und jedes Komma des Anfangs ausführlichst kommentiert, aber trotzdem nicht die Handlung der Frau als Beginn der Gespensterhandlung erkennt. Das Mitleid der Frau wird dabei von ihm nicht nur nicht dekonstruiert, sondern sogar marionettentheoretisch geadelt: „Im Sinne des Aufsatzes ‚Über das Marionettentheater‘ hat die ‚Hausfrau‘ sich anscheinend mit ihrer Seele in den seelischen Schwerpunkt des anderen, des alten, kranken, bedürftigen Menschen versetzt und aus diesem Schwerpunkt heraus offensichtlich mehr und anderes als das, worum sie dürfte gebeten worden sein, getan, nämlich die Frau in das Haus aufgenommen und auf ein Lager gebracht“ (ebd., 17). Diese besondere Mitleidshandlung liegt nach Buhr „dem Bruch von Natur und Bewußtsein wohl voraus“ (ebd.). Im Folgenden möchte ich zeigen, dass das genaue Gegenteil richtig ist.

13 Die einzigen, die sich bisher über die widersprüchliche Mitleidshandlung, wenn auch ohne viel produktives Echo in der Forschung, gewundert haben, sind Pastor/Leroy (1979), bes. 166f. Hier gehen allerdings die Widersprüche im allgemeinen Aufweis „eines gebrochenen Erzählens“ als Handlungsdeterminanten auch

merksam, wenn man erfährt, dass das besagte Zimmer zugleich jenes „Fremdenzimmer“ (13) ist, in dem später ein potentieller Käufer vom Wert des Schlosses überzeugt werden soll und das als zugleich „leerstehend“ und „schön und prächtig eingerichtet“ (10) beschrieben wird. Warum aber wird die Bettlerin im „Fremdenzimmer“ einquartiert, das, nicht einmal in allen, sondern offenbar nur in den allerwichtigsten Fällen, zu Repräsentationszwecken dient? Immerhin muss der Marchese, als er den Käufer beeindrucken will, seiner Frau erst eigens die Anweisung erteilen, so als ob die Einquartierung der Fremden dort sich gar nicht von selbst verstehe: „Der Marchese, dem viel an dem Handel gelegen war, gab seiner Frau auf, den Fremden in dem oben erwähnten, leerstehenden Zimmer, das sehr schön und prächtig eingerichtet war, unterzubringen“ (10). Weiter wird man endlich stutzig, wenn man bemerkt, dass dieses übertriebene Mitleidshandeln zugleich mehr als widersprüchlich ist. Mehrfach wird nämlich erwähnt, dass die alte Frau krank ist und nur mit Hilfe von Krücken laufen kann, Krücken, die bei dem Fall, der für die Frau der letzte Zufall zum Tod ist, sowie im Geräusch des Spuks eine entscheidende Rolle spielen werden. Aber warum, wenn die alte, kranke Frau nur mit Krücken laufen kann, wird sie in einem Zimmer einquartiert, das, wie im Text zunächst zweimal implizit und dann einmal explizit erwähnt wird, nur über eine Treppe nach oben zu erreichen ist?¹⁴ Wie kommt die alte Frau da hinauf? Dass die Treppe und die Krücken engen Bezug zum Spuk haben, erkennt man insbesondere an der steigenden Explizitheit, mit der die Treppe erwähnt wird. Solange es zunächst nur implizit heißt, dass der Gast oder der Marchese aus dem besagten Zimmer „herunter“ (10/12) kommen, solange ist im beschriebenen Spuk von einem Geräusch der Krücken nicht die Rede. Erst als aus dem impliziten „herunter“ kommen ein „die Treppe zu dem Fremdenzimmer bestiegen“ (13) wird (also auch die Richtung umgekehrt und nun jenes *Besteigen* der Treppe erwähnt wird, das auch die alte Bettlerin bewältigt haben muss), erscheint plötzlich in der dritten und letzten Beschreibung des Spuks, der einzigen, in der auch die Marquise anwesend ist, und der einzigen, die im Präsens steht, das Geräusch der Krücken: „jemand, den kein Mensch mit Augen sehen kann, hebt sich, auf Krücken, im Zimmerwinkel empor“ (14) etc. Da der Spuk ja gerade dadurch definiert ist,

wieder unter. Und Gero von Wilpert (Wilpert 1990) konstruiert aus dem widersprüchlichen Verhalten der Marquise eine Ehekrise.

14 Da außerdem von den „hohen und weitläufigen Zimmern“ die Rede ist, kann man folgern, dass die Treppe eine entsprechend große Höhe zu überwinden hat.

dass er als immergleiche Wiederholung der Urszene erscheint, und im Text selbst auch dreimal wiederholt wird, fällt diese plötzliche Erwähnung der Krücken in der dritten Version um so mehr in die Augen.

Doch die Einquartierung der gehbehinderten Frau in einem nur über eine Treppe zu erreichenden Zimmer ist nicht die einzige Inkonsistenz im Mitleidhandeln der Frau: Denn warum, wenn man schon der Bettlerin das Repräsentationszimmer anweist, schüttet man ihr dann Stroh unter? Stroh gehört, wie eigentlich die Bettlerin auch, in den Stall, aber nicht ins Repräsentationszimmer. Und dieses Stroh, das man ins Fremdenzimmer auf den „glatten Boden“ (9) bringt, spielt nun ebenfalls in der Urszene (eine verschwiegene) und im Spuk eine entscheidende (nämlich geräuschvolle) Rolle: Dass die Bettlerin nämlich ausgleitet, liegt womöglich genau daran, dass sie auf dem Stroh, das auf dem glatten Boden liegt, versucht, sich mit Krücken zu erheben. „Die Frau, da sie sich erhob, glitschte mit der Krücke auf dem glatten Boden aus, und beschädigte sich auf gefährliche Weise, das Kreuz“ (9/10). Während in diesem Satz das Stroh, auf dem die Bettlerin liegt, und auf dem sie sich ja erheben muss, nicht explizit erwähnt wird (kein Geräusch macht), erscheint es dann als integraler Bestandteil des Spukgeräuschs, indem es jedes Mal ist, „als ob ein Mensch sich von Stroh, das unter ihm knisterte erhob“ (12) etc.

Fragt man also nach dem Anfang der erzählten Handlung, nach der Urszene, dann handelt es sich mitnichten um den Befehl des Marchese, sondern um die merkwürdig widersprüchliche Mitleidshandlung der Marquise. Wenn der Marchese dann, in der zweiten Szene, in jenes Zimmer tritt und in der Ecke eine Bettlerin auf Stroh sieht, so kann man sagen, ist das Gespenst schon da. Eine Bettlerin im Repräsentationszimmer des Schlosses, gebettet auf Stroh, das ist eine in jedem Fall gespenstische, alle Regeln im Umgang mit Bettlern durchbrechende Erscheinung. Und erst vor diesem Hintergrund der genauen Situierung der Mitleidshandlung der Marquise im Situationsrahmen und in der Topographie des Schlosses kann man das Verhalten des Marchese als seinerseits diesen Widerspruch fortsetzend verstehen: Indem er nämlich die Bettlerin lediglich „unwillig“ heißt, „sich hinter den Ofen zu verfügen“ (9), macht er gerade nicht von seiner Befehlsgewalt und seiner normativen Redemacht Gebrauch, wie man immer wieder lesen kann, sondern er unterwirft sich der Existenz des Gespenstes in seinem Fremdenzimmer, indem er die Bettlerin nicht etwa in den Stall, auf den das Stroh ja immerhin verweist, verweist, sondern

lediglich hinter den Ofen. Damit begibt sich der Marchese gerade der „Definitionsmacht, die im Gestus des Befehls ihre reinste Form findet“¹⁵, und akzeptiert „unwillig“ die widersprüchliche Mitleidshandlung seiner Frau, indem er sie nur leicht modifiziert. Und diese Modifikation besteht darin, dass der Marchese das Gespenst, das er sieht, unsichtbar machen will, indem er die Bettlerin *hinter* den Ofen schickt, wo sie – und auch das ist widersprüchlich – zwar noch da, aber nicht mehr zu sehen ist.

Will man die Urszene so komplex beschreiben, wie sie Kleist gestaltet, dann liegt sie nicht im unwilligen Befehl des Marchese, sondern im widersprüchlichen Mitleidsverhalten beider Schlossbesitzer; wenn die alte kranke Frau an diesem Verhalten stirbt, dann weil sie gewissermaßen auf diesen durch Stroh und glattem Boden ins Bild gesetzten Widersprüchen ausgleitet. Hierfür spricht auch die dreifach wiederholte Beschreibung des Spukgeräusches, in der zwar immer wieder auf das knisternde und rauschende Stroh hingewiesen wird, aber der fatale Fall, das Ausglitschen und Hinfallen nicht mehr zu hören ist.

1.) „indem etwas, das dem Blick unsichtbar gewesen, mit einem Geräusch, als ob es auf Stroh gelegen, im Zimmerwinkel aufgestanden, mit vernehmlichen Schritten, langsam und gebrechlich, quer über das Zimmer gegangen, und hinter dem Ofen, unter Stöhnen und Ächzen, niedergesunken sei.“ (10/11)

2.) „es war als ob ein Mensch sich von Stroh, das unter ihm knisterte, erhob, quer über das Zimmer ging, und hinter dem Ofen, unter Geseufz und Geräusch niedersank.“ (12)

und dann – drittens – die Version mit Krücken:

3.) „jemand, den kein Mensch mit Augen sehen kann, erhebt sich, auf Krücken, im Zimmerwinkel empor; man hört das Stroh, das unter ihm rauscht;“ (14)

Erhalten ist im Geräusch nur die Bewegung und der Tod der Frau: Aufstehen, Gehen, seufzendes und röchelndes Niedersinken. Wiederholt wird zwar der Weg hinter den Ofen und das Sterben der Frau, aber nicht der Un- und Hinfall, der ja eigentlich zum Tode führt. Genau mit dieser Leerstelle im Spuk wird *ex negativo* darauf aufmerksam gemacht, dass es nicht allein und vor allem der Befehl war, zum Ofen zu gehen, der die Frau das Leben kostet, sondern eben der Fall,

¹⁵ Landfester 1998, 148.

das Ausgleiten mit Krücken auf Stroh. Und das ist, bleibt man überhaupt im Schuldparadigma, mehr Schuld der Frau als des Mannes, geht es doch um die Widersprüchlichkeit der Mitleidshandlung, die die Bedingungen für Ausgleiten und Fall allererst bereitstellt. Im Grunde aber sprengt der Text mit seiner genauen und vielfachen Determinierung des Ausglitschens und Fallens das Schuldparadigma und verweist darauf, dass auch Zufälle und Hinfälle Bedingungen haben.

II.

Was aber ist der Grund für dieses widersprüchliche Mitleidsverhalten der Marquise, das so unglückliche Folgen hat? Diese Frage zu stellen, setzt voraus, dass man die Widersprüche im Verhalten der Figuren auf ihre motivische, nicht-widersprüchliche Logik im Text hin befragt, und nicht einfach in der allgemeinen „Brüchigkeit des Erzählens“¹⁶ auf- und wieder untergehen lässt. Die Mitleidshandlung der Marquise zeichnet sich dadurch aus, dass sie einerseits eine Übertreibung des Mitleids darstellt, indem sie die Bettlerin, wenn auch gebettet auf Stroh, ins „schön und prächtig“ eingerichtete Schlosszimmer einquartiert, das später benutzt wird, um Fremde zu beeindrucken, sie dabei aber andererseits die tatsächliche Hilfsbedürftigkeit der Alten, ihren Körper, in grotesker Weise *übersieht*, indem sie ihr zumutet, mit Krücken eine hohe Treppe zu besteigen.¹⁷ Offensichtlich geht es der Marquise mit ihrer Mitleidshandlung gar nicht vorrangig um deren Wert für die Empfängerin, sondern um die Repräsentationsseite des Mitleids, um die Theatralik der Geste, wobei ihr die Kategorien des Verhaltens gegenüber Bettlern durcheinander geraten. Einerseits verhält sie sich, wie es dem sozialen Abstand entspricht, indem sie der Bettlerin ein Strohlager bereiten lässt, andererseits verhält sie sich gegenüber der Bettlerin unangemessener Weise genauso wie gegenüber dem finanziell überlegenen Florentiner Ritter, den man im selben Zimmer einquartiert, um ihn von der Kaufwürdigkeit des Schlosses zu überzeugen. Über das Zimmer, in dem die Mitleidshandlung stattfindet, ist diese verknüpft mit der Funktion dieses Raumes, der Repräsentation.

¹⁶ Siehe Pastor/Leroy 1979.

¹⁷ Statt „schön und prächtig“ hieß es in der Fassung für die *Berliner Abendblätter* noch „schön und bequem“. Man sieht, dass Kleist mit der Kennzeichnung des Zimmers zwischen dem körperbezogenen („bequem“) und dem schaubezogenen („prächtig“) Aspekt schwankt.

Das Mitleidsverhalten der Marquise gegenüber der Bettlerin kippt aus der ökonomischen Sphäre schon hier (und ohne Not) ins Ästhetische (so wie der Florentiner Ritter das Schloss später ausdrücklich nicht aus ökonomischen, sondern ästhetischen Gründen kaufen möchte), es fragt nicht nach dem tatsächlichen Wert der Handlung, sondern inszeniert vor sich selbst und den anderen eine *Geste* des Mitleids. Es ist gerade die Tatsache der Dysfunktionalität der Mitleidshandlung, die aus ihr ein Zeichen macht, nach dessen Bedeutung man fragen muss. In der Mitleidshandlung als bloßer Geste, als Zeichen, fallen die Handlung und das, was die Handlung bedeutet, wie zwei Seiten einer Gleichung auseinander. Als bloße Geste und als bloßes Schauspiel bezieht sich die Mitleidshandlung nur auf sich selbst und nicht auf den Körper der Bettlerin.¹⁸

Das Repräsentationszimmer wird insgesamt dreimal zur Bühne eines Schauspiels. In der Mitte des Textes dient es seiner eigentlichen Funktion, hohe Gäste standesgemäß unterzubringen, in diesem Fall, um dem Ritter das Schloss von seiner schönsten Seite vorzuführen. Angesichts des „durch Krieg und Miswachs, in bedenkliche Vermögensumstände“ (10) geratenen Paares soll durch die Einlogierung des Kaufinteressenten im schönsten Zimmer der Wert des Schlosses zur Schau gestellt werden. Zu Beginn ist eben dieses Zimmer der Schauplatz für die theatrale und widersprüchliche Mitleidsgeste der Marquise vor der Bettlerin und vor sich selbst, und am Ende müssen Marquise und Marchese vor dem Diener das Schauspiel der Unbetroffenheit aufführen, um das hörbare Geräusch nicht, vermittelt über den Diener, zu einem nicht mehr zum Schweigen zu bringenden Gerücht werden zu lassen:

[...] und nur der dringende Wunsch, das Schloß, es koste was es wolle, los zu werden, vermochte sie, das Entsetzen, das sie ergriff, in Gegenwart ihres Dieners zu unterdrücken, und dem Vorfall irgend eine

18 Dass Kleist für die Dysfunktionalität von Mitleidshandlungen und ihrem Akzent auf bloßem „Anschein“ und „prahlerischer Publizität“ ein feines Sensorium hatte, zeigt insbesondere sein Brief vom 13. September 1800 an Wilhelmine von Zenge, in dem Kleist ihr das Würzburger Julius-Hospital beschreibt und sich fragt, ob „auf einem minder in die Augen fallenden Wege nicht noch weit mehr auszurichten sein würde.“ Auch verweist er darauf, dass die Einquartierungen eines Armen in einem „Schloß“ nur dazu führt, dass er „den bittren Kontrast mit seinem Elende noch mehr“ empfindet. Er schließt den Brief mit der Bemerkung: „Daß doch immer auch Schatten sich zeigt, wo Licht ist“ (GA 6, 96f.). – Eine entsprechende Schatten-Analyse für die Mitleidshandlung Piachis aus *Der Findling* hat Rudolf Behrens (Behrens 1985) vorgelegt.

gleichgültige und zufällige Ursache, die sich entdecken lassen müsse, unterzuschieben. (13)

Immer wieder geht es in Kleists Texten darum, dass in Situationen, in denen eine letzte Rettung versucht wird, Theater gespielt werden muss, da eine drohende Gewalt dergestalt als Zeitentzug wirkt, dass Zeichen ad hoc „Wirklichkeit“ konstituieren.¹⁹ Sei es, dass Don Fernando im *Erdbeben in Chili* versucht, mittels des Theaters seiner längst nicht mehr gültigen Autorität, Jeronimo, Josephe und die Seinen paarweise aus der Kirche zu führen, sei es, dass Toni in der *Verlobung in St. Domingo* angesichts des unerwartet zurückkehrenden Congo Hoango so tut, als habe sie Gustav gefesselt. Die eigentliche Emotion, hier das Entsetzen vor dem Spuk, muss überspielt werden, damit der Diener nicht aufgrund der Zeichen dieses Entsetzens an die Wirklichkeit des Spuks glaubt und das Gerücht verstärkt, das doch gerade zum Verstummen gebracht werden sollte. Für die ökonomische Rettung (Verkauf des Schlosses) ist es unerheblich, ob es spukt oder nicht, sondern nur, ob die Käufer wissen bzw. glauben, dass es spukt. Die „Wirklichkeit“ des Spuks hängt damit ab von den Zeichen der Kommunikation bzw. der Emotion.

Dass die „Wirklichkeit“ des Spuks an den beobachteten Zeichen des Entsetzens des anderen sich herstellt, zeigt sich durchgehend und schon gleich bei seinem ersten Auftreten: Als der Ritter nachts, geweckt vom Spuk, „verstört und bleich, zu ihnen herunter kam“ (10), reagiert der Marchese auf das Entsetzen des Ritters seinerseits mit Erschrecken, das er aber sogleich zu überspielen versucht: „Der Marchese erschrocken, er wußte selbst nicht recht warum, lachte den Ritter mit erkünstelter Heiterkeit aus [...]“ (11). Als dann der Marchese nach seiner ersten Untersuchung, die er vornimmt, um das Gerücht „niederzuschlagen“ (12), zu seiner Frau herunter kommt, wiederholt sich das Szenario: „und da er sich, mit scheuen und ungewissen Blicken, umsah, und, nachdem er die Thür verriegelt, versichert, daß es mit dem Spuk seine Richtigkeit habe: so erschrak sie, wie sie in ihrem Leben nicht gethan [...]“ (12). Wieder entzündet sich das Erschrecken des einen am Erschrecken des anderen und wieder geht es sofort darum, das Erschrecken in seiner epidemischen und wirklichkeitserzeugenden Kraft einzusperren: die Tür verriegeln, um das Geräusch nicht laut werden zu lassen. Alle Untersuchungen, die das Paar unternimmt, zielen nicht allein auf die Aufklärung des Spuks, sondern immer zugleich

19 Vgl. hierzu ausführlich Lehmann 2002, 175f.

darauf, das Gerücht niederzuschlagen. In der versuchten „kaltblütigen Prüfung“ (12) geht es nicht um die rationalistische Dimension des Wissens, sondern vorrangig um die kommunikative Dimension der Eindämmung des Geräuschs im Sinne der Niederschlagung des Gerüchts.²⁰ In der letzten Szene schließlich, in der das Paar, absichtlich-unabsichtlich, einen Hund dabei hat, sind Marchese und Marquise neuerlich in die Position der Zuschauer versetzt und erleiden nun jenes Entsetzen, das dem Diener durch das Überspielen des eigenen Entsetzens erspart werden sollte. Als die Beobachter des Entsetzens des Hundes erliegen beide in unterschiedlicher Weise der wirklichkeitskonstitutiven Kraft der Ausdruckszeichen des Hundes, insofern dessen körperliches Zurückweichen die Unsichtbarkeit des hörbaren Körpers sichtbar macht. Dabei geht es weniger um das Scheitern der Vernunft angesichts des Unerklärbaren als vielmehr um die Ohnmacht gegenüber einem Geräusch ohne sichtbaren Körper, das sich nicht bannen lässt.

Das Gespenst, so kann man resümieren, ist nicht die Rache für die Mitleidlosigkeit des Marchese oder die Deklassierung des vierten Standes durch den Adel (im Gegensatz zur Mildtätigkeit der Hausfrau), sondern es ist das Produkt jenes ins Ästhetische kippenden, den Körper übersehenden Verhaltens, das zuerst die Marquise an den Tag legt und das beide in Geldnot geratenen Adelligen nun einholt, indem sie, um den Wert des Schlosses und damit sich zu retten, jenes Schauspiel des Anfangs im Repräsentationszimmer als ein *Schauspiel von Unbetroffenheit und Aufklärung* wiederholen müssen, um das gespenstische, körperlose Geräusch zu überspielen. Die mitleidige Marquise handelt nicht, wie Gerhard Buhr will, naiv und spontan²¹, sondern gewissermaßen mit Blick in den Spiegel und, wie noch zu zeigen ist, mit Blick auf ein Modell. Im Übersehen der Körperlichkeit der Bettlerin, deren alles andere als antigraver Grazie über Krücken, Treppe, Stroh, unsäglich mühsames Aufstehen und Ausgleiten etc. so eindringlich, auf der Grenze zwischen Tragik und Komik²², evoziert

20 Auch die dritte Prüfung, die das Paar anstellt, „um der Sache auf den Grund zu kommen“ (13), steht im Dienste der kommunikativen Niederschlagung des Gerüchts, hatten die beiden doch am Abend davor dem Diener gegenüber so getan, als habe der Vorfall eine „Ursache, die sich entdecken lassen müsse“ (13). Aus dem Schauspiel der Unbetroffenheit und seiner diskursiven Begründung vor dem Diener erwächst so die Selbstverpflichtung auf weitere Ursachensuche.

21 Buhr 1997, 17.

22 Die Unfähigkeit, den eigenen Körper zu beherrschen, ist ein Kernelement des *slapstick* und allemal eine Lachnummer wert, so wie der Lehrer im *Marionettentheater*

wird, erweist sich das Verhalten der Marquise als das Gegenteil, als groteske Karikatur der Grazie im Sinne der Bedeutung von ‚gratia‘: „a. im subjektiven Gebrauch: die Gunst, die man erweist, Gefälligkeit, Willfährung, der angenehme Dienst, die Gunstbezeugung, der Gefallen, die Gnade [...]“. ²³

III.

Die Abspaltung der Mitleidshandlung, als eines bloß gestischen Zeichens zum Zwecke der Repräsentation, von der Körperlichkeit der Bettlerin ist der Sündenfall, der in jenem Zeichen des Gespenstes wiederkehrt, das als bloßes Zeichen (Geräusch), getrennt von seinem Referenten (dem das Geräusch verursachenden Körper)²⁴, nun den Ruin des Wertes des Schlosses qua Gerücht herbeiführt. Für die Schlossbesitzer, die ja keinen Bezug zu den Ereignissen um das Bettelweib herstellen, ist der Gespensterlaut in der Tat ein Zeichen ohne Referent. Indem die Schlossherren versuchen, dieses „unbegreifliche Geräusch“ (12) und das aus ihm sich „unbegreiflich“ (11) erhebende Gerücht zu bannen,²⁵ indem sie zwar wissen, dass es „mit dem Spuk seine Richtigkeit“ (12) hat, aber doch vor andern so tun, als sei kein Spuk da, sind sie unrettbar in der Welt der Zeichen angelangt, in der sie nun zur

sich angesichts der verzweifelten Bemühungen des Jünglings, die Bewegung des Dornausziehers zu wiederholen, „Mühe hatte, das Gelächter zurückzuhalten.“ (*Über das Marionettentheater*, *SW* 3, 555-561, hier 561).

23 Karl E. Georges *Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch*, zit. n. Greiner 2000, 203.

24 Das Spukgeräusch besteht einerseits aus Lautzeichen, die überraschend eindeutig decodiert werden können, wenn man sogar hören kann, dass jemand mit Krücken aufsteht. Andererseits lässt sich die Geräuschsequenz als ganze – im Sinne von Peirce – als ein indexikalisches Zeichen lesen, das auf einen Körper als seinen Referenten verweist, der als Verursacher der Schritte angenommen werden muss, der aber als unsichtbarer bzw. körperloser Körper möglicherweise gar nicht existiert – womit gerade wieder fraglich wird, ob das Geräusch überhaupt als ein Zeichen zu lesen ist. Vgl. hierzu Eco 1977, 60. Es geht aber, auch im Folgenden, nicht um eine detaillierte semiotische Analyse, sondern allein um die Beobachtung, dass der Text von Zeichen erzählt, die sich in ihrem Zeichen-Selbstbezug vom Referentenbezug lösen. Zur Kennzeichnung dieser Differenz-Achse reicht die in theoretischer und semiotischer Hinsicht unterkomplexe Begrifflichkeit von Zeichen-Referent aus.

25 Geräusch und Gerücht sind innerhalb des Textes über das Adjektiv „unbegreiflich“ verknüpft, außerhalb durch den doppelten Bezug auf „Rumor“. Rumor heißt sowohl Gerücht wie Lärm. Siehe den Artikel: „Rumor“, im *Deutschen Wörterbuch* von Jacob und Wilhelm Grimm, *DW* 14, Sp. 1483ff.

Rettung ihrer ökonomischen Grundlage Zeichen vertuschen und Zeichen simulieren müssen, um die „Wirklichkeit“ des Spuks zu bannen – was in dem Moment scheitert, als sie mit Ausdruckszeichen (des Hundes) konfrontiert werden, deren evidentieller, Authentizität verbürgender Kraft sie erliegen.

Dieses Modell des Sündenfalls im Sinne einer Trennung von Zeichen und Referent, in dem die referenzlose, bloße Rede als wirklichkeitserzeugende Kraft gleichwohl Gewalt über Körper bekommt, entspricht auch den Gespenstern aus Kleists Text *Über das Marionettentheater*. Die Szene, in der der Jüngling vor dem Spiegel seine Anmut verliert, ist, darauf hat Paul de Man hingewiesen, „nicht spekulär, sondern triangular.“²⁶ Nicht allein der Blick in den Spiegel, sondern erst das Nein des Dritten verweist den Blick in den Spiegel zugleich an ein Modell, dem zu entsprechen nun nicht mehr gelingen kann.²⁷ Wichtiger noch aber ist, dass es auch hier um eine Szene von Körper und Schauspiel, von kommunikativ produzierten, körperhaft-körperlosen Gespenstern geht, die gleichwohl wirklich genug sind, um den Wert und die Grazie, d. h. auch den „Kredit“ des Körpers als begehrtes Objekt zu ruinieren.²⁸ Entscheidend für den Verlust der Anmut ist, dass die Autorität des Beobachters mit dem Ausruf, „er sähe wohl Geister!“²⁹, die vom Jüngling wahrgenommene Gleichung (Spiegelbild gleich Modell) bestreitet. Während für den Jüngling (und auch den Beobachter) das Bild im Spiegel eine Zeichenbeziehung zur Statue des Dornausziehers unterhält, die durch Ähnlichkeit gestiftet wird, bestreitet der Beobachter, dass das Spiegelbild in diesem Sinne einen Referenten hat und qua Ähnlichkeit auf das Modell verweist. Das Spiegelbild beziehe sich außer auf den Jüngling auf sonst nichts. Schon die bloße Behauptung, dass das wahrgenommene Spiegelbild nicht auf den Körper der Statue verweise, führt nun dazu, dass der Jüngling sich nicht mehr um seinen eigenen Körper kümmert (sich den Fuß abtrocknet, respektive den Dorn auszieht), sondern um den Referenten des Zeichens, den er in unendlich wiederholten Versuchen vor dem Spiegel wieder dem Zeichen hinzufügen will (um die Geister zu ver-

26 de Man 1988, 205-233, Zitat: 220. Siehe dazu auch den Aufsatz von Constantin Marius Behler (Behler 1992).

27 So Bernhard Greiner: Grazie als Konzept der Vereinigung jenseits des Brückenschlags der Kunst. In: Greiner 2000, 206.

28 Vgl. noch einmal die Bedeutung von ‚gratia‘ in Georges, *Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch*: „b. im objektiven Gebrauch: die Gunst, die man bei anderen genießt, das Beliebtheits, der Kredit [...]“ (zit. nach Greiner 2000, 203).

29 *Über das Marionettentheater* (SW 3, 555-561, hier 561).

treiben). So wie die Marquise und ihr kraftloser Mann im *Bettelweib von Locarno* im Sündenfall einer bloß gestischen Handlung, die den Körper der Bettlerin übersieht (und einem Befehl, der den Körper der Bettlerin unsichtbar machen will), ein Gespenst zeugen, dessen körperhaft-körperlosen Laut sie zum wiederholten Male bannen wollen, so geht es auch im *Marionettentheater* in den Wiederholungen des Jünglings darum, Geister zu bannen, indem auch hier wieder, sozusagen in umgekehrter Richtung, durch Herbeirufung, statt durch Bannung, Referent und Zeichen zusammengefügt werden sollen.

Liest man das Verhalten der Marquise vor diesem Hintergrund, dann ergibt sich entgegen der bisher vorgeschlagenen Lektüren doch ein Zusammenhang zwischen dem Hineinholen des Bettelweibes und dem Spuk, allerdings nicht im Sinne einer Logik von Untat und Rache, sondern vielmehr im Sinne einer strukturellen Äquivalenz von Anfangs- und Spuksequenz. Es ist nicht das Bettelweib, das Rache nimmt, sondern es sind Marchese und Marquise, die im widersprüchlichen Umgang mit dem sichtbaren Körper der Bettlerin jenen Auseinanderfall von Zeichen und Referent selbst betreiben, dessen Opfer sie am Ende werden. Und dieser Auseinanderfall zwingt Marchese und Marquise nun in die Wiederholung und Umkehrung eines Schauspiels auf derselben Bühne des Repräsentationszimmers, auf der wiederum jener Auseinanderfall nötig ist.

Erst wenn man dergestalt das Verhalten der Marquise im Handlungsgefüge berücksichtigt, kann man auch die Unterschiede zwischen Marchese und Marquise herausarbeiten, ohne gleich eine Ehe- oder Ehebruchsgeschichte zu konstruieren.³⁰ Die Marquise ist es, die die städtische Bettlerin ins Schloss hereinholt, und sie ist es auch, die am Ende anspannen lässt, um nach der Stadt abzufahren. So ist die Marquise zweimal mit der titelgebenden Stadt verknüpft. Ebenfalls mit der Stadt, mit Genua bzw. Florenz³¹, ist der Ritter verknüpft, der das Schloss um seiner schönen Lage willen kaufen möchte. Die „durch Krieg und Miswachs in bedenkliche Vermögensumstände“ (10) geratenen Schlossbesitzer werden so dem Vertreter zweier Städte gegenübergestellt, die mit der Erfindung des bargeldlosen Zahlungsverkehrs, des sogenannten „Buchgeldes“, in dem es nurmehr um Zeichen

30 Zur Ehegeschichte siehe Schulz 1974, zur Ehebruchsgeschichte Wilpert 1990.

31 Der Florentiner Ritter der Buchausgabe ist in der Fassung der *Abendblätter* noch ein „Genuesischer Ritter“. Siehe *Abendblätter*, 39-42, hier 39.

von Zeichen geht, verknüpft sind.³² Für den Ritter ist das Schloss nur als ein ästhetisches Objekt ein ökonomisches, es ist ihm, der das Schloss „seiner schönen Lage wegen“ (10) kaufen will, jedenfalls nicht substantielle Lebensgrundlage, allenfalls Wochenendhaus oder Spekulationsobjekt. Wenn die Frau der städtischen Bettlerin gegenüber eine Mitleidshandlung inszeniert, in der körperbezogener Wert und Repräsentationsseite der Handlung auseinanderklaffen, dann orientiert sie sich offenbar an einem städtischen, postlapsarischen Modell der Zeichenpolitik, in der der Ruf und das Geräusch/Gerücht über die Dinge sich zugleich von den Dingen ablösen und eben dadurch deren Wert konstituieren. Indem die Frau sich im Verhalten gegenüber der Bettlerin an diesem Modell orientiert und es nachahmt, lässt sie gewissermaßen die Gespenster der Moderne ins Innerste des Schlosses. Und so zwingt sie den Mann, der nicht mehr die Kraft hat, die Grenzen zwischen Schlossbesitzern und Bettelweibern wieder aufzurichten, ins Paradigma des Schauspiels angesichts eines von ihnen beiden derart gezeugten Gespenstes. Während die Frau versucht, sich am neuen Paradigma der Stadt zu orientieren (und hierbei Widersprüche produziert), ist der Mann als Jäger, Krieger und Gutsherr gescheitert – und kämpft gegen das Gespenst und das ihn endgültig ruinierende Gerücht erst mit schlechtem Schauspiel („erkünstelter Heiterkeit“) und dann in vergeblicher Raserei mit Pistole und Degen. Vor dem Hintergrund einer von der Stadt heraufziehenden Moderne, die seine eigene Frau ins Schloss hineinholt, erzählt das „Bettelweib von Locarno“ an Hand der Figur des Marchese die Geschichte einer Lebensmüdigkeit eines sich selbst Überlebthabenden. Für dieses Sich-Überlebthaben ist die Kinderlosigkeit des Paares und die so deutlich markierte Abwesenheit ehelicher Sexualität in der Tat ein Hinweis.³³

32 Der Giroverkehr ist „am frühesten (um 1200) für Genua belegt“ (*LexMA*, 1463–64: Artikel „Giroverkehr“, 4, 1463f.). Ebenso wie Genua ist auch Florenz einer der größten europäischen Finanz- und Handelsplätze und verbunden mit Kreditwesen und Spekulation, d. h. mit Geldgeschäften, „die zum Teil unabhängig von anderer Wirtschaftstätigkeit“ erfolgte. Vgl. *EWGesch* I, 200. Darauf, dass sich in dieser in die Vergangenheit der Wirtschaftsgeschichte projizierten Geschichte ganz moderne Probleme der Aufkäufe adligen Grundbesitzes durch Bürger verstecken, weist hin Landfester 1998, 145.

33 Vgl. hierzu Wilpert 1990.

IV.

Diese Lektüre des Kleistschen Textes, die auf den Konnex von Ökonomie und Ästhetik, Wert und Gerücht und das Verhältnis von Wirklichkeit und Zeichen achtet, ermöglicht es nicht nur, der vergessenen Frau im Text gerecht zu werden, sondern auch, den Text sinnvoll auf den Kontext, in dem er erschienen und für den er geschrieben ist, zu beziehen. Kleist veröffentlicht „Das Bettelweib von Locarno“ bekanntlich am 10. 10. 1810 im zehnten Blatt der *Berliner Abendblätter*, in einer Phase, in dem sich sein ehrgeiziges Tageszeitungsprojekt sehr gut anließ. Schon am fünften Oktober musste Kleist die Ausgabemodalitäten dem „außerordentlichen Andrang von Menschen“³⁴ anpassen. Dieser außerordentliche, auch finanzielle Erfolg verdankte sich nun exakt vor allem jener Konvertierbarkeit von Geld und Gerücht, von der der Text *Das Bettelweib von Locarno* handelt. Die spezifische und neue Mischung aus Literarischem (Anekdoten, Gedichten, Essays etc.), Feuilletonistischem, Tagesbegebenheiten und den sogenannten „Polizeilichen Tagesmeldungen“, die die *Abendblätter* boten, hatte Erfolg, weil Kleist „das Stadtgespräch“ aufnahm, die in ihm kursierenden Gerüchte zu korrigieren versprach und sie dabei zugleich hemmungslos in die Welt setzte.³⁵ Gerade zu Beginn des Unternehmens sind die „Gerüchte“ sowohl bei der Programmatik wie bei den besprochenen Gegenständen prominent vertreten. Ziel der *Abendblätter* sei, so Kleist, „die oft ganz entstellten Erzählungen über an sich gegründete Thatsachen und Ereignisse zu berichtigen [...]“. Ziel sei, so etwas weiter unten, „das Stadtgespräch zu berichtigen, welches aus einem solchen Brandbrief deren hundert macht, und ängstliche Gemüther ohne Noth mit Furcht und Schrecken erfüllt [...]“.³⁶ So gibt es auf der einen Seite die Ereignisse und Thatsachen, auf deren Berichte die Zeitung eigentlich verpflichtet ist, und auf der anderen Seite gibt es die Übertreibungen und Gerüchte, die Kleist in seinen *Blättern* mitnichten

34 *Abendblätter* 23.

35 Vgl. hierzu Püschel 2000. Püschel zeigt, dass die Weglassung der politischen Nachrichten zugunsten der „lokale[n] Sensationsberichterstattung“ das im Kontext der Berliner Zeitungslandschaft spezifisch Neue war. Wie Kleist dennoch durch die Anordnung und die Auswahl seiner lokalen Berichte politische Aussagen machen konnte, dafür liefert ein instruktives Beispiel der dritte Teil von Borgards 2005, bes. 154ff.

36 *Abendblätter* 18.

bloß korrigiert³⁷, sondern an deren Zirkulation er parasitiert, indem er sie entweder allererst in die Welt setzt – oder einfach selbst als zu berichtende Tatsachen behandelt.³⁸ In vielen dieser Berichte über „Tagesbegebenheiten“ oder „Polizeiliche Tages-Mitteilungen“ wie auch in den kolportierten Gerüchten geht es dabei selbst um das täuschende und fragliche Verhältnis von Zeichen und Referent. So thematisiert das *Abendblatt* vom 10. Oktober 1810, in dem auch *Das Bettelweib von Locarno* erschien, wie an vielen anderen Stellen auch, einen Messbetrug:³⁹

An einem Viertel Haufen Torf, den ein hiesiger Bürger von einem fremden Torfhändler gekauft hat, fehlten beim Nachmessen acht Kiepen; weshalb die Untersuchung gegen den Verkäufer eingeleitet ist.⁴⁰

Ein Messbetrug ist immer eine Zeichenmanipulation, indem die vorausgesetzte Gleichung zwischen dem Zeichen (etwa einer Mengenangabe oder dem Gewicht einer Waage) und dem Referenten (dem so gemessenen „Körper“) zu Ungunsten des Letzteren verfälscht wird. Das Zeichen simuliert dann einen Gegenwert, der gar nicht da ist. Und dieses Verhältnis von Zeichen und Referent in Bezug auf die Gerüchte, die von der Spaltung dieses Verhältnisses leben, problematisiert Kleist selbst wieder in einer Notiz mit dem Titel „Gerüchte“:

Ein Schulmeister soll den originellen Vorschlag gemacht haben, den, wegen Mordbrennerei verhafteten Delinquenten Schwarz – der sich, nach einem andern im Publico coursirenden Gerücht, im Gefängniß er-

37 Selbst da, wo Kleist explizit Gerüchte als haltlos zurückweist, geschieht das im Sinne der Aufrechterhaltung ihrer Zirkulation, da er sie immer auch zur Widerlegung zitieren muss, so dass das Gerücht nun als vom *Abendblatt* bezweifelt weiter getragen werden kann. Vgl. etwa 4. 10. (*Abendblätter*, 17) oder 9.10. (ebd., 33). Vgl. zur Theorie des Gerüchts Neubauer 1998, darin zum Problem des Dementis 15.

38 Vgl. die Kolportage von Gerüchten: *Abendblätter*, 4 („Stadtgerücht“), 17, 26, 34. Aber auch die „Tagesbegebenheiten“ und die „Polizeilichen Tages-Mitteilungen“ sind oft nichts anderes als Gerüchte, oder aber so verknäppte Berichte, dass sie ihrerseits Gerüchte geradezu provozieren: Vgl. etwa ebd., 38: „Gestern abend hat sich ein Mann in seiner Wohnung aus noch unbekannter Ursache erhenkt.“ Ein so knapper Bericht, ohne Angabe von Namen und Ort und näheren Umständen heizt die Gerüchteküche ja erst eigentlich an, indem nun fraglich ist, wer der Mann war, in welcher Wohnung und aus welchem Grunde? Und dieses so lancierte Gerücht macht dann die Lektüre des Abendblattes im Weiteren nötig.

39 Von Messbetrügereien oder Gewichtsfälschungen ist periodisch immer wieder die Rede, vgl. 5. 10. (*Abendblätter*, 22); 9. 10. (ebd., 34), 10.10. (ebd., 38), 12.10. (ebd., 46) u. ö.

40 Ebd., 42.

henkt haben soll – zum Besten der in Schönberg und Steglitz Abgebrannten, öffentlich für Geld sehen zu lassen.⁴¹

In diesem Vorschlag des Schulmeisters wird aus dem im Gerücht immer fraglichen Verhältnis, ob das Zeichen überhaupt einen Referenten hat, buchstäblich Kapital geschlagen, indem das eine Gerücht, der Delinquent habe sich erhenkt, dem zweiten Gerücht nach, derart bewiesen werden soll, dass man den toten Körper, der zugleich die Wahrheit des ersten Gerüchts bestätigt, öffentlich auszustellen vorschlägt. Mit der tatsächlichen Ausstellung des toten Delinquenten wäre so der Referent (der Körper) zweier Gerüchte zugleich zur Ausstellung gebracht. Die wohl nicht unbegründete Hoffnung, dass Menschen für diese Leichenschau bereit wären, Geld zu bezahlen, liegt dann in der Struktur ineinander greifender Gerüchte selbst, insofern der Leichnam erst als Referent eines Gerüchts, eines doppelten zumal, jenes Interesse gewinnt, dass seinen Geldwert steigert oder gar erst konstituiert. So führt diese kurze Notiz über ein Gerücht im Gerücht – in gegenüber dem Bettelweib umgekehrter Richtung – vor, wie Gerüchte ihre vorgeblichen und wirklichen Referenten mit Wert aufladen können und so unmittelbar in Geld konvertierbar sind. Kleist selbst betreibt mit seinen Abendblättern nichts anderes. Er beutet die Struktur der Fraglichkeit des Verhältnisses von Zeichen und Referent im Gerücht aus, um sein Publikum sowohl kalkuliert „in Furcht und Schrecken“ zu versetzen, als auch, derart beunruhigt, mit dem nächsten Blatt wieder beruhigen zu können. Und in diesem Kontext reflektiert er zugleich mit seinen Erzählungen, Anekdoten und Essays den Sündenfall einer unhintergehbaren Trennung von Zeichen und Referent, die auch vor anscheinend moralischen Gesten des Mitleids gegenüber Bettelweibern nicht Halt macht. In einer solchen Welt der referenzlosen Zeichen und der Gerüchte und Gespenster gibt es, jedenfalls am Ende der Erzählung, nur mehr zwei Alternativen (die in Wirklichkeit auch nacheinander möglich sind): Entweder kann man anspannen lassen, um nach der Stadt abzufahren (also das Spiel mitspielen) oder aber sich, müde seines Lebens, umbringen. Nur diejenigen, die dableiben und weiterleben tragen die Gebeine in den „Winkel des Zimmers, von welchem er das Bettelweib von Locarno hatte aufstehen heißen“ (15). Sie geben dem Laut des Gespenstes einen toten Körper als Referenten und mit ihm eine Deutung, in der ihr Auseinanderfall hinter einer kausalen Verknüpfung von Untat und Rache verborgen bleibt.

41 Ebd., 26.

Siglen- und Literaturverzeichnis

- Abendblätter*: Heinrich von Kleist, *Berliner Abendblätter*. Hrsg. von Heinrich von Kleist. Reprograf. Nachdruck der Faksimile-Ausgabe Klinkhardt & Biermann, Leipzig 1925. Nachwort und Quellenregister von Helmut Sembdner. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1982.
- BKA*: Heinrich von Kleist, *Sämtliche Werke. Brandenburger Ausgabe* [bis 1992: *Berliner Ausgabe*]. Hrsg. von Roland Reuß und Peter Staengle. 21 Bd. in 5 Abt.. Basel und Frankfurt am Main: Stroemfeld/Roter Stern, 1988- [ggw. noch unabgeschlossen].
- EWGesch*: *Europäische Wirtschaftsgeschichte* in vier Bänden [tats. in 5 Bänden; = *The Fontana economic history of Europe*]. Hrsg. von Carlo M. Cipolla. Dt. Ausgabe hrsg. von Knut Borchardt. Stuttgart/New York: Fischer, 1976-1980; hier Bd. I: *Mittelalter* (1978).
- GA*: Heinrich von Kleist, *dtv-Gesamtausgabe. Sämtliche Werke und Briefe*. In sieben Bänden. Anhand der Erstdrucke und Handschriften völlig revidierter Text. Hrsg. von Helmut Sembdner. München: dtv, 1964; hier v. a. Bd. 6: *Briefe 1793-1804*.
- DW*: *Deutsches Wörterbuch* von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. 16 Bde. [in 32 Teilbänden]. Leipzig: Hirzel, 1854-1960.
- LexMA*: *Lexikon des Mittelalters*. Neun Bände zzgl. einem Registerband. Hrsg. und Berater Robert Auty, Robert-Henri Bautier u. a.. München: Artemis [ab Bd VII *LexMA*, Reg.bd.: Stuttgart/Weimar: Metzler, 1999] 1980-1998.
- SW*: Heinrich von Kleist, *Sämtliche Werke und Briefe in vier Bänden*. Hrsg. von Ilse-Marie Barth, Klaus Müller-Salget u. a., Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag, 1987-1997; hier Bd. 3: *Erzählungen, Anekdoten, Gedichte, Schriften* (1990), hrsg. von Klaus Müller-Salget.
- Constantin Marius Behler (1992), „Eine unsichtbare und unbegreifliche Gewalt?‘: Kleist, Schiller, de Man und die Ideologie der Ästhetik.“ In: *Athenäum* 2 (1992), 131-164.
- Rudolf Behrens (1985), „Der Findling – Heinrich von Kleists Erzählung von den infortunes de la vertu im Spannungsfeld zwischen Helvétius und Rousseau.“ In: *Romanische Literaturbeziehungen im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Franz Rauhut zum 85. Geburtstag*. Hrsg. von Angel San Miguel. Tübingen: Narr, S. 9-28.
- Roland Borgards (2005), „Experimentelle Aeronautik. Chemie, Meteorologie und Kleists Luftschiffkunst in den ‚Berliner Abendblättern‘.“ In: *Kleist-Jahrbuch* 2005, 142-161.
- Hans Richard Brittnacher (1994), *Ästhetik des Horrors. Gespenster, Vampire, Monster, Teufel und künstliche Menschen in der phantastischen Literatur*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gerhard Buhr (1997), „Über den Anfang von Kleists Erzählung ‚Das Bettelweib von Locarno‘.“ In: *Brandenburger Kleist-Blätter* 10 (1997), 9-34.

- Umberto Eco (1977), *Zeichen. Einführung in einen Begriff und seine Geschichte*. Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Bernhard Fischer (1988), *Ironische Metaphysik. Die Erzählungen Heinrich von Kleists*. München: Fink.
- Wilhelm Freund (1990), „Moralisches Erschrecken – Heinrich von Kleist: ‚Das Bettelweib von Locarno‘ (1810).“ In: ders., *Literarische Phantastik. Die phantastische Novelle von Tieck bis Storm*. Stuttgart u. a.: Kohlhammer, 27-35.
- Christian Grawe (1974), „Kleists ‚Das Bettelweib von Locarno‘: Eine Geschichte, die ‚eines tieferen Gehalts entbehrt‘?“ In: ders., *Sprache im Prosaerwerk*. Bonn: Bouvier.
- Bernhard Greiner (2000), „Das Bettelweib von Locarno. Begründungen des Fantastischen.“ In: ders., *Kleists Dramen und Erzählungen*. [UTB 2129] Tübingen und Basel: Francke.
- Peter Horn (1978), *Heinrich von Kleists Erzählungen*, Königstein: Scriptor.
- Mary Howard (2000), „Chaos and consequence in Heinrich von Kleist's Das Bettelweib von Locarno.“ In: *Das schwierige neunzehnte Jahrhundert. [=Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 77]*. Hrsg. von Jürgen Barkhoff, Tübingen: Niemeyer, 355-363.
- Dirk Jürgens (2001), „...und nach Zusammenraffung einiger Sachen.“ Kleist. Bettelweib von Locarno.“ In: *Beiträge zur Kleistforschung* 15 (2001), 149-162.
- Jürgen Kreft (1997), „Kleists Bettelweib von Locarno – naiver oder kritischer Geisterseher?“ In: *Kleist-Jahrbuch* 1997, 185-201.
- Ulrike Landfester (1998), „Das Bettelweib von Locarno.“ In: *Kleists Erzählungen*. Hrsg. von Walter Hinderer. Stuttgart: Reclam, 141-156.
- Johannes F. Lehmann (2002), „Macht und Zeit in Heinrich von Kleists Erdbeben in Chili.“ In: *Diskrete Gebote. Geschichten der Macht um 1800. Festschrift für Heinrich Bosse*. Hrsg. von Roland Borgards und Johannes F. Lehmann. Würzburg: Königshausen und Neumann, 161-183.
- Paul de Man (1988), *Allegorien des Lesens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Stefanie Marx (1994), *Beispiele des Beispiellosten. Heinrich von Kleists Erzählungen ohne Moral*. Würzburg: Königshausen und Neumann.
- Hans-Joachim Neubauer (1998), *Fama. Eine Geschichte des Gerüchts*. Berlin: Berlin Verlag.
- Eckart Pastor/Robert Leroy (1979), „Die Brüchigkeit als Erzählprinzip in Kleists ‚Bettelweib von Locarno‘.“ In: *Études germaniques* 34 (1979), 164-175.
- Ulrich Püschel (2000), „‚Polizeiliche Tages-Mitteilungen‘. Etwas über den Journalisten Kleist und die ‚Berliner Abendblätter‘.“ In: *Sprachgeschichte als Textsortengeschichte. Festschrift zum 65. Geburtstag von Gotthard Lerchner*. Hrsg. von Imhild Barz u. a. Frankfurt am Main, Bern u. a.: Peter Lang, 367-383.
- Gerhard Schulz (1974), „Kleists ‚Bettelweib von Locarno‘ – Eine Ehegeschichte?“ In: *Schiller-Jahrbuch* 18 (1974), 431-440.

Egon Werlich (1965), „Kleists Bettelweib von Locarno. Versuch einer Aufwertung des Gehalts.“ In: *Wirkendes Wort* 15 (1965), S. 239-257.

Gero von Wilpert (1990), „Der Ausrutscher des Bettelweibes von Locarno. ‚Capriccio con fuoco‘“. In: *Seminar* 26, 4 (1990), S. 283-293.

Iring Fetscher (Frankfurt)

**„Sollte diese Qual uns quälen
Da sie unsre Lust vermehrt?“**

**Fortschritt und Katastrophen von Goethe bis Walter
Benjamin.**

Am 23. Juni 1853 staunten die Leser der *New York Daily Tribune* über den Schluß einer Artikelserie zum Thema „The British Rule in India“. Er lautete:

England, it is true, in causing a social revolution in Hindostan was actuated by the vilest interests, and was stupid in her manner of enforcing them. But that is not the question. The question is, can mankind fulfil its destiny without a fundamental revolution in the social state of Asia? If not, whatever may have been the crimes of England she was the unconscious tool of history in bringing about that revolution.

Then, whatever bitterness the spectacle of the crumbling of an ancient world have for our personal feelings, we have the right, in point of history, to exclaim with Goethe:

Sollte diese Qual uns quälen,
Da sie unsre Lust vermehrt?
Hat nicht Myriaden Seelen
Timur's Herrschaft aufgezehrt?

(MEGA I/12, 173)

Verfasser dieses Artikels war niemand anderes als Karl Marx, der in London lebende regelmäßige Korrespondent dieser Zeitung. Das von ihm zitierte Gedicht stammt aus dem „Buch Timur“ des *West-östlichen Divan*. 1853 konnte man offenbar des Lesern des führenden New Yorker Blattes ein deutsches Zitat noch zumuten. Ob sie freilich das Buch Goethes kannten, ist weniger wahrscheinlich. Goethe schrieb in seinem eigenen Kommentar zum „Buch Timur“ lediglich, es „Sollte eigentlich erst gegründet werden, und vielleicht müßten ein paar Jahre hingehen, damit uns die allzunah liegende Deutung ein erhöhtes Anschau ungeheurer Weltereignisse nicht mehr verkümmer-

te“ (GA 3, 497).¹ Daß mit dem asiatischen Gewaltherrscher und seinem verhängnisvollen Winterfeldzug nach China auf Napoleons ebenso verhängnisvollen Rußlandfeldzug angespielt werden sollte, deutet Goethe damit nur leise an. Statt dessen fügt er eine Anekdote hinzu, die auf die Häßlichkeit des einäugigen und lahmen Timur Lenk und sein Erschrecken beim Blick in einen Spiegel verweist. Während sich Timur Lenk schließlich beruhigte, hörte sein Begleiter Chodscha nicht auf zu weinen, da er ja „Tag und Nacht“ den häßlichen Timur sehen müsse. Darauf hört Timur nicht mehr auf zu lachen. Vielleicht wollte Goethe durch diese Anekdote von dem Hinweis auf Napoleon ablenken? Wer aber nicht schon von selbst auf Napoleons russisches Schicksal gebracht wird, den weisen zwei kurze Notizen Sulpiz Boissérées, die er nach Gesprächen mit Goethe am 3. und 8. August 1815 gemacht hat, auf den Zusammenhang hin: „Neue Arbeit der Divan. Aneignung des Orientalismus; Napoleon, unsere Zeit, bieten reichen Stoff dazu. Timur, Dschingis-Chan, Naturkräften ähnlich [...]“ „Timurs Winterfeldzug, Parallelstück zu Napoleons Moskowitzischem Feldzug. Kriegsrat. Der Winter tritt redend als Saturn auf gegen Mars; Fluch oder Verheißung; groß, gewaltig“ (GA 22, 801 und 813). Die intensive Beschäftigung mit dem Orient war vermutlich auch eine Art Flucht Goethes aus einer ihn traurig stimmenden europäischen Gegenwart. Der *Divan* ist darüber hinaus der späten Liebe zu Marianne von Willemer zu verdanken, die (anonym) selbst Gedichte zu dem Band beigegeben hat. Die Wahl des asiatischen Gewaltherrschers Timur als Deckname für Napoleon ist freilich überraschend angesichts der großen Verehrung, die Goethe lebenslang Napoleon entgegenbrachte. Vermutlich haben ihn die Parallelität der Ereignisse, beide scheitern an Winterfeldzügen, beide heiraten Angehörige herrschender Häuser – Timur eine Enkelin Dschingis Chans, Napoleon eine Habsburgerin –, darauf gebracht. Die Bewunderung des Kaisers hindert Goethe aber nicht, in dem Gedicht „Der Winter des Timur“ von jenem als „Tyranne des Unrechts“ zu sprechen. Ob es für ihn auch ein Unrecht gab, „das unsre Lust vermehrt“?

¹ Zum Goethe-Komplex vgl. auch den ausführlichen Kommentar der von Hendrik Birus verantworteten Edition des *West-östlichen Divan* in der *Bibliothek Deutscher Klassiker* (SW 3 [I.3]); zu Goethes Verhältnis zu Napoleon vgl. auch die einschlägigen, allerdings in bezug auf die Dichtung fast ausschließlich den Prometheus-Aspekt fokussierenden Partien in Buch IV (Sektion 3 und 4) von Hans Blumenbergs *Arbeit am Mythos* (1979), 504ff.

Gewiß war Goethes Napoleon-Bild idealisiert, es ist aber keineswegs erst durch die erfreuliche Begegnung mit dem Kaiser in Erfurt und Weimar im Jahr 1808 entstanden, wie manche Kritiker unterstellt haben. In seinen Augen war Napoleon die Überwindung des revolutionären Chaos in Frankreich und die Verringerung der Zersplitterung der deutschen Staaten und ganz Europas zu danken. Zuweilen erblickte er in ihm sogar schon den Einiger ganz Europas. Einem Genie mit so hohen Zielen dürfe man daher sehr wohl erlauben, Vorschriften der Moral außer acht zu lassen: „Außerordentliche Menschen, wie Napoleon, treten aus der Moralität heraus. Sie wirken zuletzt wie physische Ursachen, wie Feuer und Wasser“ (GA 22, 437). Damit ist auch die Gelassenheit erklärt, mit der die „Myriaden Seelen“ hingenommen werden, die Timurs Herrschaft aufgezehrt hat. Die Freude am Reichtum und den Schönheiten der durch Timur eroberten Stadt Samarkand mußte mit den zehntausend Toten seiner Feldzüge bezahlt werden. Dieser Preis wird ebenso hingenommen wie der, den Napoleons Feldzüge ihm und seinen Verbündeten zahlen mußten. Mit einem nicht minder gewagten Bild rechtfertigt auch das zweite Gedicht des Buchs Timur „An Suleika“ die Opfer, die für Freuden gebracht werden:

Dir mit Wohlgeruch zu kosen,
Deine Freuden zu erhöhen,
Knospend müssen tausend Rosen
Erst in Gluten untergehn.

Um ein Fläschchen zu besitzen
Das den Ruch auf ewig hält,
Schlank wie deine Fingerspitzen,
Da bedarf es einer Welt;

Einer Welt von Lebenstrieben,
Die in ihrer Fülle Drang
Ahneten schon Bulbuls Lieben,
Seeleerregenden Gesang.

Sollte diese Qual uns quälen,
Da sie unsre Lust vermehrt?
Hat nicht Myriaden Seelen
Timurs Herrschaft aufgezehrt?

(GA 3, 343)

Die beiden Gedichte im *West-östlichen Divan* sind keineswegs die ersten Huldigungen, die Goethe „seinem Kaiser“ zugedacht hat. Weit

direkter und unverschlüsselt schreibt er 1811 „Ihro der Kaiserin von Frankreich Majestät“ anlässlich der Geburt des Thronfolgers ein Poem, das zwar nicht zu seinen Meisterwerken zählt, in dem er aber so deutlich wie sonst nirgends seine Bewunderung wie seine Hoffnungen zum Ausdruck bringt, die er nunmehr dem kaiserlichen Paar entgegenbringt. Dem Genie wird als Ziel die Stiftung von Glück und Frieden Europas unterstellt. Mit dieser Erwartung gelangen seine Verse zu ihrem Höhepunkt:

Und wenn dem Helden alles zwar gelungen,
Den das Geschick zum Günstling auserwählt,
Und ihm vor allen alles aufgedrungen,
Was die Geschichte jemals aufgezählt;

Ja, reichlicher als Dichter je gesungen! –
Ihm hat bis jetzt das Höchste noch gefehlt;
Nun steht das Reich gesichert wie geründet;
Nun fühlt er froh im Sohne sich gegründet.

Und daß auch diesem eigne Hoheit gñüge,
Ist Roma selbst zur Wächterin bestellt.
Die Göttin, hehr an ihres Königs Wiege,
Denkt abermal das Schicksal einer Welt.

Was sind hier die Trophäen aller Siege,
Wo sich der Vater in dem Sohn gefällt?
Zusammen werden sie des Glücks genießen,
Mit milder Hand den Janustempel schließen.

Sie, die zum Vorzug einst als Braut gelanget,
Vermittlerin nach Götterart zu sein,
Als Mutter, die, den Sohn im Arme, pranget,
Befördre neuen, dauernden Verein;

Sie kläre, wenn die Welt im Düstern banget,
Den Himmel auf zu ewgem Sonnenschein!
Uns sei durch sie dies letzte Glück beschieden –
Der alles wollen kann, will auch den Frieden.

(GA 2, 267ff., hier 268f.)

Als Goethe dieses Gedicht verfaßte, stand Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht in Europa, wenige Monate später begann der verhängnisvolle Feldzug gegen Rußland, in dem Preußen und Österreich Frankreichs Verbündete waren. Goethe läßt nichts von seiner Enttäu-

schung über den Friedenskaiser spüren, den er sogar einmal brieflich zum Frieden ermuntert hatte. Johannes Daniel Falk berichtet am 14. 10. 1808 über Goethes duldsame Beurteilung selbst noch gewaltsamer Unterdrückungen und Hinrichtungen ihm im Wege stehender Personen.

Er fand es ganz in der Regel, daß er einem Schreier wie Palm, einen Prätendenten wie d'Enghien eine Kugel vor den Kopf schießen läßt, um das Publikum, das die Zeit nicht abwarten kann, sondern überall störend in die Schöpfungen des Genies eingreift, ein für allemal durch ein eklatantes Beispiel abzuschrecken. Er kämpft mit den Umständen, mit einem verdorbenen Jahrhundert mitten in einem verdorbenen Volk. Lasset uns glücklich preisen, ihn und Europa, daß er bei seinen großen ungeheuren Weltplänen selbst nicht verdorben ist. (GA 22, 512f.)

Wilhelm von Humboldt berichtet mit einer Mischung von Empörung und ironischer Herablassung an seine Frau, daß der Geheimrat nach der Schlacht bei Leipzig noch immer den Orden der Ehrenlegion getragen habe. Der in seinem Hause einquartierte österreichische Feldzeugmeister Graf von Colloredo habe ihm gleich gesagt:

„Pfui Teufel!, wie kann man so etwas tragen!‘ Heute früh hat er mich ernsthaft konsultiert, was er tragen solle, man könne doch einen Orden, durch den einen ein Kaiser ausgezeichnet hat, nicht ablegen, weil er eine Schlacht verloren habe. Ich dachte bei mir, daß es freilich schlimm ist, wenn man für das Ablegen der Legion keine besseren Gründe hat, und wollte ihm eben einen guten Rat geben, als er mich bat, zu machen, daß er einen österreichischen Orden bekäme. Es ist närrisch, daß wir immer dazu bestimmt sind, daß die Leute uns in das Vertrauen ihrer kleinen Schwachheiten setzen.“ (Humboldt 1910, Brief vom 27. 10. 1813, IV, 156)

Wie wenig sich Goethe durch die Niederlage Napoleons in Rußland von seiner Bewunderung für ihn abbringen ließ, wird an der in einem Brief an Karl Friedrich Graf von Reinhard gemachten Äußerung erkennbar:

Daß Moskau verbrannt ist, tut mir gar nichts. Die Weltgeschichte will künftig auch was zu erzählen haben. *Delhi* [sic! Gemeint ist *Delphi*] ging auch erst nach der Eroberung zu Grunde, aber durch die [...] Eroberer, Moskau geht zu Grunde nach der Eroberung, aber durch die [...] Eroberten. (Brief vom 14. 11. 1812, SW 34 [II.7], 112)

In seinen Briefen an seine Freunde Knebel und Karl Friedrich Zelter ist immer wieder von Napoleon die Rede und wird die neueste Literatur über ihn diskutiert.

Am deutlichsten wird Goethes beharrliche Haltung gegenüber dem genialen Feldherrn und Staatsmann, den er oft „meinen Kaiser“ nennt, naturgemäß in Berichten seiner politischen Gegner. So schreibt Ernst Moritz Arndt im Rückblick auf den 21. April 1813:

Auch Goethe kam und besuchte mehrmals das ihm befreundete Körnersche Haus. Ich hatte ihn zwanzig Jahre nicht gesehen; er erschien immer noch in seiner stattlichen Schöne, aber der große Mann machte keinen erfreulichen Eindruck. Ihm war's beklommen, und er hatte weder Hoffnung noch Freude an den neuen Dingen. Der junge Körner war da, freiwilliger Jäger bei den Lützowern; der Vater sprach begeistert und hoffnungsreich aus, da erwiderte Goethe ihm gleichsam erzürnt: Schüttelt nur an Euren Ketten, der Mann ist Euch zu groß, Ihr werdet sie nicht zerbrechen. (GA 22, 683 f.).

Ohne den Ausdruck zu benutzen, stellt Goethe Napoleon ähnlich wie Hegel als herausragendes welthistorisches Individuum dar. Zu solchen genialen Persönlichkeiten zählt er allerdings nicht nur Staatsmänner und Religionsstifter, sondern auch Dichter und Komponisten. Einige seiner Formulierungen kommen aber Hegels Auffassung so nahe, daß nicht ausgeschlossen scheint, daß Goethe und Hegel im persönlichen Gespräch auf diese Gemeinsamkeit gekommen sind. In der hohen Wertschätzung Napoleons stimmen beide ohnehin überein, auch wenn die Begründung unterschiedlich ausgesehen hat. Für Hegel war Napoleon der großartige Vollender der von ihm bewunderten Französischen Revolution, für Goethe der Hersteller geordneter, friedlicher Verhältnisse – jedenfalls in Frankreich und dem Wunsche nach in ganz Europa. Eckermann notiert am 11. März 1828:

Jeder außerordentliche Mensch hat eine gewisse Sendung, die er zu vollführen berufen ist. Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter vonnöten, [...]. Da aber hienieden alles auf natürlichem Wege geschieht, so stellen ihm die Dämonen ein Bein nach dem andern, bis er zuletzt unterliegt. Mozart starb in seinem sechsunddreißigsten Jahre. Raffael in fast gleichem Alter – Byron nur um wenig älter. Alle aber hatten ihre Mission auf das vollkommenste erfüllt, und es war wohl Zeit, daß sie gingen. (GA 24, 682)

Um eine weiterwirkende Leistung zu vollbringen, muß ein genialer Kopf mit einer ihm korrespondierenden Gelegenheit zusammentreffen. Diese Formulierung Goethes kommt der Hegelschen Auffassung der welthistorischen Persönlichkeit schon relativ nahe. Von Eckermann ist die Aussage Goethes überliefert:

„Um Epoche in der Welt zu machen [...] dazu gehören bekanntlich zwei Dinge; erstens, daß man ein guter Kopf sei, und zweitens, daß man eine große Erbschaft tue. Napoleon erbt die Französische Revolution, Friedrich der Große den Schlesischen Krieg, Luther die Finsternis der Pfaffen, und mir ist der Irrtum der Newtonischen Lehre zuteil geworden.“ (GA 24, 116)

Selbstbewußt stellt sich der Dichter hier auf die gleiche Stufe wie Napoleon, Friedrich den Großen, Mozart und Byron.

In seiner Zeitungsanzeige der werdenden Sammlung charakterisiert Goethe im Jahr 1816 „*Timurname, Buch des Timur*“, dieses „fass[e] ungeheure Weltbegebenheiten wie in einem Spiegel auf, worin wir, zu Trost und Untrost, den Widerschein [sic!] eigner Schicksale erblicken“ (SW 3.1 [I.3.1], 550). Ernst Beutler und Friedrich Diekmann kommentieren diesen Satz – vor dem Hintergrund der Zeitgeschichte – höchst unterschiedlich: Beutler meint „Trost, insofern, als [das Gedicht] weist, wie auch Tyrannen der Untergang bereitet ist, – Untrost, weil es zeigt, daß die Kette des Unheils nicht abreißt“. Dagegen Diekmann: „gut daß Hitler fällt, schlecht, weil auch Deutschland dabei in die Katastrophe gerissen wird. Trost: Napoleons Untergang folgt alten Mustern, Untrost, der Kaiser entgeht ihm nicht.“² Beutler hielt es für möglich, daß Goethe auch durch Christopher Marlowes Drama *Tamerlan* (1600) inspiriert worden war. Im übrigen habe wohl ursprünglich die Geschichte von Aufstieg, Herrschaft und Fall ein zentrales Thema des *Divan* werden sollen.

* * *

Die Schlußzeilen des Gedichts „An Suleika“ hätte Hegel durchaus passend im Kontext seiner Geschichtsphilosophie zitieren können, sie finden sich aber bei ihm nur einmal in seiner Vorlesung zur Philosophie der Religion. Dort dienen sie – auf merkwürdige Weise – der Veranschaulichung seiner Auffassung, daß Gott (das absolute Wissen) in seinem „Anderen“ der Natur und der Menschheit zu seinem vollendeten Selbstbewußtsein gelangt. Die Entwicklung von der christlichen Religion bis zum absoluten Wissen der Einheit von göttlicher und menschlicher Natur im Kopf des zur Weisheit gelangten Philosophen stellt bei Hegel gleichsam die idealistische Basis für die historische Geschichte und die in ihr sich realisierende Vernunft dar.

2 Beide Zitate in Friedrich Diekmanns Beitrag „Der Winter des Timur“ in: *Goethe Handbuch* (1996), I, 399.

Um diese Gewißheit, Anschauung ist es zu tun, nicht um einen göttlichen Lehrer, [...]. Dies ist ein höchst wichtiger Punkt. (Es ist vorhanden die Idee) α) an sich, Gottes Objektivität realisiert in allen Menschen unmittelbar: aus dem Kelch des ganzen Geisterreiches schäumt ihm die Unendlichkeit (Timur, Millionen Seelen, Rosen.) Im Divan S. 117 [heißt es]:

Um ein Fläschchen zu besitzen [...]

Sollte jene Qual uns quälen,
Da sie unsre Lust vermehrt
Hat nicht Myriaden Seelen
Timurs Herrschaft aufgezehrt?

(Hegel 1966, 132)

Neben dem – wie oft bei Hegel – ungenau zitierten Zitat aus Schillers Gedicht „Die Freundschaft“ nehmen sich die Schlußzeilen „An Suleika“ insofern merkwürdig aus, als die toten Myriaden Seelen, die Timurs Herrschaft zum Opfer fielen, ebenso wie „alle Menschen“ (die doch wohl lebend gedacht werden) zum Spiegel der Gottheit dienen. Hegel war offenbar so fasziniert von dem Goetheschen Bild, das seiner dialektischen Auffassung der Weltgeschichte nahe kam, daß er an diesen toten Seelen keinen Anstoß nahm.

In ihrer Auffassung der welthistorischen Bedeutung Napoleons stehen sich Hegel und Goethe außerordentlich nahe. Auch wenn Goethe die Formulierung von der sich in der Geschichte verwirklichenden Vernunft kaum akzeptiert hätte, schreibt Hegel ihm anerkennend zu: „Der große Sinn, wie z. B. eines Göthe, der in die Natur oder in die Geschichte blickt, macht große Erfahrungen, erblickt das Vernünftige und spricht es aus“ (JA 8, 91).³ In der Einleitung zur Philosophie der

3 Walter Benjamin arbeitet in seinem (seinerzeit unveröffentlichten) Artikel „Goethe“ für die *Große Sowjetische Enzyklopädie* die weitgehende Übereinstimmung der Beurteilung Napoleons durch Goethe und Hegel deutlich heraus. „Goethes Feindseligkeit gegen die Freiheitskriege, die der bürgerlichen Literaturgeschichte einen unüberwindlichen Anstoß bereitet hat, ist im Zusammenhang seiner politischen Bedingtheit vollkommen selbstverständlich. Napoleon war ihm, ehe er das europäische Imperium gründete, der Begründer seines europäischen Publikums.“ Als Goethe auf Veranlassung Ifflands ein Festspiel zum Einzug der siegreichen Truppen in Berlin schreiben mußte (*Des Epimenides Erwachen*) „konnte er sich von Napoleon nur lossagen, indem er an das Chaotische, Nüchternen der Urgewalt sich hielt, das in diesem Mann Europa erschüttert hatte. Er konnte den Siegern kein Gefühl entgegenbringen“ (GS II.2, 727). Hegel führt Napoleons Scheitern letztlich auf den Widerstand des katholischen Glaubens insbesondere auch seiner eigenen Landsleute zurück. Die seiner Auffassung nach von Napoleon intendierte „freie

Geschichte verlangt Hegel allerdings, daß der Philosoph den „einfachen Gedanken der Vernunft, daß die Vernunft die Welt beherrsche, daß es also auch in der Weltgeschichte vernünftig zugegangen sey“, schon mitbringen müsse (JA 11, 34). Was er Goethes „großem Sinn“ zuschreibt, ist vermutlich eine instinkthafte Annäherung an jene philosophische Voraussetzung, die er für sich selbst (und seine Schüler) in Anspruch nimmt.

Deutlicher wird die Nähe Hegels zu Goethe bei seiner Auffassung der welthistorischen Individuen, in denen – unbewußt – der objektiv vernünftige Sinn der jeweils neuen Stufe der historischen Entwicklung vorhanden ist. Sie haben Erfolg, weil und solange ihr individueller Wille mit dem des Weltgeistes (zu ihrer Zeit) übereinstimmt: „die *welthistorischen Individuen* sind diejenigen, in deren Zwecken ein solches Allgemeines liegt“ (JA 11, 59).

Cäsar kämpfte im Interesse, sich seine Stellung, Ehre und Sicherheit zu erhalten und der Sieg über seine Gegner, indem ihre Macht die Herrschaft der Provinzen des römischen Reichs war, wurde zugleich die Eroberung des ganzen Reichs: so wurde er mit Belassung der Form der Staatsverfassung der individuelle Gewalthaber im Staate. [...] die Alleinherrschaft Rom's [...] war aber zugleich an sich notwendige Bestimmung in Rom's und der Welt Geschichte, so daß sie nicht nur sein particularer Gewinn, sondern der Instinkt war, der das vollbrachte, was an und für sich an der Zeit war. Das sind die großen Menschen in der Geschichte, deren eigene particulare Zwecke das Substantielle enthalten, welches der Wille des Weltgeistes ist. (JA 11, 59f.)

Die individuellen Ziele dieser welthistorischen Individuen stimmen mit den Zielen des „Weltgeistes“, „der Vernunft in der Geschichte“ überein, auch wenn ihnen diese Tatsache selbst nicht bewußt ist. Ihr Erfolg geht auf die Tatsachen zurück, daß der „weitergeschrittene Geist [...] die innerliche Seele aller Individuen ist“, aber als *bewußte* Innerlichkeit nur bei den großen Männern, die daher allein imstande sind, sie den übrigen Zeitgenossen zum Bewußtsein zu bringen. Diese „fühlen [daher] die unwiderstehliche Gewalt“ dieser „Seelenführer“, in denen ihr eigener „innerer Geist“ ihnen entgegentritt (JA 11, 60 f.).

Eine angemessene Beurteilung solcher Genies (Goethe) oder welthistorischer Individuen muß daher deren historische Bedeutung zum Ausgangspunkt haben. Gewöhnliche Neider, stellt Goethe fest, ziehen jene Großen aus ihrer beschränkten „Kammerdienerperspektive“ her-

Monarchie“ (oder konstitutionelle Monarchie) mußte an diesem Widerstand scheitern.

ab. Für sie sind denn auch die unglücklichen Schicksale jener Genies ein schätzbare Trost. Sie alle

sterben früh wie Alexander, sie werden wie Cäsar ermordet, wie Napoleon nach St. Helena transportiert. Diesen schauerhaften Trost, daß die geschichtlichen Menschen nicht das gewesen sind, was man glücklich nennt und dessen das Privatleben, das unter sehr verschiedenen, äußerlichen Umständen Statt finden kann, nur fähig ist, – diesen Trost können die sich aus der Geschichte nehmen, die dessen bedürftig sind. Bedürftig aber desselben ist der Neid, den das Große, Emporragende verdrießt, der sich bestrebt es klein zu machen und einen Schaden an ihm zu finden. (JA 11, 61)

* * *

Während Hegel die charakteristischen Schlußzeilen des Gedichts „An Suleika“ nur einmal und noch dazu nicht im Zusammenhang mit seiner Geschichtsphilosophie, sondern in seiner Religionsphilosophie zitiert, kommt Karl Marx zwischen 1853 und 1864 immer wieder auf diese Zeilen zurück und zitiert sie sowohl im eigenen Namen als Interpret des welthistorischen Fortschritts als auch im Mund überzeugter Manchester-Kapitalisten. Am eindrucksvollsten steht es am Ende jenes Artikels über „die britische Herrschaft in Indien“, mit dem dieser Essay begonnen hat. Ein Text, mit dem Marx auf uns heute nur noch schwer nachvollziehbare Weise die Zerstörung ganzer Kulturen durch die koloniale Expansion des in Europa entwickelten Kapitalismus rechtfertigt. Auffallend ist freilich, daß der gleiche Autor nur zwei Jahre darauf in einem Artikel für die *Neue Oder Zeitung* (20. Januar 1855) über die „Industrie- und Handelskrisen“ in Großbritannien den brutalen Egoismus englischer Unternehmer mit den gleichen Zeilen als historisch berechtigt darstellt. Die Handelskrise ist durch

Überfüllung des Weltmarkts erreicht worden [...] trotz der Improvisation zwei neuer goldener Märkte – Australiens und Kaliforniens –, trotz des elektrischen Telegraphen, der ganz Europa in eine große Handelsbörse verwandelt hat, trotz Eisenbahnen und Dampfschiffen, die die Kommunikation, also den Austausch ins Unglaubliche vermehrt haben – wie lange würde die Krise wohl auf sich haben warten lassen, hätte es den Fabrikherren freigestanden, 18 Stunden statt 11 arbeiten zu lassen? Das Rechenexempel ist zu einfach, um einer Lösung zu bedürfen. Die verhältnismäßige Überstürzung der Krise würde indes nicht den einzigen Unterschied gebildet haben. Eine ganze Arbeitergeneration würde 50 p. c. an physischer Kraft, an geistiger Entwicklung und an Lebensfä-

higkeit eingeübt haben. Dieselbe Manchesterschule, die uns auf diese Bedenken antworten wird:

Sollte diese Qual uns quälen,
Da sie unsre Lust vermehrt?

brüllt England mit sentimentalem Jammer über die Menschenopfer, die der Krieg mit Rußland, die jeder Krieg kostet! Wir werden Herrn Cobden in einigen Tagen in Leeds hören, protestierend gegen das wechselseitige Abschachten von Christenmenschen. Wir werden ihn in einigen Wochen im Parlament hören, protestierend gegen die ‚Restriktionen‘, die den zu raschen Konsum von Menschenkindern in den Fabriken hemmen. Hält er von allen Heldentaten nur eine für berechtigt, die des Herodes?

Wir stimmen darin mit der Manchesterschule überein, daß gesetzliche Zwangsbeschränkungen der Arbeitszeit nicht gerade eine hohe Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung bezeichnen. Aber wir finden den Fehler nicht in den Gesetzen, sondern in den Zuständen, die sie nötig machen. (MEW 10, 607f.)

Die Begrenzung der Arbeitszeit für Frauen und Kinder hatte praktisch zu einer allgemeinen Verkürzung der Arbeitszeit in England geführt und den Protest der Manchesterschule ausgelöst. Marx' Beurteilung dieser (übrigens gelegentlich von ihm sogar als Fortschritt begrüßten Maßnahme) ist hier differenziert. Nicht das Gesetz ist zu kritisieren, sondern die Produktionsweise, die betriebswirtschaftlich kalkulierende Unternehmer, zum Schaden der Volkswirtschaft, dazu veranlaßt, möglichst lange für möglichst geringe Löhne arbeiten zu lassen. Man muß aber noch einen Schritt weitergehen, um die kritische Beurteilung Marxens richtig zu verstehen. Einstweilen – solange die kapitalistische Produktionsweise existiert – ist sie bei weitem die fortschrittlichste, weil sie dazu zwingt, die Arbeitsproduktivität – durch Anwendung der Wissenschaft auf die Produktion – ständig zu steigern und damit den Weg zu einer neuen (der sozialistischen und später kommunistischen) Produktionsweise zu ebnen. Bei aller moralischen Kritik an den Manchesterleuten stimmt Marx daher – einstweilen – mit ihnen überein.

Zu einem eindeutigen Gegensatz kommt er freilich bei der Beurteilung des Krieges, der – jedenfalls der gegen Rußland – als welthistorisch fortschrittlich von Marx akzeptiert wird, während Cobden sich als Pazifist präsentiert. In den *Theorien über den Mehrwert* verteidigt Marx David Ricardo gegen eine Kritik Sismondis und rechtfertigt in diesem Zusammenhang sogar pauschal ausdrücklich den Krieg:

Ricardo betrachtet mit Recht, für seine Zeit, die kapitalistische Produktionsweise als die vorteilhafteste für die [...] Erzeugung des Reichtums. Er will die *Produktion der Produktion halber*, und dies ist *recht*. Wollte man behaupten, wie es sentimentale Gegner Ricardos getan haben, daß die Produktion nicht als solche der Zweck sei, so vergißt man, daß Produktion um der Produktion halber nichts heißt, als Entwicklung der menschlichen Produktivkräfte, also *Entwicklung des Reichtums der menschlichen Natur als Selbstzweck*. Stellt man, wie Sismondi, das Wohl des Einzelnen diesem Zweck gegenüber, so behauptet man, daß die Entwicklung der Gattung aufgehalten werden muß, um das Wohl der einzelnen zu sichern, daß also z. B. kein Krieg geführt werden dürfe, worin einzelne jedenfalls kaputtgehen.

Sismondi wie andere Gegner Ricardos leugnen,

[d]aß diese Entwicklung der Fähigkeiten der Gattung *Mensch*, obgleich sie sich zunächst auf Kosten der Mehrzahl der Menschenindividuen und ganzer Menschenklassen macht, schließlich diesen Antagonismus durchbricht und zusammenfällt mit der Entwicklung des einzelnen Individuums, daß also die höhere Entwicklung der Individualität nur durch einen historischen Prozeß erkaufte wird, worin Individuen geopfert werden, wird nicht verstanden, abgesehen von der Unfruchtbarkeit solcher erbaulichen Betrachtungen, da die Vorteile der Gattung im Menschenreich wie im Tier- und Pflanzenreich sich stets durchsetzen auf Kosten der Vorteile von Individuen, weil diese Gattungsvorteile zusammenfallen mit den *Vorteilen besonderer Individuen*, die zugleich die Kraft dieser Bevorzugten bilden. (MEW 26.2, 110 f.)⁴

Selten hat Marx so deutlich seine Fortschrittsdialektik und die mit ihr verbundene Akzeptanz von Ausbeutung und sogar kriegerischer Gewalt zum Ausdruck gebracht. Er fährt an der zitierten Stelle – weiter Ricardo (und damit auch sich selbst) rechtfertigend – fort:

Die Rücksichtslosigkeit Ricardos war also nicht nur *wissenschaftlich ehrlich*, sondern *wissenschaftlich geboten* für seinen Standpunkt. Es ist ihm aber deshalb auch ganz gleichgültig, ob die Fortentwicklung der Produktivkräfte Grundeigentum totschlägt oder Arbeiter. Wenn dieser Fortschritt das Kapital der industriellen Bourgeoisie entwertet, so ist es ihm ebenso willkommen. Wenn die Entwicklung der Produktivkraft der Arbeit das *vorhandne* capital fixe um die Hälfte entwertet, was liegt dran, sagt Ricardo. Die Produktivität der menschlichen Arbeit hat sich verdoppelt. Hier ist also *wissenschaftliche Ehrlichkeit*. Wenn die Auffassung Ric.(ardos) im ganzen im Interesse der *industriellen Bourgeoisie* ist, so nur, *weil* und *soweit* deren Interesse koinzidiert mit dem der Produktion oder der produktiven Entwicklung der menschlichen Arbeit.

4 In den „Theorien über den Mehrwert“. Auch in *StA* 5, 140f.

Wo sie in Gegensatz dazu tritt, ist er ebenso *rücksichtslos* gegen die Bourgeoisie, als er es sonst gegen das Proletariat und die Aristokratie ist. (MEW 26.2, 110 f.)

Hier wird besonders deutlich erkennbar, daß in der Marxschen Geschichtstheorie die – einstweilen zumindest – fortschrittliche Klasse der industriellen Bourgeoisie an der gleichen Stelle steht, wie das welthistorische Individuum Hegels. Beide haben Erfolg weil – und so lange – ihre Interessen und Ziele übereinstimmen mit „der produktiven Entwicklung der menschlichen Arbeit“ (Marx) bzw. des Weltgeistes (Hegel). Gegenüber dieser Übereinstimmung spielt die Tatsache, daß Hegel die historische Entwicklung bereits im Prinzip an ihr Ziel gelangt unterstellt, während für Marx erst in einer – allerdings, wie er meint, voraussehbaren – Zukunft die Verwirklichung der Vernunft der Geschichte erreicht sein wird.

Die ganze Härte der Marxschen Dialektik wird noch einmal in einem Manuskript aus den Jahren 1861/63 sichtbar, das ebenfalls die Zeilen aus dem Suleika-Gedicht zitiert.

In den englischen Kohlenwerken wöchentlich 15 Mann killed on an average. Während der 10 Jahre concluding with 1861, killed about 10 000 people. Mostly by the sordid avarice of the owners of the coal-mines. Dieß generally to be remarked. The capitalistic production is – to a certain degree, when we abstract from the whole process of circulation and the immense complications of commercial and monetary transactions resulting from the basis, the value in exchange – most economical of *realized labour*, realized in commodities. It is a greater spendthrift than any other mode of production of man, of living labour, spendthrift not only of flesh and blood and muscles, but of brains and nerves. It is, in fact, only at the greatest waste of individual development that the development of general men is secured in those epochs of history which prelude to a socialist constitution of mankind.

„Sollte diese Qual uns quälen,
Da sie unsre Lust vermehrt,
Hat nicht Myriaden Seelen
Timur's Herrschaft aufgezehrt?“

(MEGA II/3.1, 324/327)

Geschichtstheoretisch konsequent dürfte Marx freilich den Grubenbesitzern ihren „schmutzigen Geiz“ nicht moralisch vorwerfen, da er letztlich nur der beschleunigten Entwicklung der Produktivität dient, die als Voraussetzung jener höheren Sozialformation unentbehrlich ist, auf die es – nach Marx – allein ankommt. Zu seiner Rechtfertigung

könnte lediglich gesagt werden, daß die moralischen Schattenseiten der existierenden Produktionsweise die Notwendigkeit und Wünschbarkeit jener künftigen, höheren unterstreichen. Aus diesem Grunde fügt Marx z. B. bei der Verteidigung Ricardos immer wieder Formulierungen wie „für seine Zeit“ ein. Die gelassene Kälte, mit der Marx die Bilanz der Opfer des Fortschritts zur Kenntnis nimmt, läßt sich letzten Endes nur aus seiner (mehr erhofften als wissenschaftlich erwiesenen) Aussicht auf die klassen- und herrschaftslose Zukunft erklären.

* * *

Angesichts der Katastrophen des zwanzigsten Jahrhunderts hat Walter Benjamin diesen marxistischen Fortschrittsglauben deutlicher als andere als verhängnisvollen Irrtum zurückgewiesen. Was im Anschluß an die Oktoberrevolution und den vermeintlichen „Aufbau des Sozialismus in einem Lande“ proklamiert wurde, konnte von einem nüchternen Diagnostiker nicht als Realisierung der Marxschen Zukunftsprognose anerkannt werden. Auch wenn Walter Benjamin seine Kritik am Fortschrittsglauben der Arbeiterbewegung vor allem auf die deutsche Sozialdemokratie konzentriert und deren Versagen gegenüber dem heraufziehenden Faschismus auf diese optimistische Weltanschauung zurückführt, dürfte ihn doch auch die sowjetische Realität zur Zeit Stalins zu seiner Kritik am Fortschrittsglauben veranlaßt haben. Die Chance des Faschismus bestand nämlich „nicht zuletzt darin, daß die Gegner ihm im Namen des Fortschritts als einer historischen Norm begegnen. – Das Staunen darüber, daß die Dinge, die wir erleben, im zwanzigsten Jahrhundert ‚noch‘ möglich sind, ist *kein* philosophisches. Es steht nicht am Anfang einer Erkenntnis, es sei denn der, daß die Vorstellung von Geschichte, aus der es stammt, nicht zu halten ist“ (GS I/2, 697 [VIII. These]). Benjamins Interpretation des Bildes des „Angelus Novus“ von Klee entspricht einer radikalen Zurücknahme der Verszeilen, mit denen das Gedicht „An Suleika“ endet:

Es gibt ein Bild von Klee, das Angelus Novus heißt. Ein Engel ist darauf dargestellt, der aussieht, als wäre er im Begriff, sich von etwas zu entfernen, worauf er starrt. Seine Augen sind aufgerissen, sein Mund steht offen und seine Flügel sind aufgespannt. Der Engel der Geschichte muß so aussehen. Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor *uns* erscheint, da sieht *er* eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert. Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen. Aber ein Sturm weht vom Para-

diese her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, daß der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen, ist *dieser* Sturm. (GS I/2, 697f. [IX. These])

„Der Fortschritt ist die Katastrophe“ deutet eine Notiz aus der Zeit der Abfassung der Thesen „Über den Begriff der Geschichte“.⁵ Auf Marx eingehend formuliert Benjamin: „Kritik der Theorie des Fortschritts bei Marx. Der Fortschritt dort durch die Entfaltung der Produktivkräfte definiert. Aber zu ihnen gehört der Mensch bzw. das Proletariat. Dadurch wird die Frage nach dem Kriterium nur zurückgeschoben“ (GS I/3, 1239) – Benjamin hätte an dieser Stelle Ausführungen von Marx aus dessen damals noch unveröffentlichtem *Grundriß der Kritik der politischen Ökonomie* heranziehen können, um die Veränderung der vom Zwang der bisherigen Entwicklung befreiten Menschen kennenzulernen, auf die Marx utopisch hofft. Die entsprechend gesteigerte Produktivität der maschinellen, letztlich automatischen Produktionsmittel ermöglicht so viel freie Zeit zur Entwicklung der individuellen Anlagen aller Menschen, daß damit ein ganz neues Geschlecht an die Stelle des ehemaligen Proletariats treten kann:

Die freie Zeit – die sowohl Mußezeit als Zeit für höhere Tätigkeit ist – hat ihren Besitzer natürlich in ein andres Subjekt verwandelt und als dies andre Subjekt tritt er dann auch in den unmittelbaren Produktionsprozeß. Es ist dieser zugleich Disziplin, mit Bezug auf den werden den Menschen betrachtet, wie Ausübung, Experimentalwissenschaft, materiell schöpferische und sich vergegenständlichende Wissenschaft mit Bezug auf den gewordenen Menschen, in dessen Kopf das akkumulierte Wissen der Gesellschaft existiert. (Marx 1953, 599f.)

Mit der Antizipation dieser allseitig entwickelten Menschen wird allerdings die Marxsche Prognose zur Utopie.

Wie weit sich Benjamin prinzipiell nicht nur vom Marxismus der Zweiten Internationale (auf den er sich kritisch bezieht) sondern auch von Marx entfernt hat, wird an zahlreichen Stellen seiner Vorarbeiten zu den geschichtsphilosophischen Thesen deutlich: „Die klassenlose Gesellschaft ist nicht das Endziel des Fortschritts in der Geschichte, sondern dessen oft mißglückte, endlich bewerkstelligte Unterbrechung“ (GS I/3, 1231). Für Benjamins Geschichtsauffassung gibt es daher auch keine historische „Reife“ für die revolutionäre Verände-

5 GS I/3, 1244: „Die Katastrophe ist der Fortschritt, der Fortschritt ist die Katastrophe.“

rung der Gesellschaft, die Revolution kann vielmehr – wie der Messias – zu jeder Zeit in den Gang der Entwicklung einbrechen: „In Wirklichkeit gibt es nicht einen Augenblick, der *seine* revolutionäre Chance nicht mit sich führte – sie will nur als eine spezifische definiert sein, nämlich als Chance einer ganz neuen Lösung im Angesicht einer ganz neuen Aufgabe“ (*GS I/3*, 1252). Benjamin scheut sich nicht, diesen Gedanken mit dem jüdischen Messianismus zu verbinden:

Den Juden war es bekanntlich untersagt, die Zukunft zu befragen. Das Eingedenken, in dem wir die Quintessenz ihrer theologischen Vorstellung von Geschichte zu sehen haben, entzaubert die Zukunft, der die Magie hörig ist. Aber sie macht sie darum doch nicht zur leeren Zeit. Sondern ihr ist jede Sekunde die kleine Pforte, durch die der Messias treten kann. Die Angel, in welcher sie sich bewegt, ist das Eingedenken. (*GS I/3*, 1252).

Es handelt sich um das mitfühlende Gedenken all der Qualen und Leiden, die Menschen seit Anbeginn der Geschichte einander zugefügt haben. Von dieser katastrophenreichen Fortschritts-Dialektik freizukommen ist die Aufgabe der (messianischen) Revolution. „Marx hat in der Vorstellung der klassenlosen Gesellschaft die Vorstellung der messianischen Zeit säkularisiert. Und das war gut so. Das Unheil setzt damit ein, daß die Sozialdemokratie diese Vorstellung zum ‚Ideal‘ erhob“ (*GS I/3*, 1231). Aber auch Marx begreift die künftige Revolution nicht als messianische Unterbrechung der Entwicklung, sondern als deren mögliche (wahrscheinliche) Vollendung. Wiederholt polemisiert Benjamin gegen das Marxsche Bild der Revolution als „Lokomotive der Geschichte“ und meint, „vielleicht sind die Revolutionen [im Gegensatz dazu, IF] der Griff des in diesem Zuge reisenden Menschengeschlechts nach der Notbremse“ (*GS I/3*, 1232).⁶

6 Generell steht Benjamin dem Fortschritt der wissenschaftlich-technischen Entwicklung mit deutlicher Skepsis gegenüber. In den Vorarbeiten zu seinen geschichtsphilosophischen Thesen schreibt er: „Mit dem rapiden Tempo der Technik, der ein ebenso rapider Verfall der Tradition entspricht, tritt der Anteil des kollektiven Unbewußten, das archaische Gesicht einer Epoche viel schneller als früher ans Licht, ja schon für die nächstfolgende. Daher der surrealistische Blick auf die Geschichte“ (*GS I/3*, 1235f.). In seinem früher verfaßten Artikel „Eduard Fuchs der Sammler und der Historiker“ warnt er geradezu vor der künftigen (bereits beginnenden) technischen Entwicklung: er spricht davon, daß wir erleben, „wie die Schnelligkeit der Verkehrswerkzeuge, wie die Kapazität der Apparaturen, mit denen man Wort und Schrift vervielfältigt, die Bedürfnisse überflügelt. Die Energien, die die Technik jenseits dieser Schwelle entwickelt, sind zerstörende. Sie fördern in erster Linie die Technik des Kriegs und die seiner publizistischen Vorbereitung. Von dieser Entwicklung, die durchaus eine klassenbedingte gewesen ist, darf man sagen, daß

Marx war keineswegs blind für die zerstörenden Seiten der zivilisatorischen Entwicklung. Durch den bayerischen Biologen und Botaniker Karl Nikolaus Fraas (1810-1875) war er darauf hingewiesen worden, daß

mit der Kultur – entsprechend ihrem Grad – die von den Bauern so sehr geliebte ‚Feuchtigkeit‘ verlorengeht (daher auch die Pflanzen von Süden nach Norden wandern) und endlich Steppenbildung eintritt. Die erste Wirkung der Kultur nützlich, schließlich verödet durch Enttholzung etc. [...] Das Fazit ist, daß die Kultur – wenn naturwüchsig vorschreitend und nicht *bewußt beherrscht* (dazu kommt er natürlich als Bürger nicht) – Wüsten hinter sich zurückläßt, Persien, Mesopotamien etc., Griechenland. (MEW 32, 52f.)

Dieser Zerstörungsprozeß wird durch die Dynamik der kapitalistischen Produktionsweise natürlich beschleunigt:

Mit dem stets wachsenden Uebergewicht der städtischen Bevölkerung, die sie in großen Centren zusammenhäuft, häuft die kapitalistische Produktion einerseits die geschichtliche Bewegungskraft der Gesellschaft, stört sie andererseits den Stoffwechsel zwischen Mensch und Erde, d. h. die Rückkehr der vom Menschen in der Form von Nahrungs- und Kleidungsmiteln vernutzten Bodenbestandtheile zum Boden, also die ewige Naturbedingung dauernder Bodenfruchtbarkeit. Sie zerstört damit zu-

sie sich im Rücken des vorigen Jahrhunderts vollzogen hat. Ihm sind die zerstörenden Energien der Technik noch nicht bewußt gewesen. Das gilt zumal von der Sozialdemokratie der Jahrhundertwende. Wenn sie den Illusionen des Positivismus an dieser oder jener Stelle entgegentrat, so blieb sie im ganzen in ihnen befangen. Die Vergangenheit erschien ihr allemal in die Scheuern der Gegenwart eingebracht; mochte die Zukunft Arbeit in Aussicht stellen, so doch die Gewißheit des Ernteseigens“ (GS II/2, 475). Wie der Positivismus habe auch die Sozialdemokratie „in der Entwicklung der Technik nur die Fortschritte der Naturwissenschaft, nicht die Rückschritte der Gesellschaft erkennen. [können] [...] Die destruktive Seite dieser Entwicklung verkannten sie, weil sie der destruktiven Seite der Dialektik entfremdet waren“ (GS II/2, 474f.). Damit widerspricht Benjamin nicht nur der damaligen Sozialdemokratie, sondern ebenso Marx, der ausdrücklich die *Entwicklung der Bedürfnisse* zu den wesentlichen Fortschritten zählte, die die künftige Gesellschaftsform möglich machen. Vgl. hierzu z. B. Karl Marx in den *Grundrisse[n] der Kritik der politischen Ökonomie*: „Als das rastlose Streben nach der allgemeinen Form des Reichtums treibt aber das Kapital die Arbeit über die Grenzen ihrer Naturbedürftigkeit hinaus und schafft so die materiellen Elemente für die Entwicklung der reichen Individualität, die ebenso allseitig in ihrer Produktion als Konsumtion ist und deren Arbeit daher auch nicht mehr als Arbeit, sondern als volle Entwicklung der Tätigkeit selbst erscheint [...] an die Stelle des Naturbedürfnisses [ist] ein geschichtlich erzeugtes getreten [...]“ (Marx 1953, 231). Die Vermehrung der Bedürfnisse gehört daher – nach Marx – zu den progressiven Aspekten der kapitalistischen Produktionsweise.

gleich die physische Gesundheit der Stadtarbeiter und das geistige Leben der Landarbeiter. Aber sie zwingt zugleich durch die Zerstörung der bloß naturwüchsig entstandenen Umstände jenes Stoffwechsels ihn systematisch als regelndes Gesetz der gesellschaftlichen Produktion und in einer der vollen menschlichen Entwicklung adäquaten Form herzustellen. (MEW 23, 528 [=Das Kapital Bd. 1]; MEGA II/5, 409f.)

Marx unterstellt – im Unterschied zu Benjamin – eine durch die zerstörenden Wirkungen der Zivilisation ausgelöste Einsicht der kommenden Generationen, die zu einer rational geplanten humanen Produktionsweise führt. Insofern dienen die negativen Aspekte der Entwicklung letztlich doch der Befreiung nicht nur von Ausbeutung der Menschen, sondern auch der Natur. In ihrer Hervorhebung einer Formulierung Fouriers stimmen Marx und Benjamin sogar überein: Bei der Arbeit der *harmoniens*, der nach den Prinzipien Fouriers in ihren „Phalanstères“ lebenden und arbeitenden Menschen – „weit entfernt die Natur auszubeuten“ machen sie sie „vielmehr fruchtbar [...] und komplettieren“ sie (GS I/3, 1249). Marx kritisiert zwar Fouriers Auffassung von Arbeit als „Spaß“, schreibt ihm aber das Verdienst zu, „die Aufhebung nicht der Distribution, sondern der Produktionsweise selbst in höhere Form als ultimate object ausgesprochen zu haben“ (Marx 1953, 599).

Uns Nachgeborenen erscheinen heute die kritischen Gedanken Benjamins weit plausibler als die letztlich utopischen Hoffnungen, die Marx in seinen – nicht zu Lebzeiten veröffentlichten – Texten zum Ausdruck brachte. Wenn Benjamin kritisch anmerkt, daß die Entwicklung der Technik fast ausschließlich dem Krieg und der „publizistischen Vorbereitung“ desselben dient, so können wir heute hinzufügen, daß die Informationsmedien immer ausschließlicher der Zerstreuung, dem Amüsement und dem Zeitvertreib dienen, so daß die von Marx angenommene Anhebung der intellektuellen und emotionalen Reife der Bevölkerung (namentlich der Arbeiterklasse) auf Grund der verkürzten Arbeitszeit ausbleibt. Benjamin setzt an die Stelle der von Marx mehr erhofften, vermeintlich als wissenschaftlich erwiesenen, Emanzipationskraft des internationalen Proletariats die messianische Kraft des vom Eingedenken der vergangenen Leiden der Menschheit motivierten Hasses, der – nicht zur Vollendung, sondern zur Umkehr als Befreiung führen soll. Mit dieser Auffassung nähert sich Benjamin sogar dem gewaltbereiten russischen Anarchisten Sergej Netschajev und meint: „Stärke des Hasses bei Marx. Kampflust der Arbeiterklas-

se. Die revolutionäre Zerstörung mit dem Erlösungsgedanken zu verschränken (Netschajev. Die Dämonen)“ (*GS* I/3, 1241).

Siglen- und Literaturverzeichnis

- GA*: Johann Wolfgang von Goethe, *Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche*. 28. August 1949. 26 Bd., mit einem Registerband. Hrsg. von Ernst Beutler. Zürich: Artemis, 1948ff.
- GS*: Walter Benjamin, *Gesammelte Schriften*. Unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem hrsg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schwepenhäuser. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1972ff.
- JA*: Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe in 20 Bänden*. Auf Grund des von Ludwig Boumann [...] besorgten Originaldruckes im Faksimile-Verfahren neu hrsg. von Hermann Glockner. Stuttgart: Frommann, 1927ff.
- MEW*: Karl Marx, Friedrich Engels, *Werke*. 41 in 43 Bd. Hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED. Berlin (DDR): Dietz 1959ff.
- MEGA*: Karl Marx, Friedrich Engels, *Gesamtausgabe*. Hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der Kommunistischen Partei der Sowjetunion [später von der Internationalen Marx-Engels-Stiftung]. Berlin: Dietz [später: Akademie Verlag], 1975ff.
- StA*: Karl Marx, Friedrich Engels, *Studienausgabe in fünf Bänden*. Hrsg. von Iring Fetscher. Berlin. Aufbau Taschenbuch Verlag, 2004; hier: Bd. 5: *Prognose und Utopie*.
- SW*: Johann Wolfgang von Goethe, *Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche*. (in der *Bibliothek Deutscher Klassiker*). 40 in 45 Bd. Hrsg. von Karl Eibl, Dieter Borchmeyer u. a.. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag, 1985ff.; hier: Bd. 3 [I.3 = Werke 3]: *West-östlicher Divan*. (in zwei Teilbänden). Hrsg. von Hendrik Birus (1994); Bd. 34 [II.7 = Briefe, Tagebücher und Gespräche 7] *Napoleonische Zeit. Teil 2: Von 1812 bis zu Christianes Tod*. Hrsg. von Rose Unterberger (1994).
- Hans Blumenberg (1979), *Arbeit am Mythos*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goethe Handbuch* (1996), in vier Bänden [Neufassung]. Hrsg. von Bernd Witte u. a.. Stuttgart/Weimar: Metzler; hier: Bd. I: *Gedichte*. Hrsg. von Regine Otto und Bernd Witte.
- Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1966), *Vorlesungen über die Philosophie der Religion*. Hrsg. von Georg Lasson. Hamburg: Meiner.
- Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen*. (1910). Sieben Bände. Hrsg. von Anna von Sydow. Berlin: Mittler und Sohn, 1907-16; hier: Viertes Band (1910): *Federn und Schwerter in den Freiheitskriegen. Briefe von 1812-1815*.

Karl Marx (1953), *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie: (Rohentwurf) 1857-58; Anhang 1850-59*. Hrsg. vom Marx-Engels-Lenin-Institut, Moskau. Berlin (DDR): Dietz.

Michael C. Frank (Konstanz)

Photographische Phantastik:

**Nathaniel Hawthornes *The House of the Seven Gables* und
die frühe Diskursgeschichte der Daguerreotypie**

1. Einleitung

„The admission of detail“ – mit diesen Worten beschreibt der schottische Essayist und Romancier Robert Louis Stevenson 1883 die in seinen Augen wichtigste literarhistorische Veränderung seines Jahrhunderts. Die „Zulassung des Details“ illustriert er dabei mit einem Dreistufenmodell: „It was inaugurated by the romantic Scott; and at length, by the semi-romantic Balzac and his more or less wholly unromantic followers, bound like a duty on the novelist“ (Stevenson 1999, 66). Zola und der zeitgenössische, exzessive Realismus stellen für Stevenson zugleich den Höhe- und den zerstörerischen Schlusspunkt dieser Entwicklung dar. Als einsamer Romantiker in einer inzwischen fest vom Naturalismus vereinnahmten literarischen Welt beklagt Stevenson den angeblichen Technizismus der Autoren seiner Generation: „A photographic exactitude in dialogue is now the exclusive fashion“ (ebd.).

Bezeichnend ist hier die Verwendung einer photographischen Metapher (ausgerechnet in Bezug auf – photographisch gar nicht festzuhaltende – menschliche Sprache). Parallel zur Popularisierung der Photographie hatte sich in der Literaturkritik der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Idee eines Photorealismus entwickelt und in kürzester Zeit zu einem Topos verfestigt. Er bezeichnete eine detailgetreue Wiedergabe der Wirklichkeit, wie sie im Zuge der literarischen Strömungen des Realismus und des Naturalismus entweder als Ideal betrachtet oder im Gegenteil – in der Manier Stevensons – als unkünstlerische, bloß technische, phantasielose Form strikt abgelehnt wurde. Hippolyte Castille schrieb 1846 noch anerkennend über Balzac: „il décrit un intérieur avec autant d'exactitude que le daguerréotype“ (zit. n. Kelly 1991, 199). Und ähnlich pries Theodor Fontane 1858 Boz und Thackeray als Vertreter einer „daguerréotypisch treue[n] Abschilderung des Lebens“, bei welcher der „letzte Knopf am

Rock und die verborgenste Empfindung des Herzens [...] mit gleicher Treue wiedergegeben“ würden (zit. n. Plumpe 1997, 179).¹

Parallel zur gut erforschten Metaphorisierung der Daguerreotypie für die Beschreibung detailgetreuer Abbildung begann nach der öffentlichen Bekanntmachung des photographischen Verfahrens im Jahr 1839 aber auch eine oft übersehene *romantische* Tradition der Photorezeption, die eine deutlich andere Semantik des Photographischen präsentierte. Sie entfaltete sich weniger in literaturkritischen und programmatischen Texten als vielmehr in fiktionalen Werken. Gegenläufig zur „Gleichsetzung der Photographie mit einer besonders treuen Mimesis des Sichtbaren“ (Albers 2002, 337) wurde hier das neue Abbildungsverfahren „mit Konzepten romantischer Phantastik aufgeladen und als Repräsentation des Unwirklichen, Jenseitigen interpretiert“ (Lachmann 2002, 295). Akzentuiert wurden dabei gerade „non-realistic aspects of photography (spooky, hidden, surrealistic) that have been suppressed or repressed by contemporary photocentrism“ (Davidson 1990, 667). Für eine Rekonstruktion dieser alternativen Photorezeption, die in der Romantik begann, sich aber durchaus auch in der Literatur des Realismus fortsetzte², ist Nathaniel Hawthornes *The House of the Seven Gables* von 1851 ein besonders aufschlussreiches Beispiel.

1 „[L]a métaphore photographique“, schreibt Philippe Ortel zusammenfassend über die Zeit um 1850, „apparaît constamment, soit comme modèle, soit comme reposoir du réalisme littéraire“ (Ortel 1997, 58). Ähnlich konstatiert auch Irene Albers, um 1850 habe es kaum einen Text zum Thema Realismus gegeben, „in dem nicht auf die Komplizität oder Konkurrenz zwischen Kunst (Literatur, Malerei) und Photographie eingegangen wurde und das Medium für den Realismus zugleich als Modell und als Negativfolie fungierte“ (Albers 2002, 52). Vgl. dazu auch den kurzen Essay von Jill Kelly, der ein „symbiotisches“ Verhältnis zwischen Photographie und Realismus behauptet (Kelly 1991). Kelly, Ortel und Albers beziehen sich allesamt auf französische Literatur. Zum deutschen Realismus vgl. ergänzend Plumpe 1990 sowie Plumpe 1997, 161-183.

2 Dies hat die Slavistin Renate Lachmann am Beispiel der Erzählung *Nach dem Tode* (*Klara Militsch*) aus dem Spätwerk des Realisten Iwan Turgenjew in einer eindrucksvollen Textanalyse aufgezeigt (Lachmann 2002, 295-333). In der 1882 entstandenen Erzählung scheint die verstorbene Klara Militsch in den halluzinatorischen Träumen des von ihr besessenen Jakow Aratow kraft einer im Stereoskop betrachteten Photographie wieder aufzuerstehen. Eine interessante Parallele zu Hawthornes Text ergibt sich dabei aus der mehr oder weniger explizit hergestellten Verbindung zwischen den quasi hexerischen Tätigkeiten von Aratows Vater – dem aufgrund seiner chemisch-alchemistischen Experimente der Vorwurf der „schwarzen Magie“ gemacht wurde – und der photographischen Praxis des Sohnes (vgl. Turgenjew 1967, 803 und 805).

Hawthornes zweiter Roman stellt eine der ersten literarischen Reaktionen dieses Umfangs auf das neue Medium überhaupt dar. Er zweifelt das mimetische Potenzial der Photographie nicht an. Die bei Hawthorne erwähnten Daguerreotypen zeichnen sich jedoch gerade durch ihre Abweichung von der gewohnten Wirklichkeitserfahrung aus; sie zeigen anderes als das menschliche Auge sonst sehen kann. Das Potenzial der Photographie liegt demnach in einer Mimesis des Unsichtbaren – im Zutagebringen und dokumentarischen Festhalten sonst verborgener Tatsachen –, wobei dem Verfahren der Daguerreotypie magische Eigenschaften zugeschrieben werden: In Gestalt des fiktiven Daguerreotypisten Holgrave wird es mit der Praxis des animalischen Magnetismus in Zusammenhang gebracht.

Texte wie derjenige Hawthornes legen eine Neulektüre der Photographiedebatte des 19. Jahrhunderts nahe, bei der die photographische Phantastik als lange vernachlässigtes romantisches Gegenmodell zum erst später eindeutig dominierenden Photorealismus stärker gewichtet wird, wie ich in diesem Beitrag aufzuzeigen versuchen möchte. Im Vordergrund soll das Nebeneinander realistischer und romantisch-phantastischer Ansätze in der frühen Diskursgeschichte der Photographie stehen, bei dem es zu medienhistorisch aufschlussreichen Überschneidungen kommt. Die folgenden Ausführungen beziehen sich dabei ausschließlich auf Schriften zur Daguerreotypie. Zwar wurden die Begriffe ‚Daguerreotypie‘ und ‚Photographie‘ im 19. Jahrhundert oft synonym verwendet, während letzterer Terminus inzwischen als Überbegriff für sämtliche photographischen Verfahren (wie unter anderem das der Daguerreotypie) gilt.³ In ihrer spezifischen Eigenschaft als in langer Belichtungszeit entstandene, in verschiedenerlei Hinsicht instabile Abbildungen auf spiegelnden Metallplatten luden Daguerreotypen jedoch in besonderem Maße zu einer phantastischen Deutung ein, weshalb ihre Unterschiede zu späteren Photographien im vorliegenden Zusammenhang zu berücksichtigen sind.

3 John Wood betont mit großem Nachdruck die Wichtigkeit einer Unterscheidung zwischen Daguerreotypie und Photographie, wobei er sich einerseits auf wissenschaftliche Analysen der spezifischen chemischen Beschaffenheit von Originaldaguerreotypen stützt und andererseits auf ästhetische Unterschiede verweist: „The daguerreotype [...] demands its own critical vocabulary, its own way of being seen, and its own way of being appreciated“ (Wood 1989a, 9). Eine Daguerreotypie, so Wood, sei kein Photo, und das Verfahren könne auch nicht als frühes Stadium in der Entwicklung der Photographie verstanden werden (vgl. ebd., 8). Allerdings subsumiert auch Wood in seinem Aufsatz die Daguerreotypie immer wieder unter dem Überbegriff ‚Photographie‘.

2. Der Topos des Photorealismus

Michel Frizot, der Herausgeber der 1994 erschienenen *Nouvelle Histoire de la Photographie*, beschreibt die Geburt der Photographie als eine „kopernikanische Wende“ (Frizot 1998a, 16). Bei der photographischen Repräsentation, so Frizot, war die Natur erstmals nicht mehr das passive Objekt der Darstellung, sondern sie brachte gleichsam selbst ihr eigenes Abbild hervor – physikalisch, über Lichtstrahlung, und chemisch, über die Wirkung dieser Strahlung auf bestimmte lichtempfindliche Substanzen (vgl. ebd.). Mit dieser Aussage wiederholt Frizot eine Argumentation, die so alt ist wie das Medium der Photographie selbst. Schon 1839 schrieb Jules Janin in der Zeitschrift *L'Artiste* voller Begeisterung über die Erfindung Louis-Jacques Mandé Daguerres: „Songez donc que c'est le soleil *lui-même*, introduit cette fois comme l'agent tout-puissant d'un art tout nouveau, qui produit ces travaux incroyables“ (Janin 1970, 205; Hervorh. hinzugefügt). Ähnliche Worte wählte auch William Henry Fox Talbot zur Beschreibung des von ihm – parallel zur Daguerreotypie – entwickelten Verfahrens der „photogenischen Zeichnung“.⁴ Im Untertitel einer im Januar 1839 veröffentlichten Broschüre benannte Talbot seine Technik als „The Process by Which Natural Objects May Be Made to Delineate Themselves Without the Aid of the Artist's Pencil“.⁵ Diesen Texten zufolge hatte der Mensch mit der Entdeckung der Photographie den Zeichenstift erstmals aus der Hand gegeben und der Natur überlassen, wobei die Umgehung des unsicheren Faktors Mensch einen entscheidenden Vorteil mit sich brachte: Sie führte zu einer bis dahin unbekannten Präzision.

4 Die Photographie hat bekanntlich nicht einen, sondern mindestens drei Erfinder, die allesamt zwischen 1839 und 1840 ihre unterschiedlichen Verfahren bekannt machten. Neben Talbot und Daguerre (dessen Technik der Daguerreotypie den Vorarbeiten des 1833 verstorbenen Nicéphore Niépce viel verdankte) ist hier noch Hippolyte Bayard, der Erfinder des direkten Positivs, zu nennen. Vgl. dazu Frizot 1998b.

5 Vgl. die Abbildung des Titelblatts in Rinhart/Rinhart 1981, 13. In seinem Buch *The Pencil of Nature*, in dem er einige Originalabzüge seiner Photographien vorstellte, schrieb Talbot 1844 entsprechend: „[...] the plates of this work have been obtained by the mere action of Light upon sensitive paper. They have been formed or depicted by optical and chemical means alone, and without the aid of any one acquainted with the art of drawing. It is needless, therefore, to say that they differ in all respects, and as widely as possible, in their origin, from plates of the ordinary kind, which owe their existence to the united skill of the Artist and the Engraver“ (Talbot 1969, „Introductory Remarks“, o. S.).

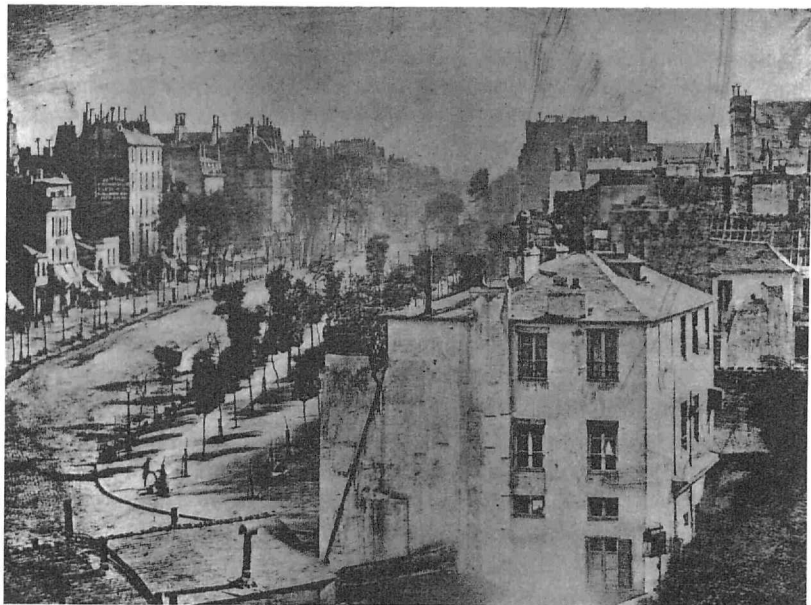


Abb. 1: L. J. M. Daguerre: Ansicht des Boulevard du Temple, 1839 (Frizot 1998, 28)

Samuel Morse, der Erfinder des elektromagnetischen Schreibtelegraphen, bekam im März 1839 als einer der ersten Originaldaguerreotypen vorgeführt. Seine Eindrücke hielt er in einem vielzitierten Brief fest, der wenig später im *New Yorker Observer* abgedruckt wurde. In diesem Brief erwähnt Morse zwar, dass Daguerreotypen in „chiaro oscuro“ gehalten seien und keine Farabbildungen böten, zeigt sich jedoch beeindruckt von der gestochenen Schärfe der Wiedergabe: „[T]he exquisite minuteness of the delineation cannot be conceived. No painting or engraving ever approached it.“⁶ Halte man eine Lupe über das auf dem Bild zu sehende Schild mit einem Schriftzug, schreibt Morse über Daguerres „Ansicht des Boulevard du Temple“ (Abb. 1), sei jeder Buchstabe deutlich erkennbar. Offenkundig sah Morse keinen Widerspruch darin, die Detailgenauigkeit der photographischen Repräsentation hervorzuheben und zugleich zu konstatieren, dass aufgrund der langen Belichtungszeit sämtliche Kutschen und

⁶ MorSES Text erschien am 20. April 1839 auf dem Titelblatt des *New York Observer*. Die „Daguerrian Society“ gibt ihn in voller Länge auf ihrer Webpage wieder: Morse 1998, hier: 1.

Passanten auf dem Bild fehlten – die Daguerreotypie zeigt eine Geisterstadt –, mit der einzigen Ausnahme eines Mannes, dem im Moment der Aufnahme die Schuhe geputzt worden waren und der deshalb innegehalten hatte (vgl. Morse 1998, 1).

Morses Bildbeschreibung ist repräsentativ für eine Art der Photorezeption, die im Detailrealismus der Daguerreotypie ein bislang unbekanntes mimetisches Potenzial erkannte, während sie die technisch bedingten amimetischen Aspekte der photographischen Repräsentation weniger stark gewichtete bzw. gänzlich ignorierte. Nur durch diese einseitige Konzentration auf das kleine Detail konnte die Daguerreotypie zum Inbegriff des von Roland Barthes am Beispiel Flauberts für die Prosa des Realismus nachgewiesenen „*effet de réel*“⁷ werden: Im „*détail concret*“ (Barthes 1984b, 174) kommt es, wie Barthes argumentiert, vermeintlich zu einem direkten Zusammentreffen von Signifikant und Referent, ohne dass ein Umweg über das Signifikat nötig ist. Die Struktur des Zeichens wird scheinbar aufgebrochen, indem die Details einen unmittelbaren Verweis auf die Wirklichkeit vortäuschen: „*nous sommes le réel*“ (ebd.). Hiermit vergleichbar, so Barthes, sagen Photographien, im Unterschied zu Zeichnungen, „*que l'événement représenté a réellement eu lieu*“ (Barthes 1984a, 165f.).

Diese Aussage deutet bereits auf ein drittes Argument für die besondere Nähe des photographischen Abbilds zur abgebildeten Wirklichkeit hin, das sich – allen medienkonstruktivistischen Ansätzen zum Trotz – bis in die Gegenwart halten konnte. Außer auf die technisch gewährleistete Objektivität und die unnachahmliche Detailgenauigkeit wurde in der Phototheorie auf das besondere, auf einem unmittelbaren physikalischen Zusammenhang basierende Verhältnis zwischen Bild und Referent verwiesen.⁸ Nach dieser Argumentation passt auf die Photographie der Begriff des „Index“ in der von Charles Sanders Peirce eingeführten Bedeutung:⁹ Insofern die Lichtstrahlen,

7 Zum erstenmal verwendet wird der Begriff „*effet de réel*“ in dem 1967 entstandenen Essay „*Le discours de l'histoire*“ (Barthes 1984a), in dem sich Barthes mit dem um ‚Objektivität‘ bemühten historiographischen Schreiben auseinandersetzt. In einem 1968 in der Zeitschrift *Communications* erschienenen Text wendet Barthes den Begriff dann auch auf den literarischen Realismus an. Sein Beispiel ist hier Gustave Flauberts Erzählung „*Un cœur simple*“ aus der Sammlung *Trois Contes* (Barthes 1984b).

8 Zu dieser Entwicklung innerhalb der Theorie der Photographie vgl. Dubois 1990a.

9 Diese lautet: „An *Index* is a sign which refers to the Object that it denotes by virtue of being really affected by that Object“ (Peirce 1965, II, § 248, S. 143). Peirce selbst führt die Photographie als Beispiel für eine Art der Repräsentation an, bei der

die den Bildträger belichteten, von der abgebildeten Person reflektiert würden, so argumentiert Roland Barthes in einem der meistrezipierten Texte der neueren Phototheorie¹⁰, könne von einer *Berührung* zwischen Porträt und Porträtiertem gesprochen werden. Im Gegensatz zu gemalten Bildern und geschriebenen Texten beglaubigten Photographien so die reale Präsenz des Abgebildeten im Moment der Abbildung. Hier wird die Tradition des Photorealismus, wenn auch unter deutlich anderen Vorzeichen, fortgeschrieben. Barthes charakterisiert sich selbst ausdrücklich als „Realist“, fügt jedoch einschränkend hinzu, dass der Realismus der Photographie für ihn nicht in einer vermeintlich getreuen Abbildung der Wirklichkeit bestehe, sondern im eben beschriebenen Zusammenhang zwischen Zeichen und Referent: „Les réalistes, dont je suis, [...] ne prennent pas du tout la photo pour une ‚copie‘ du réel – mais pour une émanation du *réel passé*“ (Barthes 1995, 1170). Am Ende desselben Satzes spricht Barthes von „Magie“, was seinen Standpunkt in die Nähe der phantastischen Photorezeption zu rücken scheint, die im Folgenden am Beispiel von *The House of the Seven Gables* diskutiert werden soll. Für Hawthorne besteht ebenfalls kein Zweifel an der Wahrheit der Photographie, und für ihn gilt wie für Barthes, wenn auch aus anderen Gründen: Der Realismus der Daguerreotypie ist magischer Natur.

3. Hawthornes Daguerreotypist Holgrave: Ein Magier der Moderne

Hawthornes frühes Interesse für die Photographie ist Teil der einmaligen – und dementsprechend gut dokumentierten¹¹ – Erfolgsgeschichte der Daguerreotypie in den Vereinigten Staaten. 1804 in Salem, Mas-

eine „physical connection“ zwischen Zeichen und Referent bestehe (vgl. ebd., II, § 281, S. 159).

10 Die Rede ist von seiner 1980 erschienenen, letzten Monographie *La chambre claire* (Barthes 1995). In der deutschen Übersetzung dieses Textes heißt es, der Sinngehalt (*noema*) der Photographie sei: „*Es-ist-so-gewesen*“ (Barthes 1989, 86). Dies ist eine folgenschwere Fehlübersetzung des französischen Originalwortlauts „*Ça a été*“ (nicht: „*Ça a été ainsi*“!), die Barthes einen naiven Photorealismus unterstellt (so als übersehe er das manipulative, wirklichkeitsverzernde Potenzial der Photographie). Barthes sagt nur, dass der photographierte Gegenstand im Moment der Aufnahme unzweifelhaft „*dagewesen ist*“ (ebd., 87), nicht dass er exakt *so* aussah (bzw. es genau *so* gewesen ist).

11 Grundlegend für alle neueren Geschichten der amerikanischen Photographie war Taft 1968 [1938]. Es folgten Newhall 1976 [1961], Rudisill 1971, Welling 1978, Rinhart/Rinhart 1981 und Wood 1991.

sachussets, geboren, war Hawthorne ab 1839 im *Boston Custom House* tätig. Im März 1840 erschien François Gouraud, ein Schüler Daguerres, in der Stadt. In öffentlichen Vorträgen berichtete er vom technischen Verfahren, stellte Daguerreotypien aus und bot Apparate und Material zum Verkauf an. Noch im selben Jahr versprochen Annoncen jungen Männern Ausbildung und Ausrüstung für 50 Dollar. Das Geschäft boomte. Zwischen 1840 und 1860 ließen sich insgesamt 108 Daguerreotypisten ins *Boston City Directory* eintragen, eine Zahl, die zeigt, wie schnell sich die neue Branche etablieren konnte, auch wenn sie individuelle Pleiten und die schnellen Wechsel im Geschäft nicht berücksichtigt.¹²

Walter Benjamins bedauernde Feststellung in seiner „Kleinen Geschichte der Photographie“ von 1931, es hätten bald „Marktschreier und Scharlatane der neuen Technik aus Erwerbsgründen sich bemächtigt“ (Benjamin 1991, 368)¹³, trifft auf die USA in besonderem Maße zu. Die Eröffnung eines Photoateliers und vor allem die Betätigung als frei umherziehender Daguerreotypist boten vielversprechende Möglichkeiten, mit vergleichsweise geringem finanziellem Aufwand eine Geldquelle zu erschließen. Der Daguerreotypist James Ryder schrieb rückblickend über diese Zeit: „It was no uncommon thing to find watch repairers, dentists, and other styles of business folk to carry on daguerreotypy ,on the side‘! I have known blacksmiths and cobblers to double up with it, so it was possible to have a horse shod, your boots tapped, a tooth pulled, or a likeness taken by the same man“ (zit. n. Taft 1964, 48).

Hawthorne war einer der ersten Kunden der sich rasch verbreitenden Photostudios. Porträts von Daguerreotypisten unterschiedlicher Städte zeigen, dass er sich spätestens ab 1841 mehrfach photographieren ließ (vgl. Schloss 1987, 27 u. 38). Hawthorne reagierte darüber hinaus in Form eines literarischen Textes auf die amerikanische Daguerreotypomanie der Jahrhundertmitte. Knapp zehn Jahre nach Einführung des Verfahrens in Amerika entwarf er in seinem Roman *The House of the Seven Gables* das fiktionale Porträt eines amerikanischen

12 Vgl. Schloss 1987, 30f., und Davidson 1990, 684. Am Beispiel New Yorks lässt sich die rasche Ausbreitung des photographischen Gewerbes ähnlich gut verdeutlichen: Wurden 1846 in New York noch 16 Ateliers gezählt, waren es 1850 bereits 59, im Jahr darauf 71 und 1853 schließlich über 100 (vgl. Rinhart/Rinhart 1981, 96).

13 Benjamin ist allerdings der Meinung, dass erst mit der Visitenkarten-Aufnahme die eigentliche „Industrialisierung“ der Photographie begann: „[...] von überallher [drangen] Geschäftsleute in den Stand der Berufsphotographen ein“ (ebd., 374).

Daguerreotypisten der ersten Generation.¹⁴ Der Werdegang seiner Romanfigur Holgrave ist dabei, trotz aller Überzeichnung, ein grundsätzlich realistisches Detail (vgl. Taft 1964, 63): Holgrave stammt aus einfachen Verhältnissen und hat kaum Schulbildung; früh arbeitet er als Dorfschullehrer, Verkäufer und Zeitungsherausgeber auf dem Land, bevor er als Vertreter für eine Parfümfabrik durch das mittlere Amerika zieht, sich als Zahnarzt versucht und an Bord eines Postschiffes nach Europa fährt, wo er Italien, Frankreich und Deutschland bereist (vgl. Hawthorne 1983, 503f.). „His present phase, as a Daguerreotypist“, lässt Hawthorne seinen Erzähler anmerken, „was of no more importance in his own view, nor likely to be more permanent, than any of the preceding ones“ (ebd., 504).

Indem er Holgrave als einen Gelegenheits-Daguerreotypisten porträtiert, verweist Hawthorne unmissverständlich auf die Popularisierung und Kommerzialisierung der Photographie nach 1840. Zugleich – und dies ist charakteristisch für den ambivalenten Status der Daguerreotypie in seinem Roman – lässt er das photographische Verfahren jedoch als ein arkanes Wissen erscheinen, dem er darüber hinaus den Charakter des potenziell Subversiven zuschreibt. Der zweiundzwanzigjährige Holgrave wird als Nonkonformist mit sozialistischen Neigungen eingeführt. Die oben zitierte Aufzählung seiner bisherigen Tätigkeiten endet mit der Anmerkung, der junge Daguerreotypist habe eine zeitlang einer Kommune von Fourieristen – also Anhängern des französischen Sozialreformers Charles Fourier (1772-1837) angehört –, während er unmittelbar vor seinem Wechsel in das Geschäft mit der Daguerreotypie öffentliche Vorträge zum Mesmerismus gehalten habe

14 Carol Schloss hat darauf aufmerksam gemacht, dass Nathaniel Hawthorne außerdem zu den ersten amerikanischen Autoren gehörte, von denen ein mit Photographien illustriertes Werk erschien. Die Reproduktion von Photographien stellte zu diesem Zeitpunkt noch ein unlösbares Problem dar. Diese Tatsache macht die 1860 unter dem Titel *Transformation* erschienene Leipziger Ausgabe von Hawthornes letztem Roman, *The Marble Faun*, umso bemerkenswerter: Bei den in ihr enthaltenen Photographien handelt es sich ausschließlich um Originale und mithin um Unikate. In jedes Exemplar wurde eine eigene Auswahl von Photographien – meist von römischen Kunst- und Bauwerken und typisch italienisch aussehen sollenden Menschen – geklebt, wobei die Zahl der Photos von 57 bis 102 variierte. Als Frontispiz taucht in einigen Bänden darüber hinaus ein Porträtphoto von Hawthorne auf, was für dessen Mitarbeit an der Ausgabe (für englischsprachige Leser auf dem europäischen Kontinent) spricht. Diese Tatsache von eher anekdotischem Interesse sei hier ebenfalls erwähnt. Vgl. Schloss 1987, 39.

(vgl. ebd., 504).¹⁵ Nicht nur an dieser Tatsache stört sich die alte Hepzibah Pyncheon, bei der Holgrave zur Untermiete wohnt – und aus deren spezifischem *point of view* der junge Mann im Roman erstmals eingehender geschildert wird:

He had the strangest companions imaginable; – men with long beards, and dressed in linen blouses, and other such new-fangled and ill-fitting garments; – reformers, temperance-lecturers, and all manner of cross-looking philanthropists; – community-men and come-outers, as Hepzibah believed, who acknowledged no law, and ate no solid food, but lived on the scent of other people's cookery, and turned up their noses at the fare. As for the Daguerreotypist, she had read a paragraph in a penny-paper, the other day, accusing him of making a speech full of wild and disorganizing matter, at a meeting of his banditti-like associates. For her own part, she had reason to believe that he practised animal-magnetism, and, if such things were in fashion now-a-days, should be apt to suspect him of studying the Black Art, up there in his lonesome chamber. (Ebd., 424)

Diese Passage bringt einen Generationen- und Klassenunterschied zum Ausdruck und deutet diametral entgegengesetzte Weltanschauungen an. Darüber hinaus macht sie die von Hepzibah Pyncheon empfundene Bedrohung angesichts der den gesellschaftlichen Status Quo in Frage stellenden Gruppe deutlich, welcher ihr Untermieter Holgrave angehört. Hepzibah selbst befindet sich bei Einsetzen der Handlung in einem Verwandlungsprozess: Die ehemalige „patrician lady“ ist im Begriff, eine „plebeian woman“ (ebd., 383) zu werden. Ihr nostalgischer Blick auf die aristokratische Familienvergangenheit der Pyncheons und ihre Scham bezüglich der eigenen Annäherung an die „lower classes“ (ebd., 399) – nicht nur hat sie einen Untermieter aufgenommen, sondern sie sah sich auch gezwungen, einen Kramladen aufzumachen – wird mit Holgraves radikaler Absage an das alttradierte Klassensystem kontrastiert. Seine ermunternd gemeinten Worte, der Verlust des genealogisch begründeten Status bringe eine neue Freiheit mit sich, lehnt Hepzibah im ersten Gespräch zwischen beiden Figuren

15 Die hier implizierte Affinität zwischen Fouriers Lehre von der universellen Harmonie und dem zeitgenössischen Mesmerismus ist eine historische Tatsache, wie Robert Darnton in seinen Ausführungen zum „mesmero-fourierism“ im Frankreich der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeigt (vgl. Darnton 1968, 142-148; hier: 145). Auch in den USA kam es um 1840 im Zuge der spiritualistischen Bewegung zu einer Politisierung der Lehren Franz Anton Mesmers (vgl. Tatar 1978, 195), worauf Hawthorne an dieser Stelle wohl anspielt. Zum Mesmerismus vgl. Abschnitt 4 dieses Beitrags.

als „new notions“ (ebd., 391) ab. Die Konstellation Holgrave/Hepzibah bestätigt somit eine glückliche Formulierung Frank Kermodes, der zufolge Hawthornes Erzähltexte ihre Zeit als einen Moment des soziokulturellen Paradigmenwechsels fiktionalisieren:

Hawthorne has, in extraordinary degree, the ‚modernist‘ sense of a future whose relation to the past is far more than ever before ambiguous; which makes his own moment typical of a transition from one structure of society, and one system of belief and knowledge, to another, in which the past and its types must be transformed. (Kermode 1974, 429)

Die von Kermode betonte Ambiguität des Verhältnisses zwischen Zukunft und Vergangenheit, die bei Hawthorne die Erzählgegenwart prägt, betrifft unmittelbar auch den Status der Daguerreotypie in *The House of the Seven Gables*. Zwar wird das daguerreotypische Verfahren eindeutig der sozialen Gruppe zugeordnet, die das potenziell ‚Neue‘ repräsentiert und mögliche Aspekte eines zukünftigen Gesellschaftszustands erahnen lässt. Zudem verkörpert sie – neben Elektrizität und Telegraphie, die im Roman ebenfalls Erwähnung finden – technologischen Fortschritt, wie ihn die betagten Romanfiguren Hepzibah und Clifford Pyncheon während einer Fahrt in der Eisenbahn erleben können (vgl. Hawthorne 1983, Kap. XVII). Das, was Kermode als die Verwandlung alter in neue „Typen“ beschreibt, steht bei Hawthorne jedoch nicht allein im Zeichen der Diskontinuität. Im Neuen, so macht der Roman deutlich, bleibt das Alte vielmehr weiterhin bestehen. Es kommt zu einer ewigen Wiederkunft des Gleichen in immer anderer Gestalt, wie Clifford Pyncheon durch die Kombination eines linearen Geschichtsmodells (Geschichte als Fortschritt) durch ein zirkuläres (Fortschritt als Rückgriff auf Früheres) explizit unterstreicht: „all human progress is in a circle; or, to use a more accurate and beautiful figure, in an ascending spiral curve“ (ebd., 574). In den Worten Clifford Pyncheons ist Fortschritt nur die Ausarbeitung und Perfektionierung des schon im Vergangenen Vorhandenen, während umgekehrt gilt: „The past is but a coarse and sensual prophecy of the present and the future“ (ebd., 575). Wie selbstverständlich betrachtet Clifford dabei neben der Dampflokomotive auch den Mesmerismus als Zeichen der Progression, wodurch eine Gegenüberstellung von rückschrittlichen, obskurantistischen Praktiken einerseits und wissenschaftlich unzweifelhaften technologischen Innovationen andererseits bezeichnenderweise von vornherein unterlaufen wird. In Cliffords Augen ist auch die elektrische Telegraphie ein „almost spiritual medi-

um“ (ebd., 579) – es kommt zu einer Gleichsetzung von Magie und technologischem Modernismus.

Das technische Abbildungsverfahren der Daguerreotypie wird in *The House of the Seven Gables* sogar mit schwarzer Magie („Black Art“, s. o.) in Zusammenhang gebracht. So entpuppt sich der radikale Reformier Holgrave – der die Ansicht vertritt, jede Generation solle die Gebäude der vorherigen niederreißen und die durch sie verkörperten Institutionen ersetzen (vgl. ebd., 510) – am Ende des Romans als Nachkomme des „reputed wizard“ (ebd., 358) Matthew Maule, der im puritanischen Neuengland des 17. Jahrhunderts als Hexer verbrannt wurde. Der Patrizier Colonel Pyncheon hatte dem einfachen Zimmermann Maule einst dessen durch harte Arbeit erschlossenes Grundstück streitig machen wollen und nach seiner Hinrichtung, für die er als einflussreiche Person entscheidend mitverantwortlich war, darauf das Haus mit den sieben Giebeln errichten lassen (zynischerweise von Maules Sohn, dem rechtmäßigen Erben). Der von Maule vor seiner Verbrennung ausgesprochene Fluch „God will give him blood to drink!“ (ebd.) schien sich wenig später zu erfüllen, als Pyncheon bei der Einweihung seines Hauses mit blutverschmiertem Bart tot aufgefunden wurde. In fast jeder Generation, so erfahren wir im ersten Kapitel des Romans, gab es seither einen Pyncheon mit den Eigenschaften des Colonel. Dies ist in der Erzählgegenwart der allseits anerkannte Richter Jaffrey Pyncheon, der wie sein Urahn Schuld auf sich geladen hat: Nachdem sein Onkel denselben überraschenden Tod starb wie einst Colonel Pyncheon, sorgte Judge Pyncheon dafür, dass Hepzibahs Bruder, der Schöngeist Clifford, als Erbe des Mordes angeklagt wurde. Vor diesem Hintergrund zog Holgrave, als jüngster Abkömmling der Maules, in das Haus mit den sieben Giebeln ein. Hier tritt er in einer ambivalenten Rolle auf: als Rächer seines Urahns einerseits, als Überwinder jenes viele Generationen währenden Antagonismus zwischen beiden Familien andererseits. Seine wahre Identität offenbart er erst, als auch Judge Pyncheon sein Familienschicksal ereilt hat und er denselben Tod gestorben ist wie ehemals Colonel Pyncheon. „[In] this long drama of wrong and retribution“, verkündet Holgrave nach diesem Ereignis, das er in Form einer Daguerreotypie des toten Richters dokumentiert, „I represent the old wizard [Maule], and am probably as much a wizard as ever he was“ (Hawthorne 1983, 624).

Es bleibt offen, ob dieser Satz besagen soll „Ich bin ebenso sehr ein Hexer wie er“ oder „Ich bin ebenso wenig ein Hexer wie er“. Der auktoriale Erzähler lässt jedoch keinen Zweifel daran, dass Holgrave zu-

mindest die Kunst des Mesmerismus als moderne Form der Magie beherrscht und dass er diese Technik mit derjenigen der Daguerreotypie zu kombinieren vermag. Im Folgenden soll der – von der Forschung bislang übersehenen¹⁶ – Relevanz des Mesmerismus-Motivs für Hawthornes Literarisierung der Daguerreotypie Rechnung getragen werden. Sie ist entscheidend für die photographische Phantastik in *The House of the Seven Gables*.

4. Daguerreotypie und Mesmerismus

Die Ende des 18. Jahrhunderts vom deutschen Arzt Franz Anton Mesmer (1734-1815) begründete Lehre vom „thierischen Magnetismus“ behauptete die Existenz einer „Allflut“, einer zwischen allen Lebewesen und Dingen verteilten, durch die Sinne nicht wahrnehmbaren kosmischen Kraft, die der Magnetiseur durch fachkundiges Auflegen der Hände auf seinen Patienten übertragen konnte, der dadurch in eine „heilsame Krise“ (zit. n. Lachmann 2002, 166) versetzt wurde. Zweck dieser Krise – die sich in krampfhaften Zuckungen oder einem tranceähnlichen, somnambulen Zustand manifestierte – war nach Auskunft Mesmers die Beseitigung der Hindernisse, die bei erkrankten Personen den Fluss des magnetischen Fluidums bremsen und so ihre Symptome verursachten. Mesmer hatte in Wien mit einer Dissertation zum Einfluss der Planeten auf den Menschen promoviert – einem Plagiat, wie Frank Pattie (1956) gezeigt hat – und war nach achtjähriger Tätigkeit als Arzt von dem Astronomen Maximilian Hell in die magnetische Heilkunst eingeweiht worden, die er zu seiner eigenen Lehre weiterentwickelt hatte. Als die Behandlung einer jungen,

16 Erst in den letzten zwanzig Jahren ist das Thema Daguerreotypie überhaupt zum Hauptgegenstand literatur- und medienwissenschaftlicher Lektüren des Romans geworden. Pionierarbeit leistete hier Carol Schloss, die als erste allgemein auf Hawthornes Verhältnis zur Daguerreotypie einging, wobei sie den Roman selbst jedoch nur kurz streifte (vgl. Schloss 1987, 25-50). Die seither erschienenen einschlägigen Aufsätze – Davidson 1990, Trachtenberg 2000, Cohen 2004 – kommen zwar auf den unheimlichen und magischen Charakter der Daguerreotypie zu sprechen (am ausdrücklichsten Lara Langer Cohen, die allerdings eine ganz andere Argumentation verfolgt als ich), sehen jedoch nicht den Zusammenhang zum Mesmerismus, so wie umgekehrt die bisher ausführlichste Arbeit zum Mesmerismus im Erzählwerk Hawthornes den Zusammenhang zur Daguerreotypie übersieht (vgl. Coale 1998, 91-105; lediglich in einer Anmerkung zum Kapitel über *The House of the Seven Gables* kommt hier die Daguerreotypie zur Sprache: vgl. ebd., 178, Endnote 3).

nervenkranken Pianistin, deren Blindheit Mesmer durch die alleinige Kraft des Magnetismus geheilt zu haben behauptete, einen Skandal verursachte, zog Mesmer nach Paris, wo er an der Place Vendôme seine erfolgreichste Zeit als Heilpraktiker verbrachte. Den stetig wachsenden Ansturm von Patienten konnte er bald nur noch in Form von Gruppentherapien bewältigen, bei denen er nicht mehr unmittelbar selbst Hand anlegte, sondern verschiedene Gegenstände zur Hilfe nahm. Zeitgenössische Abbildungen zeigen seine Kundschaft um eine große hölzerne Tonne sitzend, aus der von Mesmer magnetisierte Eisenstangen und Seile herausragen, die zu berühren oder um die Extremitäten zu binden waren. Nachdem 1784 zwei königliche Kommissionen die Wirkungen des Mesmerismus auf die Vorstellungskraft der Patienten zurückgeführt und dem animalischen Magnetismus jegliche szientifische Grundlage abgesprochen hatten, war Mesmer öffentlich diskreditiert und verließ Paris. Seine Lehre behielt zwar Anhänger unterschiedlichster Provenienz, wurde jedoch nie seitens der offiziellen Wissenschaften akzeptiert.¹⁷

Weitaus empfänglicher war die romantische Literatur. In ihr wirkte das Phantasma des animalischen Magnetismus noch bis weit ins 19. Jahrhundert nach, wie Maria Tatar (1978), Jürgen Barkhoff (1995) und Renate Lachmann (2002) für Frankreich, Deutschland, England und die USA gezeigt haben. In ihrer Studie *Erzählte Phantastik. Zu Phantasiegeschichte und Semantik phantastischer Texte* argumentiert Lachmann, dass der Mesmerismus ähnlich wie andere, vergleichbare Geheimlehren zwar aus dem etablierten und institutionalisierten Wissen verdrängt wurde, dass er als ein kulturelles Unbewusstes jedoch vielfach in phantastische Erzähltexte einfluss (vgl. ebd., 153-194). In der Phantastik, so lautet eine prägnante Formulierung Lachmanns, „wird die Begegnung der Kultur mit ihrem Vergessenen erzählt“ (ebd., 11). So taucht der Mesmerismus unter anderem in E. T. A. Hoffmanns *Der Magnetiseur* sowie in Edgar Allan Poes *Mesmeric Revelation* und *The Facts in the Case of M. Valdemar* auf. Nathaniel Hawthorne setzte diese Tradition in mehreren Erzählungen und Romanen fort, wobei er in *The House of the Seven Gables* als erster Autor den animalischen Magnetismus zusammen mit dem Verfahren der Daguerreotypie fiktionalisierte.

Der Mesmerismus wurde in den USA ungefähr zur gleichen Zeit wie die Daguerreotypie populär. Vermittler war abermals ein Franzo-

¹⁷ Diese Ausführungen zu Mesmer und der Lehre des animalischen Magnetismus stützen sich auf Darnton 1968, Tatar 1978 und Pattie 1994.

se, der mit Vorträgen Aufsehen erregte, und dessen erste Station – im März 1836, also exakt vier Jahre vor der Ankunft François Gourauds und der Daguerreotypie – ebenfalls Boston war: Charles Poyen St. Sauveur (vgl. Carlson 1960), der junge weibliche Medien in Trance versetzte und allein in Neuengland bald eine Gefolgschaft von mindestens vierzig Mesmeristen hatte. In der Zeit, in der Daguerreotypisten durch die amerikanische Provinz tingelten, führten auch selbsternannte Magnetiseure öffentlich ihre spiritistischen Künste vor, wobei der animalische Magnetismus – von dem Arzt Mesmer ursprünglich als Heilpraktik intendiert – magisch-obskurantistisch ausgelegt und, scheinbar paradoxerweise, sowohl von konservativen religiösen als auch von sozialreformerischen Gruppen assimiliert wurde (vgl. Tatar 1978, 192-195 und Coale 1998, 8-13). Hawthornes Haltung zu dieser amerikanischen Spielart des Mesmerismus ist in einem Brief an seine spätere Frau Sophia Peabody überliefert, den er am 18. Oktober 1841 verfasste. Mit Entsetzen reagiert er hier auf die Überlegungen Sophias, sich zur Bekämpfung ihrer chronischen Kopfschmerzen einer mesmeristischen Behandlung durch den jungen Assistenten ihres Vaters – von Beruf aus Zahnarzt! – zu unterziehen. In eindringlichen Worten warnt Hawthorne vor der Macht („power“), die der Magnetiseur auf sein Medium ausübe, „of which we know neither the origin nor the consequence“ (zit. n. Tatar 1978, 205). Diese Textstelle deutet darauf hin, dass Hawthorne am Funktionieren des Mesmerismus grundsätzlich keinen Zweifel hatte (vgl. Coale 1998, 14f.), obgleich er die Lehre des animalischen Magnetismus wohl kaum in allen Einzelheiten gekannt, geschweige denn anerkannt haben dürfte. Hawthornes Ablehnung des Mesmerismus konzentrierte sich auf einen einzigen Aspekt: die hypnotische Manipulation des Mediums durch den Mesmeristen. Gerade weil Hawthorne zumindest von dieser Möglichkeit des Mesmerismus überzeugt war, verurteilte er ihn – nicht als Quacksalberei, sondern als Eingriff in die Autonomie des Individuums. In seinem Brief an Sophia spricht er von einer moralisch verwerflichen Fremdbestimmung: „Supposing that this power arises from the transfusion of one spirit into another, it seems to me that the sacredness of an individual is violated by it; there would be an intrusion into thy holy of holies“ (zit. n. Tatar 1978, 205).

In *The House of the Seven Gables* werden die katastrophalen Folgen einer solchen Überschreitung vorgeführt, in einer vom Mesmeristen Holgrave verschriftlichten Legende aus der langen Geschichte der Familienfeindschaft zwischen Maules und Pyncheons (vgl.

Hawthorne 1983, Kap. XIII). Demnach benutzte der Enkel Matthew Maules seine magnetischen Kräfte einst dazu, sich der stolzen Alice Pyncheon zu bemächtigen und sie telepathisch zu manipulieren, wodurch er ihren frühen Tod verursachte. Holgrave, so wird angedeutet, könnte, wenn er wollte, seine Macht gegenüber Hepzibahs schöner Nichte Phoebe auf ähnliche Weise missbrauchen (vgl. ebd., 534). Dem Daguerreotypisten wird von Beginn an eine *Ausstrahlung* im wahrsten Sinne des Wortes attestiert, „a way of taking hold of one's mind“ (ebd., 425), wie es Hepzibah Pyncheon formuliert. Auch die junge Phoebe (seine spätere Frau) spürt diesen magnetischen Einfluss Holgraves: „She rebelled, as it were, against a certain magnetic element in the artist's nature, which he exercised towards her, possibly without being conscious of it“ (ebd., 433). Die Legende, die Holgrave Phoebe vorliest und die das Verhältnis zwischen beiden Charakteren präfiguriert, dient jedoch als Kontrastfolie: Holgrave verzichtet im Gegensatz zu seinem Vorfahren auf eine destruktive mesmeristische Einwirkung auf eine Angehörige der Familie Pyncheon, worin Maria Tatar einen ersten Schritt zur Befreiung vom alten Fluch Matthew Maules erkennt, der das versöhnliche Ende des Romans antizipiert (vgl. Tatar 1978, 215). Dass Holgrave über den Mesmerismus nicht nur theoretisches Wissen verfügt, sondern er die Technik auch tatsächlich beherrscht, wird lediglich an einem Hahn im Garten des Hauses demonstriert, den der Daguerreotypist in einen künstlichen Schlaf versetzt (vgl. Hawthorne 1983, 504).

Holgraves mesmeristische Fähigkeiten kommen darüber hinaus seiner Kunst der Daguerreotypie zugute, und es ist diese Tatsache, die im vorliegenden Zusammenhang von Interesse ist. Zwar wird bei Hawthorne nicht explizit ein Zusammenhang zwischen dem animalischen Magnetismus und dem Verfahren der Daguerreotypie behauptet; es finden sich jedoch verschiedene klare Hinweise darauf, die in den bisher erschienenen Aufsätzen zum Thema Photographie in *The House of the Seven Gables* nicht ausreichend berücksichtigt worden sind. Im Haus mit den sieben Giebeln hängt ein Spiegel, der die Bilder aller je von ihm reflektierten Angehörigen der Familie Pyncheon in sich tragen soll. Über ihn heißt es zu Beginn des Romans:

[...] there was a story [...] that the posterity of Matthew Maule had some connection with the mystery of the looking-glass, and that – by what appears to have been a sort of mesmeric process – they could make its inner region all alive with the departed Pyncheons; not as they had shown themselves to the world, nor in their better and happier

hours, but as doing over again some deed of sin, or in the crisis of bitterest sorrow. (Ebd., 368)

Die Idee eines Spiegels, der die von ihm zurückgeworfenen Bilder festhält, übernimmt Hawthorne aus den frühesten Texten zur Photographie, die das neue Medium genau mit diesen Worten einführten. So beschrieb Jules Janin die Daguerreotypie 1839 als „miroir qui garde toutes les empreintes“ (Janin 1970, 207), und auch der erste in Amerika erschienene Artikel über die Daguerreotypie, N. P. Willis' „The Pencil of Nature“ aus demselben Jahr, benutzte dieses Gleichnis: „The real black art of true magic arises and cries avaunt. [...] What would you say to looking in a mirror and having the image fastened!!“ (zit. n. Cohen 2004, 49f.). Der magische Spiegel in dem von Matthew Maules Sohn errichteten Haus mit den sieben Giebeln erscheint so als eine Art Mehrfach-Daguerreotypie, die – allerdings erst nach Einwirkung entsprechender mesmeristischer Kräfte – zu einem palimpsestartigen Bildspeicher wird. Die schwarze Magie der Nachkommen Matthew Maules geht dabei über eine bloße Aufbewahrung von Spiegelbildern hinaus: In den im Spiegel fixierten Reflektionen werden die verborgenen Sünden der Pyncheons gezeigt, der photographische Spiegel leuchtet also die dunkle Kehrseite des positiven öffentlichen Bildes der mächtigen Patrizierfamilie aus. Der Einblick in das Bewusstsein einer anderen Person, der in Hawthornes Vorstellung dem Mesmeristen möglich ist, wird hier auf das photographische Medium übertragen.

Und eben dies geschieht auch auf Holgraves Daguerreotypie des Richters Jaffrey Pyncheon. Als Holgrave Phoebe das entsprechende Porträt im Garten des Hauses vorführen möchte, bringt diese zunächst ihre Abneigung gegen Daguerreotypien zum Ausdruck:

I don't much like pictures of that sort – they are so hard and stern; besides dodging away from the eye, and trying to escape altogether. They are conscious of looking very unamiable, I suppose, and therefore hate to be seen. (Hawthorne 1983, 430)

Wie Alan Trachtenberg gezeigt hat, reflektiert diese Stelle ein auch in anderen zeitgenössischen Texten nachweisbares Unbehagen, das die insgesamt euphorische Aufnahme des neuen Mediums in den USA von Beginn an begleitete (vgl. Trachtenberg 1989). Phoebes Beobachtung, die auf Daguerreotypien porträtierten Menschen wirkten auf unheimliche Weise lebendig, kann mit der chemischen Beschaffenheit von Originaldaguerreotypien erklärt werden. Da Positiv- und Negativ-

bild zugleich auf der spiegelnden Metallplatte enthalten waren, schien die abgebildete Person in der Tat den Kopf zu neigen, wenn die Daguerreotypie beim Betrachten entsprechend bewegt wurde (oder man selbst beim Betrachten die Position änderte): Von der einen Seite erschien das seitenverkehrte Positiv, von der anderen das Negativ; zudem reflektierte die spiegelnde Oberfläche das Gesicht des Betrachters (vgl. Davidson 1990, 681 und Trachtenberg 2000, 32). Eine technische Erklärung findet sich auch für die von Phoebe angesprochene Strenge und Härte des Porträtierten: Die lange Belichtungszeit erforderte ein möglichst regungsloses, starres Sitzen, das oft mit entsprechenden Hilfsmitteln wie einer Kopfstütze künstlich herbeigeführt werden musste. Auf diese Weise konnte der Eindruck eines strengen oder kalten (totengleichen) Blicks entstehen.

Anders als in Samuel Morses Beschreibung der „Ansicht des Boulevard du Temple“ werden in Hawthornes Roman somit die technischen Limitationen des photographischen Verfahrens in den Vordergrund gestellt – die Verfremdungseffekte, die sich aus den Entstehungsbedingungen und der chemischen Beschaffenheit der Daguerreotypie ergeben. Die Pointe besteht dann allerdings darin, dass diese Verfremdungseffekte keineswegs als amimetisch charakterisiert werden. Vielmehr erklärt Holgrave:

There is a wonderful insight in heaven's broad and simple sunshine. While we give it credit only for depicting the merest surface, it actually brings out the secret character with a truth that no painter would ever venture upon, even could he detect it. (Hawthorne 1983, 430)

Die Daguerreotypie ist laut Holgrave (der selbst seine wahre Identität zu diesem Zeitpunkt noch geheim hält) eine quasi magische Darstellungsform, mit deren Hilfe sich das Sein – hinter dem in der Gesellschaft zur Schau getragenen Schein – der porträtierten Person ans Tageslicht befördern lässt. Seine Aussage, die Schonungslosigkeit des Sonnenlichts beim Hervorkehren des „geheimen Charakters“ sei ein Spezifikum der Daguerreotypie, wird durch eine frühere Passage des Romans allerdings bis zu einem gewissen Grad relativiert. Hier heißt es über das immer wieder erwähnte Ölporträt von Colonel Pyncheon, das im Salon des Hauses hängt, selbst wenn ein Maler bei Auftragsarbeiten unschmeichelhafte Hinweise auf den wahren Charakter der porträtierten Person zu übertünchen versuche, könnten diese im Alterungsprozess des Bildes dennoch in Erscheinung treten. Mit der Zeit schimmere dann immer deutlicher „the unlovely truth“ der betreffenden „human soul“ (ebd., 402) hervor. Beim Medium Ölmalerei trotz

dennach die unkontrollierbare chemische Veränderung des Bildes in seiner Materialität allen menschlichen Verschönerungsversuchen in der Darstellung. Folglich ist der von Holgrave beschriebene daguerreotypische Effekt an sich keineswegs neu. Die Daguerreotypie zeigt jedoch im Gegensatz zu Ölbildern von vornherein, was im Porträt Colonel Pyncheons erst nach weit über hundert Jahren sichtbar wurde:

Now, the remarkable point is, that the original wears, to the world's eye – and, for aught I know, to his most intimate friends – an exceedingly pleasant countenance, indicative of benevolence, openness of heart, sunny good humor, and other praiseworthy qualities of that cast. The sun, as you see, tells quite another story, and will not be coaxed out of it, after half-a-dozen patient attempts on my part. Here we have the man, sly, subtle, hard, imperious, and, withal, cold as ice. Look at that eye! Would you like to be at its mercy? At that mouth! Could it ever smile? And yet, if you could only see the benign smile of the original! It is so much the more unfortunate, as he is. (Ebd., 431)

Phoebe glaubt dementsprechend zunächst, auf der Daguerreotypie ihren Urahn zu erkennen, wie er mit grimmigem Gesichtsausdruck auf dem alten Ölbild verewigt ist. Zwar wird die Ähnlichkeit zwischen beiden Pyncheons auch mit bloßem Auge erkennbar – Hepzibah scheint es auch ohne Kenntnis der entsprechenden Daguerreotypie so, als spiegele das Konterfei ihres Urahns das Gesicht des Richters wider (vgl. ebd., 402) –, die Daguerreotypie hält die scheinbare Entsprechung jedoch als Beweismittel dauerhaft fest. Sie *überführt* Judge Pyncheon gewissermaßen als Wiedergänger seines schuldbeladenen Urahns. In diesem Sinne kommt der Daguerreotypie in Hawthornes Roman trotz – oder gerade wegen – ihres magischen Charakters dokumentarischer Wert zu: Sie hat Beweiskraft, da sie als verräterischer, mesmeristischer Spiegel das Unsichtbare jenseits der gesellschaftlichen Selbstinszenierung dauerhaft auf Metallplatten bannt.

5. Das Sichtbarmachen des Unsichtbaren

In einem anregenden Aufsatz zum Verhältnis zwischen Photographie und Realismus argumentiert Philippe Ortel, die realistische Literatur und die Daguerreotypie hätten um 1850 einen gemeinsamen „Referenzrahmen“ etabliert, der in einer einverständlichen Realitätsauffassung bestand: „Realität“, so Ortel, wurde danach gleichgesetzt mit dem Sichtbaren, dem „champ visuel“ (vgl. Ortel 1997, v. a. 61-72). Wäh-

rend dieser gemeinsame Bezugsrahmen laut Ortel die Medienkonkurrenz zwischen Literatur und Photographie intensiviert – und damit die antiphotographische Polemik seitens der Protagonisten des Realismus –, konnte ein Romantiker wie Victor Hugo uneingeschränkt seinem Enthusiasmus für die Daguerreotypie Ausdruck verleihen, „parce que le cadre de référence de sa poésie est justement différent de celui construit par la nouvelle image: [...] le cadre de référence romantique [...] fait de *l'invisible* le lieu de la Vérité donc de la Réalité“ (Ortel 1997, 64; Hervorh. vom Vf. hinzugefügt).

Diese – in ihrer Pauschalität schwer zu haltende – Aussage Ortels wird durch Hawthornes Roman nur auf den ersten Blick bestätigt. Denn zwar wird bei Hawthorne in der Tat die Wahrheit im Inneren, Unsichtbaren lokalisiert; dieses Verborgene muss jedoch zunächst auf Daguerreotypien sichtbar gemacht werden, um überhaupt als Wahrheit erkannt werden zu können. Holgraves Daguerreotypien leisten – wie der mesmeristische Photo-Spiegel seiner Vorfahren – eine magische Mimesis, die das unsichtbare Verborgene in den Vordergrund zerzt. Insofern erteilt Hawthornes Roman dem realistischen Referenzrahmen mit seiner Privilegierung des „champ visuel“ keineswegs eine Absage: Auch in ihm zählt als wahr letztlich nur das, was in der Physiognomie deutlich erkennbar wird. So wird zwar das für die Gesellschaft aufgesetzte Gesicht Judge Pyncheons als trügerische Maske entlarvt, sein ‚wahrer Charakter‘ dann aber wiederum seinem Gesichtsausdruck abgelesen.

Der phantastische Gedanke einer Mimesis des Unsichtbaren in Hawthornes Roman weist photographiegeschichtlich in gleich zweifacher Hinsicht in die Zukunft. Zum einen scheint er die Geisterphotographie der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu antizipieren: Der Nervenarzt Hippolyte Baraduc beispielsweise versuchte in den 1890er Jahren, Photos von der menschlichen Aura zu machen, nachdem er auf einer verschleierte Aufnahme seines Sohnes mit einem kurz zuvor getöteten Fasan die bildliche Manifestation eines seelischen Zustands zu erkennen geglaubt hatte (vgl. Dubois 1990b, 216-219). Zum anderen nimmt Hawthornes Behauptung einer Lesbarkeit des menschlichen Gesichts Aspekte der Theorie des italienischen Kriminalanthropologen Cesare Lombroso vorweg. Dieser hatte in seinem 1876 erschienenen Hauptwerk *Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung* behauptet, „geborene Verbrecher“ könnten unter anderem an bestimmten physiognomischen Merkmalen erkannt werden. Mit seiner Auflistung dieser Anomalien verfolgte

Lombroso nach eigener Aussage das Ziel, „den Leser in den Stand zu setzen, dass er mit den Dokumenten in der Hand diesen Typus selbst erkenne“ (Lombroso 1894, XVI). Als besonders hilfreich erwiesen sich dabei Photographien vermeintlich typischer Verbrecher, die Lombroso in einem „Atlas“ reproduzierte (s. Abb. 2).¹⁸

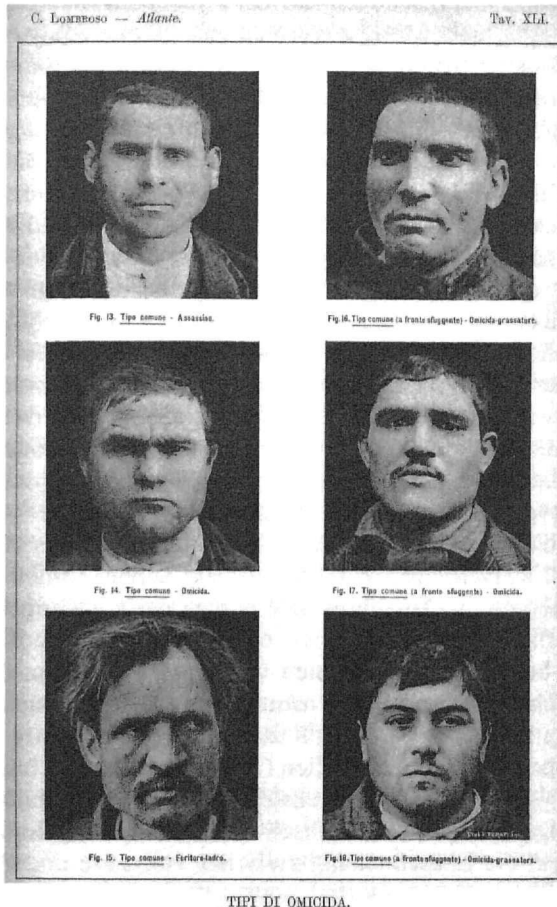


Abb. 2: Tipi di omicida (Lombroso 1897, Tav. XLI)

¹⁸ Vgl. hierzu auch Frizot 1998c, 265f.

Wo Baraduc Spuren der Seele auf Photographien festzuhalten versuchte, glaubte Lombroso, auf Porträts die angeborene verbrecherische Natur von Delinquenten dokumentieren zu können. Insbesondere letztere Idee scheint Hawthorne in seinem Roman vorwegzunehmen. Indem Holgrave die Künste des Mesmerismus und der Daguerreotypie miteinander kombiniert, werden hier Aufnahmen erzeugt, in denen die biologische und moralische Erblast der Pyncheons sichtbar wird, als bloß verdrängte, unbewältigte Vergangenheitsspur. Hawthornes Roman charakterisiert sich in einem frühen Erzählerkommentar als „history of retribution for the sin of long ago“ (Hawthorne 1983, 386). Das Konzept der Erbsünde ist allerdings nur eines von insgesamt drei Deutungsangeboten, das der Text macht: Neben einem weiteren metaphysischen Erklärungsansatz, der alle Ereignisse auf den Fluch des Hexers Maule zurückführt, gewinnt im Verlauf der Handlung zunehmend eine naturwissenschaftliche, rationale Erklärung der Ereignisse an Gewicht, die am Ende des Romans die beiden anderen substituiert. Danach sind die gespenstische Wiederkehr des Colonel Pyncheon und die unheimliche Wiederholung seines Todes in mehreren Generationen mit einer Erbkrankheit zu erklären, einer „physical predisposition in the Pyncheon race“ (ebd., 612) – sprich, einem genetischen Determinismus, der das Schicksal der männlichen Pyncheons bestimmt und von dem Matthew Maule möglicherweise wusste, als er seinen Fluch aussprach (vgl. ebd.). Mit der zweiten Daguerreotypie von Jaffrey Pyncheon, die er nach dessen Tod im dunklen Salon des Hauses aufnimmt – in Lichtverhältnissen, die, wie Lara Langer Cohen betont, eine daguerreotypische Aufnahme in Wahrheit gar nicht zugelassen hätten¹⁹ – schafft Holgrave hierfür, wie er sagt, einen „point of evidence“ (ebd.). Die beiden Daguerreotypien von Judge Pyncheon, die die Familienähnlichkeit zwischen den männlichen Pyncheons unterschiedlicher Generationen zeigen (Porträt zu Lebzeiten) und ihre natürliche Todesursache dokumentieren sollen (Aufnahme des Leichnams), werden so zur – wenn auch undurchsichtigen – Voraussetzung für das märchenartige und erzählmethodisch etwas überstürzte Ende des Romans, in dem die Eheschließung zwischen Holgrave und Phoebe die

19 Cohens Ausführungen zu „Daguerreotypy and Magic“ in Hawthornes Roman konzentrieren sich allein auf diese zweite Aufnahme von Judge Pyncheon, die zwar in der Tat zuvor – etwa bei Davidson (1990) und Trachtenberg (2000) – in der Forschung vernachlässigt worden war, der Cohen dann allerdings ihrerseits insgesamt etwas zu viel Gewicht beimisst. Vgl. Cohen 2004.

beiden Familien miteinander versöhnen und der Ballast der Vergangenheit endgültig abgeworfen werden soll.

Holgraves Bilder können dabei keineswegs eine technisch verbürgte Objektivität für sich beanspruchen. Während frühere Autoren wie der bereits zitierte Jules Janin argumentierten, bei der Photographie habe der Mensch seine Rolle als Agens an das Sonnenlicht abgetreten und die Selbstaufzeichnung der Natur vollziehe sich in der Apparatur (der *camera obscura* mit einem entsprechend präparierten Bildträger) als subjektloser Automatismus, kommt dem Daguerreotypisten Holgrave in *The House of the Seven Gables* nämlich eine entscheidende Rolle zu: „I misuse Heaven's blessed sunshine by tracing out human features, through its agency“ (ebd., 391), schildert Holgrave am Anfang des Romans seine Tätigkeit, wobei der Gebrauch des Personalpronomens ‚ich‘ an dieser Stelle kein Zufall ist. Der Sonne wird zwar ausdrücklich „agency“ zugesprochen; sie ist jedoch nicht mehr jener „agent tout-puissant“, von dem noch bei Jules Janin die Rede war. Die gängige Idee „einer ‚Schrift der Natur‘ und Selbstaufzeichnung der Realität“ (Albers 2002, 46), wie sie zu Beginn dieses Beitrags dokumentiert wurde, wird bei Hawthorne durch das Bild eines manipulierenden Photographen-Subjekts abgelöst, das – auf nicht näher definierte Weise – mesmeristischen Einfluss auf den Prozess der photographischen Ablichtung nimmt. Demnach ist es nicht allein die Arbeit des Sonnenlichts, welche die beschriebenen photographischen Effekte hervorruft, sondern von entscheidender Bedeutung ist auch, *wer* das Medium *wie* (und zu welchem Zweck) benutzt. Auch in dieser Hinsicht hebt sich Hawthornes photographische Phantastik vom frühen Diskurs der Daguerreotypie ab.

6. Schluss

Als romantische Variante der photographischen Metapher erscheint die Daguerreotypie darüber hinaus im poetologischen Programm von Hawthornes Roman, das im oft zitierten Vorwort entwickelt wird. Hawthorne identifiziert hier seinen Text als *romance* und unterscheidet diese Gattung von derjenigen der *novel*, welche er wie folgt charakterisiert: „[The Novel] is presumed to aim at a very minute fidelity, not merely to the possible, but to the probable and ordinary course of man's experience“ (Hawthorne 1983, 351). Während die *novel* somit das aristotelische Kriterium der Wahrscheinlichkeit erfüllt –

indem sie zwar nicht das *Wirkliche* (im Sinne des tatsächlich Geschehenen), aber doch das *wirklich Mögliche* darstellt²⁰ –, gewährt die *romance* laut Hawthorne der Phantasie des Autors einen größeren Spielraum. Der Verfasser ist auch hier den Regeln der Kunst und vor allem der „Wahrheit des menschlichen Herzens“ verpflichtet, doch kann er sein – als „atmosphärisch“ charakterisiertes – Medium so handhaben, dass die Lichtverhältnisse in der Darstellung verändert werden:

[The Romance] – while, as a work of art, it must rigidly subject itself to laws, and while it sins unpardonably, so far as it may swerve aside from the truth of the human heart – has fairly a right to present that truth under circumstances, to a great extent, of the writer's own choosing or creation. If he think fit, also, he may so manage his atmospherical medium as to bring out or mellow the lights and deepen and enrich the shadows of the picture. (Ebd., 351)

Die Verwendung einer photographischen²¹ – und zugleich mesmeristischen – Metaphorik in dieser Passage ist bezeichnend: Indem Hawthorne das Schreiben im Genre der *romance* als einen quasi photographischen und *zugleich* manipulativen Darstellungsmodus beschreibt (der, metaphorisch gesprochen, die Hell-Dunkel-Kontraste verstärkt), unterläuft er die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts weitverbreitete und schließlich zum Topos gewordene Gleichsetzung von Photographie und mimetischem Realismus. Insofern die *romance*, anders als die *novel*, nicht der äußeren Wirklichkeit, sondern ausschließlich der „truth of the human heart“ verpflichtet ist und somit gewissermaßen eine Innenansicht bietet, entspricht sie Hawthornes „Preface“ zufolge der später im Roman beschriebenen Daguerreotypie von Judge Pyncheon, welche ja die inneren Eigenschaften dieses Menschen hinter der von ihm aufgebauten äußeren Fassade zum Erscheinen bringt. Hawthorne, so wird in diesem Vorwort deutlich, wählt für sich eine *photophantastische* Schreibweise und etabliert so bereits weniger als zehn Jahre nach Bekanntmachung der Daguerreotypie eine Alternative zur Metapher des Photorealismus. Dies ignoriert der eingangs zitierte Robert Louis Stevenson, wenn er – wie viele Li-

20 Die entsprechende Formulierung bei Aristoteles lautet: „[Aufgabe des Dichters ist nicht] mitzuteilen, was wirklich geschehen ist, sondern vielmehr, was geschehen könnte, d. h. das nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit Mögliche. [...] der Geschichtsschreiber und der Dichter unterscheiden sich [...] dadurch, daß der eine das wirklich Geschehene mitteilt, der andere, was geschehen könnte“ (Aristoteles 1997, 29).

21 Vgl. dazu auch Davidson 1990, 686f., sowie Trachtenberg 2000, 31f.

teraten und Kritiker nach ihm – ausschließlich im nicht-romantischen Roman des Realismus und Naturalismus ein photographisches Verfahren am Werk sieht.

Literaturverzeichnis

- Irene Albers (2002), *Sehen und Wissen. Das Photographische im Romanwerk Émile Zolas*, München: Fink.
- Aristoteles (1997), *Poetik. Griechisch/deutsch*, hrsg. und übers. von Manfred Fuhrmann, bibliogr. erg. Ausg., Stuttgart: Reclam.
- Jürgen Barkhoff (1995), *Magnetische Fiktionen. Literarisierung des Mesmerismus in der Romantik*, Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Roland Barthes (1984), *Essais critiques IV. Le Bruissement de la langue*, Paris: Éditions du Seuil.
- Roland Barthes (1984a), „Le discours de l'histoire“ in: Barthes 1984, 153-166.
- Roland Barthes (1984b), „L'effet de réel“ in: Barthes 1984, 167-174.
- Roland Barthes (1989), *Die helle Kammer. Bemerkung zur Photographie*, übersetzt von Dietrich Leube, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Roland Barthes (1995), *La Chambre claire. Note sur la photographie* in: Ders.: *Œuvres complètes. Tome III. 1974-1980*, hrsg. von Éric Marty, Paris: Éditions du Seuil, 1105-1200.
- Walter Benjamin (1991), „Kleine Geschichte der Photographie“ [1931], in: Ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. II.1, hrsg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 368-385.
- Eric T. Carlson (1960), „Charles Poyen Brings Mesmerism to America“, in: *Journal of the History of Medicine and Allied Sciences* 15, 121-132.
- Samuel Chase Coale (1998), *Mesmerism and Hawthorne. Mediums of American Romance*, Tuscaloosa, Alabama/London: The University of Alabama Press.
- Lara Langer Cohen (2004), „What's Wrong with This Picture? Daguerreotypy and Magic in *The House of the Seven Gables*“ in: *Arizona Quarterly* 59:1, 39-69.
- Robert Darnton (1968), *Mesmerism and the End of the Enlightenment in France*, Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press.
- Cathy N. Davidson (1990), „Photography of the Dead: Sherman, Daguerre, Hawthorne“ in: *The South Atlantic Quarterly* 89:4, 667-701.
- Philippe Dubois (1990), *L'Acte photographique et autres essais*, Paris: Éditions Nathan.
- Philippe Dubois (1990a), „De la vérisimilitude à l'index. Petite rétrospective historique sur la question du réalisme en photographie“ in: Dubois 1990, 17-53.

- Philippe Dubois (1990b), „Le corps et ses fantômes. Notes sur quelques fictions photographiques dans l'iconographie scientifique de la seconde moitié du XIX^{ème} siècle“ in: Dubois 1990, 205-224.
- Michel Frizot (Hg.) (1998), *Neue Geschichte der Fotografie*, Köln: Köne-mann.
- Michel Frizot (1998a), „Die Lichtmaschinen. An der Schwelle der Erfindung“ in: Frizot 1998, 15-21.
- Michel Frizot (1998b), „1839-1840. Fotografische Entdeckungen“ in: Frizot 1998, 23-31.
- Michel Frizot (1998c), „Der Körper als Beweisstück. Eine Ethnofotografie der Unterschiede“ in: Frizot 1989, 259-271.
- Nathaniel Hawthorne (1983), *The House of the Seven Gables* in: Ders., *Collected Novels*, hrsg. von Millicent Bell, New York: Literary Classics of the United States, Inc. (The Library of America), 347-627.
- Jules Janin (1970), „Le Daguerrotype [sic!]“ in: *Panorama, Diorama, Photographie. Entstehung und Wirkung neuer Medien im 19. Jahrhundert. Untersuchungen und Dokumente*, hrsg. von Heinz Buddemeier, München: Fink, 203-209.
- Jilly Kelly (1991), „Photographic Reality and French Literary Realism: Nine-teenth-Century Synchronism and Symbiosis“ in: *The French Review* 65:2, 195-205.
- Frank Kermode (1974), „Hawthorne's Modernity“, in: *Partisan Review* 41, 428-441.
- Renate Lachmann (2002), *Erzählte Phantastik. Zu Phantasiegeschichte und Semantik phantastischer Texte*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Cesare Lombroso (1984), *Der Verbrecher (Homo delinquens) in anthropolo-gischer, ärztlicher und juristischer Beziehung*, in deutscher Bearbeitung von Dr. M. O. Fraenkel, 2 Bde., 2. Abdruck, Hamburg: Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. Königl. Hofbuchhandlung.
- Cesare Lombroso (1897), *L'uomo delinquente in rapporto all'antropologia, alla giurisprudenza ed alla psichiatria. Atlante*, 5. Aufl., Turin: Fratelli Bocca Editori.
- S. F. B. Morse (1998), „The Daguerrotype [sic!]“, URL: <http://www.daguerre.org/resource/dagnews/1998/04-20-98.html>. (01.05.2006)
- Beaumont Newhall (1976), *The Daguerreotype in America*, 3., überarb. Aufl., New York: Dover. [1961]
- Philippe Ortel (1997), „Réalisme photographique, réalisme littéraire. Un nou-veau cadre de référence“ in: *Jardins d'hiver. Littérature et photographie*, hrsg. von Marie-Dominique Garnier, Paris: Presses Universitaires de l'École Normale Supérieure d'Ulm, 55-78.
- Frank A. Pattie (1956), „Mesmer's Medical Dissertation and Its Debt to Mead's *De Imperio Solis ac Lunae*“, in: *Journal of the History of Medicine and Allied Sciences* 11, 275-287.
- Frank A. Pattie (1994), *Mesmer and Animal Magnetism. A Chapter in the History of Medicine*, Hamilton, New York: Edmonston Publishing, Inc.

- Charles Sanders Peirce (1965), *Collected Papers. Volume I: Principles of Philosophy and Volume II: Elements of Logic*, hrsg. von Charles Hartshorne und Paul Weiss, Cambridge, Massachusetts: The Belknap Press of Harvard University Press.
- Gerhard Plumpe (1990), *Der tote Blick. Zum Diskurs der Photographie in der Zeit des Realismus*, München: Fink.
- Gerhard Plumpe (Hg.) (1997), *Theorie des bürgerlichen Realismus*, Stuttgart: Reclam.
- Floyd Reinhart/Marion Reinhart (1981), *The American Daguerreotype*, Athens: University of Georgia Press.
- Richard Rudisill (1971), *Mirror Image. The Influence of the Daguerreotype on American Society*, Albuquerque: University of New Mexico Press.
- Carol Schloss (1987), *In Visible Light. Photography and the American Writer, 1840-1940*, New York/Oxford: Oxford University Press.
- Robert Louis Stevenson (1999), „A Note on Realism“ [1883] in: Ders., *R. L. Stevenson on Fiction. An Anthology of Literary and Critical Essays*, hrsg. von Glenda Norquay, Edinburgh: Edinburgh University Press, 65-71.
- Robert Taft (1964), *Photography and the American Scene. A Social History, 1839-1889*, New York: Dover Publications, Inc. [1938]
- William Henry Fox Talbot (1969), *The Pencil of Nature*, New York: Da Capo Press.
- Maria M. Tatar (1978), *Spellbound. Studies on Mesmerism and Literature*, Princeton, New Jersey: Princeton University Press.
- Alan Trachtenberg (1989), „Mirror in the Marketplace. American Responses to the Daguerreotype, 1839-1851“ in: Wood 1989, 60-73.
- Alan Trachtenberg (2000), „Seeing and Believing: Hawthorne's Reflections on the Daguerreotype in *The House of the Seven Gables*“ in: *National Imaginaries, American Identities. The Cultural Work of American Iconography*, hg. von Larry J. Reynolds und Gordon Hutner, Princeton/Oxford: Princeton University Press, 30-51.
- Iwan S. Turgenjew (1967), „Nach dem Tode (Klara Militsch)“ in: Ders., *Erzählungen 1857-1883. Gedichte in Prosa*, übers. von Ena von Baer u. a., München: Winkler, 803-856.
- William Welling (1978), *Photography in America. The Formative Years, 1839-1900*, New York: Thomas Y. Crowell Company.
- John Wood (Hg.) (1989), *The Daguerreotype. A Sesquicentennial Celebration*, London: Gerald Duckworth & Co. Ltd.
- John Wood (1989a), „Silence and Slow Time. An Introduction to the Daguerreotype“ in: Wood 1989, 1-29.
- John Wood (1991), *America and the Daguerreotype*, Iowa: University of Iowa Press.

Reinhard Mehring (Berlin)

Überwindung des Ästhetizismus?

Carl Schmitts selbstinquisitorische Romantikkritik

Ernst Hüsmert mit Dank für das Gespräch

Carl Schmitt wollte mit seiner Studie über die *Politische Romantik* nicht nur eine historische „Bewegung“ und Epoche treffen, sondern auch einen existentiellen Habitus, den er historisch-soziologisch am Bürgertum festmachte. Mit dieser 1917/18 verfassten, 1919 erschienenen Studie verwarf er das „lange“ bürgerliche Zeitalter insgesamt. Die Kritik bemerkte bald, dass er dabei auch ein Stück Selbstinquisition betrieb. Nach 1933 stand er dann erneut als politischer Romantiker da (Löwith 1935). Wie berechtigt der Verdacht war, dass Schmitt Selbstinquisition betrieb, lässt sich heute an den frühen Tagebüchern studieren. Die Publikation der Tagebücher und Materialien bis 1919 gibt neuen Anlass, das Frühwerk in seiner Absage an den „Ästhetizismus“ noch einmal vorzunehmen und den Prozess nachzuzeichnen, den sich der junge Schmitt mit der *Politischen Romantik* machte. Dem glänzenden Essay Hugo Balls von 1924 (Ball 1924) über Schmitts Weg in die „Politische Theologie“ ist zwar grundsätzlich wenig hinzuzufügen; im biographischen Kontext steht er aber anders da.

Die folgende Studie ist deshalb kein Beitrag zur historischen Romantikforschung; sie diskutiert auch nicht Schmitts Beitrag, der von den Zeitgenossen durchaus gesehen wurde, sondern rekonstruiert die *Politische Romantik* im autobiographischen Kontext als Selbstkritik. Fluchtpunkt ist der Sprung in den Katholizismus. Diese Rückkehr zur frühen katholischen Prägung, an den identifikatorischen Aufsätzen über Donoso Cortés (Schmitt 1923a, 1950a) festzumachen, liegt jenseits des Rahmens dieser Studie. Überhaupt bleibt der Sprung in den Glauben umstritten.¹ Die erhofften Immunisierungseffekte jedenfalls blieben aus. Schmitt war weiterhin für „politische Romantik“ anfällig.

Man kann sein Frühwerk heute wie einen Bildungsroman lesen. Helmut Quaritsch (Quaritsch 1989) unterschied vier „Grundprägun-

¹ Aus der umfangreichen Literatur Dahlheimer 1998; zur hier vertretenen Gesamtaufassung Mehring 2006.

gen“: Ästhetizismus, Katholizismus, Etatismus und Nationalismus. Lassen sie sich auch durchgängig nachweisen, ist doch nach Erscheinen der frühen Tagebücher eine entwicklungsgeschichtliche Darstellung möglich, die der literarischen Selbstkritik folgt. Sein Werk wurde Schmitt zur Form der Objektivierung, Reflexion und Distanzierung seiner Leiden. Er hielt Gerichtstag über sich, exekutierte seinen frühen „Ästhetizismus“ und entschied sich allmählich für Staat und Kirche, Etatismus und Katholizismus. Zwar deutete sich diese Entscheidung schon mit der – von Ingeborg Villinger (Villinger 1995) eingehend analysierten – pseudonymen Satire *Schattenrisse* und der Habilitationsschrift *Der Wert des Staates und die Bedeutung des Einzelnen* (dazu Schmitt 1913; Mehring 2004) an. Doch erst mit den Beiträgen zur Zeitschrift *Summa* und den großen Monographien über die *Politische Romantik* und *Die Diktatur* ist die Jugendkrisis entschieden. Insbesondere die *Politische Romantik* erscheint im Zusammenhang der Tagebücher als Grundschrift der Selbstüberwindung und Option für den Katholizismus. Dies soll ausgehend von den Tagebüchern hier verdeutlicht werden.

I. Abriss der frühen Tagebücher: Schmitts Objektivierung seiner Leiden

Das wichtigste Thema der frühen Tagebücher von 1912 bis 1916 ist die Liebe zu Pauline Carita von Dorotic. Zunächst dokumentiert Schmitt sie durch Auszüge intimer Liebesbriefe. Ständig reflektiert er mit und gegen Otto Weininger und Strindberg auf die Sittlichkeit der Liebe. Wie Weininger geht er davon aus, dass „der Liebende in den Mutterschoß zurück will“ (*TB I*, 27). Während Weininger aber auf eine „Typisierung des Mannes“ zielte, sucht Schmitt eine „Typisierung der Frau“ (*TB I*, 38). Dabei orientiert er sich an verbreiteten Stereotypen, entwickelt aber auch eine eigene Sicht. Schmitt will seine Liebe unter der Idee ihrer Ewigkeit sehen, unter der „Cari“ dann „keinen Vorgänger und keinen Nachfolger“ (*TB I*, 43) hat. Er spricht als „Anwalt“ in der „Hingabe an eine Idee“ (*TB I*, 42).

Im zweiten Teil der Tagebücher, vom 13. September 1913 bis zum 13. Februar 1914 geführt, überwiegt der epische Bericht vom Alltag. Schmitt arbeitet ohne festen Lohn als Referendar und Gutachter unter drückenden Geld- und Zukunftssorgen, pendelt zwischen dem „Gericht“ und dem „Geheimrat“ Hugo am Zehnhoff sowie der geliebten

„Cari“ hin und her, malt den Gegensatz von „Cari“ und „Geheimrat“, Bürokratie und Sexualität, phantastisch aus und baut den „Geheimrat“ zum tyrannischen Hoffnungsträger beruflicher Aussichten auf. Ständig schwankt er in seinen Stimmungen. Er will ein „bedeutender Mensch“ werden und hat doch „Angst vor den Juden“ (*TB I*, 140) und seiner Vermieterin, der er die Miete kaum zahlen kann. Schmitt fragt: „Wohin soll ich fliehen; zur katholischen Kirche. Aber ich kann doch nicht“ (*TB I*, 157). Auch der Kriegausbruch ändert am aufreibenden Alltag zunächst wenig. Schmitt hofft zwar auf militärische Erfolge, fürchtet die Russen, nimmt aber wenig Partei. „Misstrauen gegen Cari“ (*TB I*, 169) meldet sich. Das Verhältnis zum Geheimrat ist belastet. Der engste Freund, Fritz Eisler, fällt bei Kriegsbeginn am 27. September 1914. Zunehmend leidet Schmitt unter seinen Abhängigkeiten. Zu allem Unglück wird Cari eines Diebstahls bezichtigt und polizeilich vernommen. Trotz jüdischer Freunde findet Schmitt die Antwort auf seine Wirrungen damals auch in der „Wut über die Juden“. Halt sucht er vor allem in seiner Liebe zu Cari, die er nicht in Frage stellt. Diese Düsseldorfer Krisenjahre enden glücklich mit dem Assessorexamen, der Heirat und dem Wechsel als Soldat in die Garnison nach München.

Dort ist das „Leben in der Kaserne“ zunächst die Hölle (*TB II*, 23). Schmitt erlebt den „Gott dieser Welt“ (*TB II*, 28 f.), das Recht, von der Seite der „Vernichtung des Einzelnen“ (*TB II*, 64, vgl. 130). Bald holt ihn sein Straßburger Lehrer Fritz van Calker² aber ins Generalkommando. An die Stelle des Geheimrats tritt dort ein „Hauptmann“. Schmitt leidet nun am „Gegensatz zwischen dem Generalkommando und Cari“ (*TB II*, 72). „Militär und Ehe; zwei schöne Institutionen“,

2 Schmitt widmete seinem Straßburger Lehrer und Doktorvater zwar seine zweite Monographie *Gesetz und Urteil* von 1912. Der Name Fritz van Calkers ist dann aber aus Schmitts Werk geradezu getilgt. Erst aus den Tagebüchern wird ersichtlich, was Calker für Schmitt tat. Er rettete ihn aus seinem Düsseldorfer Ehedrama nach München und bewahrte ihn vor der Front. Er ermöglichte ihm die Straßburger Habilitation und wirkte weiter förderlich. Calker lehrte Schmitt auch eine politische Betrachtung des Rechts. Wie aus einem erhaltenen Brief Calkers an Schmitt vom 30. 10. 1922 hervorgeht (*Nachlass*, RW 265-2492), planten beide zusammen einst eine gemeinsame „Einführung in die Politik“. Im Erscheinungsjahr der Erstfassung des *Begriffs des Politischen* publizierte Calker seine *Einführung in die Politik* (Calker 1927). Er setzte sich 1933 noch beim nationalsozialistischen Justizminister Hans Frank, einem einstigen Schüler, für eine Berufung Schmitts ein (Brief van Calkers vom 14. 6. 1933 an Schmitt [*Nachlass*, RW 265-2493]). So verbindet Schmitt mit Hans Frank, seinem wichtigsten nationalsozialistischen Mentor, auch der akademische Lehrer.

vermerkt er ironisch (*TB II*, 90, vgl. S. 106). Er lebt in der ständigen Angst, seine langweilige Tätigkeit als Zensor gegen die Front eintauschen zu müssen, und streitet sich mit seiner angebeteten Frau. Er verachtet Krieg und Militär und hasst den „preußischen Militarismus“; er nimmt den „Mechanismus des täglichen Berufslebens“ (*TB II*, 64) als „Gefängnis“ wahr, obgleich er mittags meist wieder draußen ist. Regelmäßig trifft er sich mit Freunden. Insbesondere Georg Eisler, ein jüdischer Freund, Bruder des verstorbenen Fritz, unterstützt ihn finanziell.³ Unter der Bank schreibt Schmitt seine Studie über Theodor Däublers *Nordlicht*-Dichtung (Schmitt 1916). Für die „Kerls in Berlin“ will er sich nicht totschiessen lassen (*TB II*, 71). Pazifistischer Literatur aber erteilt er die „Beschlagnahmeverfügung“ (*TB II*, 73). Dabei schämt er sich seiner Tätigkeit als Zensor (*TB II*, 85). „Pfingstsonntag. Den ganzen Tag auf dem Büro. Es ist entsetzlich, so eingespannt zu sein; eine lächerlich dumme Arbeit, Polizeistunden-Verfügungen, albern“ (*TB II*, 72). Schmitt erlebt den Krieg 1915 mehr als Papierkrieg. Der Frontverlauf findet in seinen Tagebüchern nicht statt. Von den „Ideen von 1914“ oder glühendem Nationalismus und Etatismus findet sich kaum eine Spur.

Durch die Tätigkeit als Zensor lernt Schmitt die literarische Avantgarde genauer kennen. Mit ästhetischem Gefallen liest er manche Schriften, die er dann verbietet. Am 6. September 1915 stellt er noch kategorisch fest: „Ich werde mich in einer Stunde vor Wut über meine Nichtigkeit erschießen“ (*TB II*, 125). Doch am nächsten Tag erhält er die Zusage für das Däubler-Buch und den Auftrag, einen Bericht über das Belagerungszustands-Gesetz zu schreiben. Höhnisch kommentiert er: „Begründen, dass man den Belagerungszustand noch einige Jahre nach dem Krieg beibehält. Ausgerechnet ich! Wofür mich die Vorsehung noch bestimmt hat“ (*TB II*, 125). Das Thema bahnt ihm den weiteren Weg (Schmitt 1916bcd, 1921b). Die Diagnose einer Verschiebung der Gewaltenverhältnisse wird seine wichtigste verfassungspolitische Einsicht. Schmitt empfindet damals noch, „wie berechtigt es ist, vor dem Militärregime Angst zu haben und eine Trennung der Gewalten und gegenseitigen Kontrollen einzuführen“ (*TB II*, 135). Später wird er die Wendung zum Exekutiv- und Maßnahmestaat bejahren (vgl. Mehring 2006, 49 ff.). Fritz van Calker schlägt ein „Habilitati-

3 Für die Frage nach Schmitts Antisemitismus ist dies nicht unwichtig. Schmitt arbeitete gutachterlich für Eisler. Zahlreiche Briefe sind erhalten, so dass sich dieses Verhältnis genauer studieren ließe. Das anwaltliche Wirken Schmitts ist noch weitgehend unbekannt.

onsgesuch nach Straßburg“ (*TB II*, 157) vor, was Schmitt begeistert aufnimmt. Die Rückkehr nach Straßburg erscheint ihm als paradiesischer „Traum“ (*TB II*, 157). „Das ist das richtige Leben“ (*TB II*, 162), notiert er. Seine schnelle Karriere in der Weimarer Republik wurde gerade durch die frühen Kontaktnetze ermöglicht, die in den Tagebüchern so gespenstisch begeben.

Unentwegt rätselt Schmitt über seinen problematischen Charakter. Er empfindet sich als „Prolet“ und möchte ein Buch schreiben: „Der Prolet, oder: Der Plebejer. [...] Sein Instinkt: sich zu ducken und sich zu strecken, wie es kommt. Er ist ad alterum“ (*TB II*, 124, dazu vgl. 448). Was er an sich bemerkt, rechnet er immer wieder auch Richard Wagner und dem Judentum zu: die „Abhängigkeit von der Meinung anderer“ (*TB II*, 173). Das Spiegelgefecht um Selbst- und Fremdhass, Freund-Feind-Identifikationen, treibt Schmitt in diesen frühen Tagebüchern bis zur Selbstparodie. Im Licht von Nietzsches Wagnerkritik nimmt er Wagners antisemitische Disjunktion von Wagnerianismus und Judentum zurück, wenn er beiden das gleiche Syndrom, die gleiche Abhängigkeit von der Meinung der anderen unterstellt. Den Vater des modernen, postchristlichen Antisemitismus, Wagner, bezeichnet er seinerseits als „Juden“ (*TB II*, 115) und betrachtet ihn als „eine rein interne jüdische Angelegenheit“ (*TB II*, 164). Ein „geistiges Deutschland ohne Juden“ erschreckt ihn aber: der „Verleger Lehmann, ein paar Generalmajore und Universitätsprofessoren, Bergwerksdirektoren als Verkünder des geistigen Deutschland“ (*TB II*, 178). Viel Literatur steckt in diesem Antisemitismus. Schmitt vertritt ihn als Spiegelgefecht in der literarischen Tradition Heines, Wagners und Friedrich Nietzsches. Aus den Verstrickungen der modernen Weltanschauungen, die er in einen Topf wirft (vgl. *TB II*, 176), flüchtet er zum Katholizismus. So ärgerlich aber vieles auch klingt, muss man doch nicht alles auf die Goldwaage legen. Schmitt sieht das Judentum damals schon ein Stück weit als „eigne Frage als Gestalt“ (Schmitt 1950b, 90) an.

Schon durch seine Tagebücher distanziert er sich allmählich von seinen Leiden. Er wechselt dann das literarische Genre und bricht sein Tagebuch ab – wann genau ist unklar –, weil er stärkere Formen der Distanzierung gefunden hat. Das Psychogramm der Wirrnis endet in der reflexiven Objektivation der eigenen Lage und Problematik, durch die Schmitt seine existentielle Krise allmählich distanziert und überwindet. In Beiträgen zur – von Franz Blei herausgegebenen – Zeitschrift *Summa* (in: *TB II*, 432-471) konfrontiert er einen satirischen

„geschichtsphilosophischen Versuch“ über „Die Buribunken“ mit einer theologisch anspruchsvollen „scholastischen Erwägung“ über „Die Sichtbarkeit der Kirche“. Parallel zu dieser Romantikkritik veröffentlicht Schmitt die Autobiographie eines christlichen Romantikers, mit dem er zu sympathisieren scheint (*TB II*, 474-475). Ein normatives Konzept hat er damals schon durch seine rechtsphilosophischen Besinnungen, weshalb er Geschichtsphilosophie und Scholastik auch über die Verhältnisbestimmung von „Macht und Recht“ vermittelt. Für den Sprung in den Glauben ist ihm damals die Begegnung mit Theodor Haecker und Kierkegaard wichtig. In diese Münchener Militärzeit fällt die Entscheidung für Etatismus und Katholizismus, die er seinen existentiellen Krisen abrang. Wir sehen eine doppelte Fluchtbewegung: eine Flucht aus der Zeit und in die Zeit. Schmitt flieht in die Zeit, indem er sich von seinem ruinösen Privatleben abwendet und dem gegenrevolutionären Staat verschreibt. Und er flieht aus der Zeit: zum Katholizismus, wie es sein Dadaistenfreund Hugo Ball in seinen Tagebüchern *Flucht aus der Zeit* (Ball 1946) damals beschrieb.

II. Metaphysische Romantikkritik

Die Tagebücher lehren uns die frühen großen Monographien neu sehen: die Studie über *Die Diktatur* von 1921, die den Etatismus besiegelt und Schmitt staatsrechtlich etabliert (vgl. Braun/Pesch 2001), sowie die kürzere, 1917/18 entstandene und 1919 erschienene Monographie über die *Politische Romantik*, die die Absage an die „Buribunken“, diesen Idealtyp romantischer Subjektivität, im Namen des Katholizismus komplexer durcharbeitet. Schon „Die Buribunken“ zielten auf eine Kritik der modernen Subjektivität, die die *Politische Romantik* dann ausführt. Schmitt analysiert die Epoche hier im Spiegel repräsentativer Vertreter und distanziert seinen zeitgenössischen Gegenstand im Licht einer historischen Parallele. Statt „Romantiker“ ließe sich auch „Buribunke“ oder „Schmitt“ einsetzen. Der Typus des Romantikers begegnete ihm damals in Münchner Intellektuellen- und Literatenkreisen. Es ist Schmitt selbst, der Gericht hält: Schmitt gegen Carl oder, genauer: gegen Dorotic. In den Tagebüchern heißt es am 31. März 1915 schon: „Ich will ein Buch schreiben unter dem Pseudonym Carl Dorotic“ (*TB II*, 37, vgl. 173). Nun tut er ähnliches, am Abend seiner ersten Ehe, in kritischer Absicht, analog des späten Rousseau. Seine zwischenzeitige Annahme eines Doppelnamens, die

ihm viel Spott einbrachte, muss nicht nur als Hochstapelei, sondern kann auch als Selbstinquisition gedeutet werden. Schmitt treibt sich mit der *Politischen Romantik* den Namen Dorotic aus, den er zwischen 1916 und 1921 angenommen hat. Dieses Gericht deutet sich schon in der geschichtsphilosophischen Satire an, in der ein gewisser „Schmitt“ als Widersacher der Buribunken in den Fußnoten scholastischen Einspruch erhebt (vgl. *TB II*, 455, 470).

Im Zentrum der Studie steht eine Analyse der „Struktur des romantischen Geistes“, die von zwei Kapiteln zur politischen Romantik umklammert wird. Einleitend sucht Schmitt eine neue „Definition“ jenseits der überlieferten „deutschen“ und „französischen“ Auffassung, für die Rudolf Haym und die Hegelianer sowie Ernest Seillière stehen. Er grenzt seine Studie insbesondere auf Friedrich Schlegel und Adam Müller ein, zieht aber weitere Autoren wie Novalis ständig hinzu. Dann nähert er sich der „Struktur“ über die „äußere Situation“, die er am Beispiel der opportunistischen politischen Biographie Adam Müllers skizziert, und rekonstruiert abschließend von der „Struktur“ her die Staatsanschauung.

Schmitt analysiert die „Struktur des romantischen Geistes“ in zwei Kapiteln: „La recherche de la Réalité“ und „Die occasionalistische Struktur der Romantik“. Für seinen Ansatz ist das erste besonders wichtig, das vom „philosophischen Problem des Zeitalters“ ausgeht. Schmitt benennt es als den „Gegensatz von Denken und Sein und die Irrationalität des Realen“. Er betrachtet den „romantischen Geist“ also im Rahmen der „metaphysischen Entscheidung“ (Schmitt 1995, 146, 1938) für die neuzeitliche Philosophie. Jahre später wird er dieses Thema in Arbeiten zu Descartes und Hobbes erneut aufnehmen. Seine Problemsicht lässt sich noch im Kontext des zeitgenössischen Neukantianismus sehen, der Schmitt in Straßburg durch seinen Lehrer Fritz van Calker entgegentrat. Auf dem Gebiet der Rechtsphilosophie hatte damals das Werk Rudolf Stammlers großen Einfluss (vgl. dazu Larenz 1931, 1938). Zu dieser Diskussionslage äußerte sich Schmitt auch in seiner Habilitationsschrift sowie einer umfangreicheren Besprechung von Julius Binder (Schmitt 1916e).

Er sieht die Romantik also im Kontext der philosophischen Kritik des neuzeitlichen Dualismus und Neukantianismus. In sein Tagebuch notiert er wiederholt, er wolle über „Dualismus“ schreiben. Philosophiegeschichtlich ist es gängig, die zeitgenössische „Lebensphilosophie“ als eine Antwort auf den Neukantianismus aufzufassen, die den Gegensatz von „Denken und Sein“ durch einen Ansatz beim „Leben“

aufhob. Das „Leben“ erschien hier als die metaphysisch umfassende Kategorie (vgl. nur Dilthey 1931). Schmitt akzeptiert diese Rationalismuskritik, wenn er von der „Irrationalität des Realen“ ausgeht. Er betrachtet den Rekurs auf „das Leben“ aber als eine romantische Ausflucht, die in den Liberalismus führte (vgl. Schmitt 1950a, 33; Schmitt 1923b, 58 ff.; Böckenförde 1995, 134 ff.), und nennt „das Reale“ weiterhin „Gott“. Er geht also hinter das Rationalismusproblem der neuzeitlichen Philosophie auf „Gott“ als „die höchste Realität der alten Metaphysik“ zurück und betrachtet die romantische Philosophie als scheiternden Versuch, vor dem alten Glauben auszuweichen. Schmitt spricht von einer romantischen „Vertretung“ des alten Gottes „durch zwei neue Realitäten: das Volk und die Geschichte“. An die Stelle Gottes treten zwei neue „Demiurgen“.

Hier entscheidet sich nicht nur der Deutungsanspruch der Studie *Politische Romantik*, sondern auch Schmitts Sprung in den Glauben. Schmitt will eine neue „Definition“ entwickeln, die von der romantischen Lösung des cartesianischen Dualismus ausgeht. Er gibt der Romantik eine echte „Suche“ nach einem absoluten Grund zu, meint aber, dass sie in neue „Demiurgen“ auswich und so die „Irrationalität des Realen“ verzeichnete. Diesen Wandel betrachtet Schmitt zunächst im Feld der „Ontologie“, wobei er die philosophische Umbildung der Ontologie durch Kant und die nachkantische Philosophie aber nur flüchtig skizziert. Juristisch knapp sieht er die ontologischen Konsequenzen nur als praktischen „Legitimationspunkt“ (PR 49) an. Er meint, dass die Romantik die theoretischen Probleme ignorierte und „Volk“ und „Geschichte“ als praktische „Demiurgen“ hypostasierte. Schmitt gibt dem Romantiker zwar zu, dass er „Volk“ und „Geschichte“ sucht; er meint aber, dass er diese neuen Legitimationspunkte nicht als politische „Wirklichkeit“ akzeptierte, sondern nur zum Anlass seines Möglichkeitssinns nahm. Wenn Schmitt dieses Verhältnis zu den neuen „Demiurgen“ eingehender erörtert, schwenkt er in die Romantikkritik Hegels⁴ und der Hegelianer ein, die er zustimmend erwähnt. Hegel betrachtete die romantische Bewegung als praktische Konsequenz aus Fichtes „subjektivem Idealismus“ und kritisierte die „Hauptgestalten dieser Subjektivität“⁵ moralphilosophisch, wobei er bereits ähnliche, scharf polemische Ansichten vertrat. Schmitt unter-

4 Die Nähen Schmitts zu Hegels Romantikkritik waren der Ausgangspunkt meiner Dissertation (Mehring 1989). Karl-Heinz Bohrer (Bohrer 1989, 284-311) arbeitete diese Nähen genauer heraus.

5 Dazu vgl. nur Hegel 1970, Bd. VII, 265 ff. (§ 140).

scheidet von Hegel eigentlich nur die Annahme einer „Irrationalität“ Gottes. Beide eint die Überzeugung, dass der fehlende christliche Halt auch das Verhältnis zu „Volk“ und „Geschichte“ trübte. Beide vertreten eine christliche Romantikkritik, die Schmitt, anders als Hegel, in der Linie der katholischen Gegenrevolution profiliert.

Das Volk bezeichnet er dabei als „revolutionären“, die Geschichte als „konservativen“ Demiurgen. Schmitt deutet eine politische Interpretation an, ohne bereits über seine spätere Auffassung vom „politischen“ Begriff als „polemischem“ Gegenbegriff zu verfügen: Indem die Romantiker die Französische Revolution mit einer Wendung zur „Geschichte“ beantworteten, übernahmen sie als gegenrevolutionäre Bewegung auch revolutionäre Voraussetzungen des Gegners. Sie blieben ihm gewissermaßen in der bestimmten Negation dialektisch verbunden. Schon unter diesen Voraussetzungen war der christliche Halt verloren, meint Schmitt.

Wichtiger noch ist ihm aber die philosophische Selbstinthronisierung des Individuums, die auch Hegel betonte: Der romantische Versuch, sich als „geniales Subjekt“ an die Stelle Gottes zu setzen, konnte nur zu phantastischen „Konstruktionen“ führen. „Der Wille zur Realität endete im Schein“ (PR 74). Das romantische Selbstgefühl vermochte sich deshalb nur durch „Ironie und Intrigue“ (PR 66 ff.) gegen die Wirklichkeit zu behaupten.

Schmitt stellt die Romantik geistesgeschichtlich sehr nuanciert dar. So betont er Differenzen zum christlichen Konservatismus von Bonald, Maistre und Burke einerseits und zu Hegel und dem Hegelianismus andererseits, wobei er Julius Stahl noch als christlichen „Feind“ (PR 57) Hegels anerkennt. Später wird er Stahl seinerseits zum jüdischen „Feind“ erklären.

Im zweiten Kapitel der Strukturanalyse, „Die occasionalistische Struktur der Romantik“ überschrieben, verdeutlicht er die romantische Haltung zur Wirklichkeit, indem er sie mit dem klassischen Okkasionismus vergleicht. Geulincx und Malebranche antworteten auf Descartes. Sie fanden das neuzeitliche Problem des Dualismus vor und begaben sich auf die Suche nach einem „wahren Grund“ und der „wahren Realität“. Anders als die Romantiker machten sie diese Suche aber nicht an modernen Demiurgen fest, sondern bezogen sich traditionell auf „Gott“. Die Romantiker wichen vor dieser „Identifikation“ in eine Lehre vom „Gegensatz“ aus und entwickelten ein ganzes Kaleidoskop polarer Begriffe, um der notwendigen Annahme einer

„wahren Ursache“ zu entkommen.⁶ Sie gelangten deshalb, so Schmitt, nicht zu einer moralisch-politisch stabilen „Identifikation mit dem Volk oder der Geschichte“ (PR 85). Trotzdem endete die romantische Bewegung nicht in einem sozialen Desaster. Im bürgerlichen Zeitalter fand sie breite Resonanz. Die Bewegung endete „im Biedermeier“. Spöttisch bemerkt Schmitt: „Der Romantiker hasste den Philister. Aber es stellte sich heraus, dass der Philister den Romantiker liebte“ (PR 87). Ähnlich erging es Schmitt. Auch er fand vielfältige Förderung.

Seine Stellung zum klassischen Okkasionalismus wird nicht ganz deutlich. Damit fehlt eine klare Stellungnahme zum cartesianischen Rahmen insgesamt. Sieht Schmitt noch philosophische Möglichkeiten, den „Irrationalismus des Realen“ auch im Rahmen der neuzeitlichen Philosophie zu vertreten? Oder ist er der Auffassung, dass das philosophische Grundproblem sich nur durch einen Schritt zurück hinter die Neuzeit und Sprung in den alten Glauben lösen lasse? Mag die *Politische Romantik* hier auch nur Andeutungen geben, ist sie doch unstrittig eine philosophische Besinnung auf die Probleme. Schmitt schiebt die neuzeitliche Subjektivität nicht dogmatisch beiseite, sondern sucht metaphysische Probleme in den frühen Weichenstellungen auf. Damit geht er über die Beiträge zur Zeitschrift *Summa* hinaus, und die *Politische Romantik* wird zur wichtigsten metaphysischen Stellungnahme des Frühwerks. Hier reflektiert Schmitt seine existentiellen Fragen philosophisch durch und entwickelt den geistesgeschichtlichen Referenzraum, den er dann in der *Politischen Theologie* und anderen Schriften – zu Cortés, Lorenz von Stein und anderen Autoren des Vormärz (Schmitt 1930; 1995, 156-160; 1950ab) – festhält. Er macht Probleme und Debatten im Ursprung der romantischen Bewegung aus, in einer „Konstellation“ (Henrich 1991), die er später in die frühneuzeitliche Philosophie einerseits und die Ideengeschichte des Vormärz andererseits – Hobbes und Cortés – verlängert. So ist die *Politische Romantik* ein geistesgeschichtliches Laboratorium, in dem die Problemkonstellationen und Ausgangsfragen noch zu studieren sind, die Schmitt bald im Rahmen seines verfassungsgeschichtlichen Gesamtbildes dogmatisiert.

Mit der „Struktur des romantischen Geistes“ ist die Definition gegeben, von der her Schmitt die politischen Anschauungen und Haltun-

6 Schmitt zeigte dies noch in einer negativen Besprechung von Friedrich Meineckes *Idee der Staatsräson* (Schmitt 1926a) auf und identifizierte Meinecke damit als Romantiker.

gen der Romantik auffasst. Der letzte Teil „Politische Romantik“ geht dafür insbesondere die Schriften Adam Müllers polemisch durch. Schmitt nimmt sie nicht ganz ernst, weil ihnen der „Glaube an das Recht“ (PR 114) fehle. „Nur als oratorische Leistung darf man Müllers Argumentation beurteilen“ (PR 128), schreibt er und analysiert mehr Müllers Stil als dessen Staatsanschauung. Eine neue Wendung erhält die Studie dann am Ende, wenn sie ausführlich auf David Friedrich Strauß zu sprechen kommt (PR 148 ff.). Schmitt schreitet damit zur Ideengeschichte um 1848, auf die er sich später konzentrieren wird. Dabei erörtert er nicht die bekannten Schriften über das *Leben Jesu* oder den „alten und neuen Glauben“, sondern ein weniger bekanntes Buch von 1847 (Strauß 1847) über den römischen Kaiser Julian, das aktuell auf Friedrich Wilhelm IV., den „Romantiker auf dem Thron“ (vgl. Baumgart 2000) zielte. Schmitt zeigt, dass Strauß die Religionspolitik Julians von seinen romantischen Auffassungen her verzeichnete. Er unterstellte dem römischen Kaiser politische Absichten, die aber rein religiös begründet waren (PR 158). Er machte Julian zu einem Romantiker, der er nicht war, weil er den preußischen König mit einem verkürzten Romantikbegriff treffen wollte. Schmitt berührt hier schon sein späteres Thema der „historischen Parallele“ (vgl. PR 147 f.; Schmitt 1950a, 92 ff.) der Spätantike zur Gegenwart, bezieht aber religionspolitisch nicht eindeutig gegen Julian Stellung. Eher zeigt er, dass die Kritik im Rahmen romantischer Voraussetzungen schwächer war, als sie sein konnte. Strauß spielt denn auch in Schmitts diversen geistesgeschichtlichen Spiegelungen der Konstellation um 1848 nur eine Nebenrolle (vgl. Schmitt 1950a, 97 f.).

Zwar ist die philosophische Antwort der *Politischen Romantik* insgesamt noch nicht ganz klar. Deutlich ist aber, dass Schmitt die romantische Lösung scharf verwirft, metaphysische Probleme erörtert, eine Reihe von historischen Lösungen anbietet und Weichen für seine weitere Beschäftigung mit der „metaphysischen Entscheidung“ der Neuzeit stellt. Später blendet er eine philosophische Diskussion seiner Fragen zwar ab (vgl. Mehring 2005). Seine Problemsicht der frühneuzeitlichen Philosophie wirkte aber auf Autoren wie Leo Strauss, Hans Blumenberg oder auch Rainer Specht.

Hugo Ball erfasste Schmitts Problemstellung 1924 schon von der *Politischen Theologie* und dem Essay *Römischer Katholizismus und politische Form* her mit großer Klarheit und Wortgewalt. Er sah bereits sehr deutlich, dass der „Todfeind der Romantik“ die „irrationale Gefahr seines eigenen schöpferischen Fonds“ (Ball 1924, 265) be-

kämpfte und das Irrationalismusproblem zu lösen suchte. Ball rekonstruierte Schmitts metaphysischen Ansatz bei der „Irrationalität des Realen“, verdeutlichte ihn scholastisch und betrachtete ihn als „Konsequenz des Weges, den die Romantik selbst einschlug“ (Ball 1924, 269). Sehr prägnant formulierte er auch die Stabilisierungshoffnung, die Schmitt mit seiner metaphysischen Entscheidung verband: Ball bezeichnete „Schmitt selbst als einen Rationalisten in der staatlichen, als Irrationalisten aber in der theologischen Reihe“, der seine „rationale Kraft“ gerade von der „irrationalen Größe der Kirche und ihrer juristischen Form bezieht“ (Ball 1924, 276). Er meinte auch, dass „die theologische Form des Systems nicht von Anfang an da ist, nicht aus einem festgegründeten Glauben, sondern aus Konsequenzen entsteht“ (Ball 1924, 276). Deshalb nannte er Schmitt einen „Ideologen“, der sich durch Metaphysik rettet. Zusammenfassend schreibt er: „Die Einheit des Schmittschen Werkes beruht in der Erhellung der Vernunftbeziehungen zum Übervernünftigen als ihrem Formprinzip. Diese Beziehungen aber sind akkurat die Beziehungen der Jurisprudenz zur Theologie“ (Ball 1924, 282). Damit formulierte Ball schon sehr deutlich, dass es eine Irrationalismuserfahrung war, die Schmitt in die „Politischen Theologie“ trieb und ein „persönliches, fast ein privates System“ (Ball 1924, 263) vertreten ließ. 1925 zerbrach dann der freundschaftliche Kontakt, weil Schmitt eine negative Besprechung von Hugo Balls *Folgen der Reformation* veranlasst hatte (dazu vgl. Wacker 1994; 1996).

III. Romantische Nachklänge

1924 konnte Hugo Ball auf eine abgeschlossene Entwicklung zurückblicken. Schmitts Option für die katholische Gegenrevolution war aber 1919 noch nicht so besiegelt. Mit dem Erscheinen der *Politischen Romantik* war das Thema und Problem noch nicht erledigt. Auch existentiell war es nicht bewältigt. Der „Ästhetizismus“ blieb eine „Grundprägung“, literarische Stärke und charakterliche Schwäche. Was Schmitt an Adam Müller kritisierte, holte ihn selbst immer wieder ein: die Anfälligkeit für Opportunismus und Romantizismus. Höhepunkt war sein „Kampf gegen den jüdischen Geist“ (Schmitt 1936), bei dem diverse Topoi der Romantikkritik in romantischer Überspannung wiederkehrten. Nirgendwo sonst argumentierte Schmitt derart

romantisch, im Sinne seiner Kategorien, wie in diesem verblendeten Zeugnis des Antisemitismus.

Die *Politische Romantik* ging dem eigenen, biographisch erlittenen Irrationalismus, Okkasionalismus und Opportunismus auf den Grund. Durch dieses Buch hoffte Schmitt seine Labilität besiegt und sicheren religiösen Grund gefunden zu haben. Die Studie war deshalb auch nicht leicht zu verstehen. Ihr „geistesgeschichtlicher“ Ansatz, die Auseinandersetzung von den politischen Anschauungen auf die „metaphysische“ Haltung zu verlegen, wurde von prominenten Rezensenten literaturgeschichtlich, historisch und soziologisch für ergänzungsbedürftig erachtet, aber doch insgesamt wohlwollend aufgenommen.⁷

1921 veröffentlichte Schmitt in der *Historischen Zeitschrift* einen Aufsatz „Politische Theorie der Romantik“, in den die weitere Beschäftigung mit der neuzeitlichen Staatsphilosophie einging, die er damals in seinen Vorlesungen sowie in der *Diktatur* vertrat. Spinoza und Rousseau wurden ihm nun erst zum Thema. Damals beabsichtigte er noch „eine ausführlichere Darlegung des historischen Zusammenhanges“ (Schmitt 1921a, 387 Anm.) von Okkasionalismus und Romantik, zu der es aber nach den Berufungen nach Greifswald und Bonn nicht mehr kam. Schmitt arbeitete den Aufsatz aber noch in die zweite Auflage der *Politischen Romantik* von 1925 ein und übernahm seine Typisierung von „vier verschiedenen Arten der Reaktion gegen den modernen Rationalismus“ (PR II, 79-86) dort in das zentrale Kapitel „La recherche de la Réalité“. Dabei unterschied er vier Gegenbewegungen: eine philosophische (Spinoza, Hegel), eine mystisch-religiöse, eine historisch-traditionalistische (Vico) und eine gefühlsmäßig-ästhetizistische (Shaftesbury und die Romantik) und zielte damit auf eine weitere Verdeutlichung des romantischen Sonderwegs, die den Gegensatz zur Staatsphilosophie der Gegenrevolution betonte.

Das Vorwort zur zweiten Auflage der *Politischen Romantik*, September 1924 datiert, damals auch gesondert im *Hochland* erschienen, verdeutlicht den definitorischen Anspruch, die Romantik als „geistige Bewegung metaphysisch und moralisch ernst“ (PR II, 7) zu nehmen,

7 Besprechungen u. a. Meinecke 1920, Masur 1926, Rothfels 1926 Lukács 1928. Eine besonders intensive Reaktion ist auch der fünfseitige Brief von Curtius an Schmitt vom 18. 1. 1921 (*Nachlass*, RW 265-2689). Ohne das freundliche Urteil von Meinecke hätte Schmitts Aufsatz über die „Politische Theorie der Romantik“ vermutlich nicht in der *Historischen Zeitschrift* erscheinen können. Schmitt äußerte sich aber schon in der *Politischen Romantik* über Meineckes *Welibürgertum und Nationalstaat* negativ (PR 9, 17) und verriss später dessen *Idee der Staatsraison* geradezu brutal.

bringt sie auf die „metaphysische Formel“ (*PR II*, 23) vom „subjektiven Occasionalismus“, betont mit Taine den „bürgerlichen“ Charakter der Romantik (*PR II*, 16ff.) und bestreitet dem bürgerlichen Zeitalter, eine „große Form“, einen eigenen „Stil“ der „Repräsentation“ gefunden zu haben (*PR II*, 18ff.). Die Romantik sei nur ein Phänomen der „Säkularisierung“ (*PR II*, 23); sie verlege die „letzte Instanz [...] von Gott weg in das geniale ‚Ich‘“ (*PR II*, 24) und schaffe eine „Welt ohne Substanz“, in der die „Priester“ der neuen Metaphysik zu deren „Schlachtopfern“ (*PR II*, 27) würden. Schmitt nennt Byron (vgl. Murray 1924, 25ff.), Baudelaire und Nietzsche und denkt wohl auch an sich. Das neue Vorwort spitzt die *Politische Romantik* politisch-theologisch zu, wofür die *Politische Theologie* weitere begriffliche Instrumente geschaffen hatte. Für die Auseinandersetzung mit Taine verweist es auf eine Dissertation von Kathleen Murray über *Taine und die englische Romantik*.

Dahinter steckt ein eigener romantischer Roman. Schmitt trennte sich Anfang der 20er Jahre im Zusammenhang mit einer intensiven Liebesbeziehung zu der Irin Murray von seiner ersten Frau. Sein Ehedrama verarbeitete er auch im Entwurf einer romantischen Novelle „Der treue Zigeuner“ (Schmitt 2001),⁸ deren Ausarbeitung er damals im Gespräch mit Franz Blei ernstlich erwog. Ein treuer Ehemann ist dort der betrogene Lastesel für eine scheinheilige, umschwärmte Frau. Parallel arbeitete Schmitt an der Dissertation von Murray koautor-schaftlich mit. Darüber entstand sein Kontakt mit Ernst Robert Curtius, der aus einigen⁹ veröffentlichten Briefen (Nagel 1981) zwar bekannt ist, in seinem engen Sachbezug zur Dissertationsangelegenheit Murray aber bisher kaum gesehen wurde. Das fachliche Gespräch ist nicht zuletzt eine Fassade für die diskrete Erörterung einer heiklen Angelegenheit. Am 8. November 1921¹⁰ schreibt Murray aus Köln an

8 Ausführlicher zur Handlung: Eine Frau sucht durch eine Pilgerreise Absolution für ihre Sünden zu erlangen. Ihr Mann, der treue Zigeuner, muss sie tragen. Auf der Reise verfallen diverse Männer der verführerischen Anmut. Mann und Frau sterben. Posthum streitet sich die Welt um die „Heiligsprechung“ der verführerischen Frau, die ihre Umwelt zu bezaubern weiß. Schmitt zeichnet sich im Entwurf als Zigeuner in der Rolle eines betrogenen Lastesels und karikiert den öffentlichen Streit um die Wertung der Geschichte auch aus der Sicht eines „advocatus diaboli“, wobei er die Idealisierung der Frau auf deren Anziehungskraft und scheinbare Naivität zurückführt.

9 Die Edition ist nicht vollständig. In Schmitts Nachlass befinden sich weitere Briefe und Karten von Curtius bis 1924, die hier berücksichtigt sind. Zur Biographie Curtius' vgl. Lausberg 1993.

10 *Nachlass*, RW 265-10058.

Schmitt über den Stand, dass der Bonner Anglist Wilhelm Dibelius¹¹ eine Promotion in der Anglistik abgelehnt habe, weil die Romanistik zuständig sei; er habe einen Wechsel zu Curtius in Marburg empfohlen. Schmitt schreibt daraufhin sofort an Curtius, der schon am 11. November 1921 antwortet und den Kontakt mit Murray aufzunehmen verspricht. Zwischen dem 11. November und Mai 1922 schreibt Curtius nicht weniger als vierzehn teils seitenlange Briefe an Schmitt. Hinter dem gemeinsamen Gespräch über die Romantik taucht die Promotionsangelegenheit Murray überall auf. Der Zweck des Briefwechsels ist diese Angelegenheit. Curtius ahnt wohl einige Hintergründe, denn er hält Schmitt über das Befinden auf Stand.

Am 6. Dezember 1921 heißt es: „Miss Murray kam gestern abend weinend zu mir. Sie hatte eine schlechte Nachricht (nicht von zuhause) empfangen, über die sie sich nicht näher aussprechen wollte. Sie schien vollkommen fassungslos und tat mir sehr leid.“ Am 9. Dezember vermeldet Curtius eine gewisse Beruhigung. Am 18. Dezember schreibt er: „Miss Murray brachte mir neulich Fragmente ihrer Arbeit, die zu meiner freudigen Überraschung ganz vorzüglich sind.“ Am 31. Januar fasst er die Promotion für den 1. März ins Auge und verkündet: „Ich werde ihre Arbeit mit dem besten Prädikat zensieren.“ Vom 18. Februar ist ein Briefentwurf Schmitts¹² erhalten, der, soweit lesbar, nicht auf Murray eingeht. Vermutlich schrieb Schmitt damals auch. Denn schon am 20. Februar meldet Curtius umgehend: „Schwierigkeiten der Promotion von Murray beseitigt.“ Damals teilt er Murray mit, dass er mit der Arbeit „außerordentlich zufrieden“ sei. Nur „einige kleinere Nachbesserungen“ seien nötig. „Dann können Sie die Arbeit gleich abgeben und den Dekan um einen baldigen Termin bitten.“¹³ Offenbar gab es aber noch Schwierigkeiten. Denn Curtius übermittelt am 10. Mai an Schmitt ein Monitum zur Kenntnisnahme und bemerkt dazu: „Seit dem mit Ihnen genossenen Doctorschmaus hatte ich keine Gelegenheit, Frl. Murray wiederzusehen, habe auch nichts von ihr gehört und würde daher für einen sachkundigen Rat Ihrerseits betr. die

11 Wilhelm Dibelius (1876-1931), Privatdozent Berlin 1901, Prof. in Posen (1903), Hamburg (1911), Bonn (1918), Berlin (1925).

12 Briefentwurf von Schmitt an Curtius, *Nachlass*, RW 265-12893.

13 Brief von Curtius vom Februar 1922 an Murray, *Nachlass*, RW 265-2680. Dass dieser Brief in Schmitts Nachlass erhalten ist, deutet schon auf das enge Verhältnis hin.

weitere Behandlung der Angelegenheit sehr dankbar sein.“¹⁴ Offenbar ging es auch um ausgeliehene Bücher, denn Curtius schreibt am 14. Mai noch: „Gleichzeitig mit Ihrem Brief für den ich Ihnen bestens danke, kamen ein paar Zeilen von Frl Mr, die allerdings die Bibliotheks-Angelegenheit nicht berühren. Ich lasse inzwischen in der Wohnung von Frl M nachfragen und hoffe eine Adam Müllersche ‚Vermittlung‘ von Keltischem Genie- und germanischem Ordnungsstandpunkt zu erzielen.“¹⁵ Das alles deutet darauf hin, dass Curtius um Schmitts Verhältnis zu Murray wusste. Sein Brief nimmt noch ein weiteres Treffen in Bonn in Aussicht, das vermutlich auch zustande kam. Denn vom 18. Mai 1922 ist eine Postkarte gestempelt, die ein Treffen für den nächsten Sonntag vorschlägt. Curtius musste für eine Prüfung nach Bonn.¹⁶ Am 26. Mai 1922 wird Murray in Marburg promoviert. Die intensive Korrespondenz bricht nun fast vollständig ab, weil die Promotionsangelegenheit erledigt ist. Nur eine Postkarte von Curtius an Schmitt,¹⁷ vom Januar 1924 gestempelt, ist noch im Nachlass erhalten, die für den Erhalt der Schrift *Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus* durch die Zeitschrift *Hochland* – evtl. als Rezensionsexemplar gedacht – dankt. Murrays – Schmitt gewidmete – Dissertation erschien dann 1924 bei Duncker & Humblot.

Der leicht skeptische Eindruck, den Curtius zunächst von Murray gewann, mag mit deren damaligem Befinden zu tun haben. Vielleicht spielten aber auch Sprachprobleme und anderes eine Rolle. Die vorzüglichen „Fragmente“ jedenfalls gingen durch Schmitts Hände. Ein (im Nachlass) erhaltener Brief Murrays an Schmitt vom 22. November 1921¹⁸ lässt dessen Beitrag erahnen:

This morning I copied up the notes on Keats. Did you write another conclusion? You said the one you sent me is sketchy. There is practically nothing on Taine here. Neither the literary nor correspondance is in the seminar. I have not yet tried the Stadtbibliothek. I believe it is very hard to get any book you want. Carl, shall I send you my Taine et

14 Brief von Curtius vom 10. 5. 1922 an Schmitt, *Nachlass*, RW 265-2693. Dieser Brief ist, ebenso wie die Folgenden, nur im Nachlass, nicht in der zitierten Zeitschriften-Edition enthalten.

15 Brief von Curtius vom 14. 5. 1922 an Schmitt, *Nachlass*, RW 265-2693.

16 Postkarte von Curtius an Schmitt, gestempelt vom 18. 5. 1922, *Nachlass*, RW 265-2694.

17 Postkarte von Curtius an Schmitt, gestempelt vom Januar 1924, *Nachlass*, RW 265-2695.

18 Brief Murrays an Schmitt vom 22. 11. 1921, *Nachlass*, RW 265-10053.

les Lokistes in German? Then we shall have finished with the middle chapter. Curtius says the *Arbeit* must be handed in in Germany. Will you make out the chapters and headings for me in German, as you think it ought to be? The translation of Baldensperger's dispositions is somewhere in a letter. I have all your letters here, tied up together, and I don't like disturbing them while we are within reach of each other. Am I asking you to do so much, Carl dear? [...] Shall I use your translation of Baldensperger's dispositions or will you make me another index? When I have written all I can for the first two chapters will you formulate them for me in German, and add and alter what you think? [...] I believe all depends on the *Arbeit*. I have an idea that Curtius will not be hard in the oral, and that Deutschbein¹⁹ will be easy because of Curtius' influence on him.

Inwieweit Schmitt diesen hohen Erwartungen entsprochen hat, ist aus der Korrespondenz nicht ersichtlich. Die kommenden Tagebücher werden hier weiteren Aufschluss geben. Das im Nachlass erhaltene Handexemplar der Druckfassung von 1924 enthält keine persönlichen Bemerkungen. Ausführlich nimmt Schmitt aber im Vorwort zur zweiten Auflage der *Politischen Romantik* zum Ertrag der Studie Stellung (*PR II*, 15-18). Die Einleitung und Gliederung von Murrays Studie zeigen durchaus seine Handschrift. Die Studie führt analytisch vor, dass bei Taines Darstellung des komplexen Gegenstandes „englische Romantik“ sehr verschiedenartige „Gesichtspunkte“ und „Idealvorstellungen“ leitend waren. „Die sehr verschiedenartigen Gesichtspunkte, die sich in seiner Darstellung der englischen Romantik kreuzen, sind von Kathleen Murray gut analysiert. Doch wird Taine durch solche Widersprüche nicht widerlegt, und sein Werk behält einen ungewöhnlichen Wert“ (*PR II*, 17), schreibt Schmitt 1924 im Vorwort. Taine erscheint bei Murray in seiner Widersprüchlichkeit als „einer der großen symbolischen und repräsentativen Männer des 19. Jahrhunderts“ (Murray 1924, VI). Die Vorbemerkung ist „Sydney, Oktober 1922“ gezeichnet. Damals lebten die praktizierenden Romantikerforscher schon Welten getrennt.

Im April 1922 schickte Schmitt seinen – Ende Februar 1922 erstmals verlesenen (Schmitt 2001, 26), damals wohl entstandenen – Novellenentwurf an Franz Blei, der eine Ausarbeitung emphatisch empfahl und eine Übersetzung ins Englische vorschlug.²⁰ Im erhaltenen

19 Max Deutschbein (1876-1949), Privatdozent in Leipzig (1902), Professor für Anglistik in Leipzig (1906), Halle (1910) und Marburg (1919-1946).

20 Brief vom 19. 4. 1922 an Schmitt, in: Blei 1995, 40-41 („Ich bitte und beschwöre Sie, setzen Sie sich daran und exkurieren Sie wie es die Sache doch verlangt.“).

Text macht Schmitt sich über Murray, scheint's, lustig, die die novel-listische Abrechnung als „Apologie des römischen Katholizismus“ missverstanden. Der Entwurf endet satirisch mit einem Streit um die Wertung der literarischen Frauengestalt, der Stellvertreterin Caris, und einem Deutungsstreit um die Novelle, wie es der literarischen Tradition des Rahmengesprächs im Novellenzyklus entspricht. Schmitt schreibt:

Franz Blei konnte ich die Geschichte leider nicht erzählen; aber ich zweifle nicht, dass er sie auf die Beziehungen der offiziellen Kirche zu der die Kirche immer weiter schleppenden, aber trotzdem zur Hölle führenden Häresie deuten würde. Dagegen hörte ich aus dem Munde einer Irländerin, Kathleen Murray, die Versicherung, dass sie niemals eine schönere Apologie des römischen Katholizismus gehört habe. Nach dem perfiden Tiefsinn jener Ansicht von Franz Blei war das eine große Beruhigung. Aber ich möchte die Geschichte doch noch einmal erzählen. (Schmitt 2001, 27)

Die Bemerkung ist wohl ironisch. Schließlich schickte Schmitt den Entwurf zur Beurteilung an Blei. Und die Heiligung einer betrügerischen Frau wäre wohl nicht sehr katholisch. Sie wäre die von Schmitt verspottete Kompensation der modernen „Seelenlosigkeit“ durch die Anstaltskirche (Schmitt 1923a, 19f.). Gelegentlich las Schmitt die Novelle vor. Nach dem Tod seiner zweiten Ehefrau suchte Murray aus Australien noch erneuten Kontakt.²¹

Blei forderte am 10. 4. 1922 die Geschichte ein. Am 7. 5. fasst er nach: „Schade, dass Sie mit dem Zigeuner sich in bequemer Ruh lassen.“ Die autobiographischen Hintergründe machen das verständlich. Schmitt forderte wohl den Entwurf zurück, denn am 20. 7. 1922 versichert Blei: „Den Zigeuner habe ich, wie ich merke, vor Wochen schon an Ihre Adresse Universität Bonn abgeschickt. Was haben Sie mit ihm vor?“ Offenbar fand sich der Text nicht gleich, denn am 24. 7. versichert Blei erneut: „Den Zigeuner habe ich bestimmt an die Universität geschickt.“

- 21 Es sind weitere Briefe und Postkarten Murrays erhalten, die Erinnerungen und „Gelübde“ (29. 5. 1951, *Nachlass*, RW 265-10055) sehr offen ansprechen. Murray bittet um ein Wiedersehen in Deutschland oder Australien. Am 20. 12. 1960 schreibt sie: „Möchtest Du mich in diesem Leben wiedersehen, Carl? [...] Wenn Du in Deiner Antwort auf diesen Brief nichts von einem Wiedersehen erwähnst, werde ich daraus ersehen, dass mein Besuch Dir keine Freude bereiten würde und ich werde mich fügen.“ Offenbar hat Schmitt nicht geantwortet. Denn am 13. 12. 1971 schreibt Murray an das Pfarrhaus in Plettenberg, ob „sich noch unter Ihren Pfarrkindern Professor emeritus Dr Carl Schmitt“ befinde, von dem sie seit 14 Jahren nichts mehr gehört habe. Sie fragt nach Befinden und Adresse. Offenbar hat der Pfarrer den Brief weitergegeben. Die späten Briefe klingen, als ob Murray lebenslang auf Schmitt gewartet habe. Der Katholizismus spielt in ihnen eine große Rolle. Der Eindruck einer frühen strategischen Beziehung zum akademischen Ghostwriter ist dadurch genommen.

Mit dem Vorwort zur zweiten Auflage der *Politischen Romantik* kommt Schmitts Romantikforschung zu einem Abschluss. Am 19. Mai 1924 hält Schmitt im Kulturberrat der Rheinischen Zentrumspar- tei aber noch einen Vortrag über „Romantik und Politik“, der den Ge- gensatz zu Kirche und Staat betont. „Gegenüber der romantischen These: ‚Auf Poesie gründen sich die Throne‘ muß daran festgehalten werden, dass nicht auf Poesie, auf Schwärmerei, sondern auf Recht, Zucht und Ordnung die Staaten gegründet sind. Romantik kann etwas sehr Schönes sein, wenn sie im Religiösen den festen Bezugspunkt findet“, referiert der Berichterstatter einer Kölner Tageszeitung im Mai 1924.²² In der Diskussion grenzte Schmitt damals seinen Stand- punkt deutlich von Othmar Spann ab.

Er profiliert seine Position in den nächsten Jahren noch in wenigen kleineren Rezensionen, wobei die Besprechung eines Buches von Paul Kluckhohn (Schmitt 1926b) eine alte Dankesschuld abträgt (vgl. *TB II*, 171f.). Romantikforschung treibt er aber nicht weiter. Er verlegt sein geistesgeschichtliches Interesse auf die Staatsphilosophie der Ge- genrevolution und Ideengeschichte des Vormärz einerseits sowie die Staatstheorie der frühen Neuzeit andererseits. Seinen Auszug aus der Romantik beschließt er 1925 im katholischen *Hochland* literarisch mit „Notizen von einer dalmatinischen Reise“. Scharf grenzt er hier „Illy- rien“, die Heimat seiner zweiten Ehefrau, von seiner romantischen Er- schließung durch Venedig ab. Mit seiner zweiten Ehe verbindet Schmitt nun einen Raum jenseits der Romantik. „Die Erde, nicht das Blut, gibt dem Menschen, dem Sohn der Erde, seine Gestalt und sein Antlitz“ (Schmitt 1995, 483)²³, schreibt er damals schon. Die „Land- nahme“ (Schmitt 1950c, 11ff.) zeichnet sich als rettende Kategorie ab. Später dankt er seiner sauerländischen Heimat die katholische Erdung (Schmitt 1995, 513ff.). Seinen literarischen Abschied von der Roman- tik inszeniert er also recht sorgsam. Ob der Auszug aber gelang, steht auf einem anderen Blatt. Ein polemisches Nachspiel hat die Kritik der modernen Subjektivität noch in Auslassungen zur Emigration und zum „jüdischen Geist“. Wenn Schmitt 1934 den *Sieg des Bürgers über den Soldaten* (Schmitt 1934) beschrieb, trug dies Züge eines Eingeständnisses: Er hatte den Buribunken in sich nicht überwunden und seine Form nicht gefunden.

Blickt man auf diese Selbstkritik des „Ästhetizismus“ zurück, zeigt sich deren existentielle Bedeutung für das eigene Überleben am Rand

²² *Nachlass*, RW 265-19912.

²³ Vgl. dann Schmitt 1942, 3 („Der Mensch ist ein Landwesen, ein Landtreter.“).

des Suizids sowie grundlegende Bedeutung für die Ausarbeitung der „Politischen Theologie“. Die Entscheidung für Etatismus und Katholizismus fiel Schmitt nicht leicht. Seine katholische Prägung war ihm sozial verleidet.³⁴ Sie spielte zunächst nur die negative Rolle, dass die Sehnsucht nach verlorenen Bindungen unmaßige Gegenwarts kritik provozierte. Von der „scholastischen Erwägung“ über die *Politische Romantik* führt aber ein direkter Weg bis zur *Politischen Theologie*. Dort bezog Schmitt eindeutig eine katholische Gegenposition, die er vom Konversionskatholizismus der Romantiker scharf unterschied und rhetorisch festhielt. Was Schmitt an sich bemerkte, schrieb er dem Zeitalter zu. Soziologische Analyse und Selbstanalyse verschränkte er kaum unterscheidbar miteinander, wie es der klassischen Tradition seit Platon und Hobbes auch entsprach.

Siglen- und Literaturverzeichnis

Siglen:

- PR: Carl Schmitt, *Politische Romantik*. München: Duncker & Humblot 1919
 PR II: Carl Schmitt, *Politische Romantik*. 2. (erweiterte und mit einem Vorwort versehene) Auflage. München: Duncker & Humblot 1925
 TB I: Carl Schmitt, *Tagebücher. Oktober 1912 bis Februar 1915*. Hrsg. von Ernst Hüsmert, Berlin: Akademie 2003
 TB II: Carl Schmitt, *Die Militärzeit 1915 bis 1919. Tagebuch Februar bis Dezember 1915, Aufsätze und Materialien*. Hrsg. von Ernst Hüsmert und Gerd Giesler, Berlin: Akademie 2005
 Nachlass: *Nachlass Carl Schmitt*, Düsseldorf, Hauptstaatsarchiv Nordrhein-Westfalen, RW 265

Weitere zitierte Schriften Carl Schmitts:

- Carl Schmitt (1913) „Schopenhauers Rechtsphilosophie außerhalb seines philosophischen Systems“, in: *Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform* 10 (1913), 27-31
 – (1914) *Der Wert des Staates und die Bedeutung des Einzelnen*. Tübingen: Mohr
 – (1916a) *Theodor Däublers ‚Nordlicht‘. Drei Studien über die Elemente, den Geist und die Aktualität des Werkes*. Berlin: Duncker & Humblot 1991
 – (1916b) „Das Gesetz über den Belagerungszustand in der Rechtsprechung“, in: *Preußisches Verwaltungs-Blatt* 37 (1916), 310-312

³⁴ In den Tagebüchern äußert Schmitt sich oft negativ über seine Herkunft.

- (1916c) „Diktatur und Belagerungszustand. Eine staatsrechtliche Studie“, in: *Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft* 38 (1916), 138-162
- (1916d) „Die Einwirkung des Kriegszustands auf das ordentliche strafprozessuale Verfahren“, in: *Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft* 38 (1916), 783-797
- (1916e) „Rechtsbegriff und Rechtsidee“, in: *Kritische Vierteljahresschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft* 17 (1916), 431-440
- (1921a) „Politische Theorie der Romantik“, in: *Historische Zeitschrift* 123 (1921), 377-397
- (1921b) *Die Diktatur. Von den Anfängen des modernen Souveränitätsgedankens bis zum proletarischen Klassenkampf*. Berlin: Duncker & Humblot⁴1978
- (1922) *Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität*. Berlin: Duncker & Humblot³1979
- (1923a) *Römischer Katholizismus und politische Form*. 1923/25, Stuttgart: Cotta 1984
- (1923b) *Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus*. München: Duncker & Humblot²1926
- (1926a) „Rezension von Friedrich Meinecke, *Idee der Staatsräson*“, in: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* 56 (1926), 226-234
- (1926b) „Rezension von Paul Kluckhohn, *Persönlichkeit und Gemeinschaft*“, 1925, in: *Deutsche Literaturzeitung* 22 (1926), Sp. 1061-1063
- (1930) *Hugo Preuß. Sein Staatsbegriff und seine Stellung in der deutschen Staatslehre*. Tübingen: Mohr.
- (1934) *Staatsgefüge und Zusammenbruch des zweiten Reiches. Der Sieg des Bürgers über den Soldaten*. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt.
- (1936) „Die deutsche Rechtswissenschaft im Kampf gegen den jüdischen Geist“, in: *Deutsche Juristen-Zeitung* 41 (1936), 1193-1199
- (1938) *Der Leviathan in der Staatslehre des Thomas Hobbes*. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt.
- (1942) *Land und Meer. Eine weltgeschichtliche Betrachtung*. Leipzig: Reclam.
- (1950a) *Donoso Cortés in gesamteuropäischer Interpretation. Vier Aufsätze*. Köln: Greven.
- (1950b) *Ex Captivitate Salus. Erfahrungen der Zeit 1945/47*. Köln: Greven.
- (1950c) *Der Nomos der Erde im Völkerrecht des Jus Publicum Europaeum*. Köln: Greven.
- (1995) *Staat, Großraum, Nomos. Arbeiten aus den Jahren 1916-1969*. Hrsg. von Günter Maschke. Berlin: Duncker & Humblot.
- (2000) *Jugendbriefe. Briefschaften an seine Schwester Auguste 1905 bis 1913*. Hrsg. von Ernst Hüsmert, Berlin: Akademie
- (2001) „Der treue Zigeuner“ (1922), in: *Schmittiana* 7 (2001), 20-27

Sonstige Literatur:

- Hugo Ball (1924), „Carl Schmitts Politische Theologie“, in: *Hochland* 21, 263-285
- Hugo Ball (1946), *Flucht aus der Zeit*, Luzern: Stocker
- Matthias Braun/Volker Pesch (2001), „Die Umstände der Berufung Carl Schmitts nach Greifswald“, in: *Schmittiana* 7 (2001), 195-206
- Winfried Baumgart (2000), „Friedrich Wilhelm IV.“, in: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.), *Preußens Herrscher*. München: Beck, 219-241
- Franz Blei (1995), *Briefe an Carl Schmitt 1917-1933*. Hrsg. von Angela Reinthal, Heidelberg: Mautius
- Ernst-Wolfgang Böckenförde (1995), *Die deutsche verfassungsgeschichtliche Forschung im 19. Jahrhundert. (Schriften zur Verfassungsgeschichte 1)*. 1961, 2., ergänzte Auflage. Berlin: Duncker & Humblot
- Karl-Heinz Bohrer (1989), *Die Kritik der Romantik. Der Verdacht der Philosophie gegen die literarische Moderne*. Frankfurt: Suhrkamp
- Fritz van Calker (1927), *Einführung in die Politik*. München: Schweitzer
- Manfred Dahlheimer (1998), *Carl Schmitt und der deutsche Katholizismus 1888-1936*. Paderborn: Schöningh
- Wilhelm Dilthey (1931), *Weltanschauungslehre. Abhandlungen zur Philosophie der Philosophie*. Leipzig: Teubner
- Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1970), *Theorie-Werkausgabe*. Frankfurt: Suhrkamp
- Dieter Henrich (1991), *Konstellationen. Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie (1789-1795)*. Stuttgart: Klett-Cotta
- Karl Larenz (1931), *Rechts- und Staatsphilosophie der Gegenwart*. Berlin: Juncker und Dünhaupt
- (1938), „Das rechtswissenschaftliche Lebenswerk Rudolf Stammlers“, in: *Deutsches Recht* 8 (1938), 263-269
- Heinrich Lausberg (1993), *Ernst Robert Curtius (1886-1956)*. Stuttgart: Steiner
- Karl Löwith (1935), „Der okkasionelle Dezisionismus von Carl Schmitt“, in: ders., *Sämtliche Schriften Bd. VIII*. Stuttgart: Metzler 1984, 32-71
- Georg Lukács (1928), „Rezension von Carl Schmitt, *Politische Romantik*“, in: *Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung* 13 (1928), 307-308
- Gerhard Masur (1926), „Rezension von Carl Schmitt, *Politische Romantik*“, in: *Historische Zeitschrift* 134 (1926), 376-377
- Reinhard Mehring (1989), *Carl Schmitts Denkweg am Leitfaden Hegels. Katholische Grundstellung und antimarxistische Hegelstrategie*. Berlin: Duncker & Humblot
- (2004), „Macht im Recht. Zur Entwicklung von Carl Schmitts Rechtsbegriff“, in: *Der Staat* 43 (2004), 1-23
- (2005), „Carl Schmitt, Leo Strauss, Thomas Hobbes und die Philosophie“, in: *Philosophisches Jahrbuch* 112 (2005), 378-392
- (2006), *Carl Schmitt zur Einführung*. 3., ergänzte Aufl. Hamburg: Junius

- Friedrich Meinecke (1920), „Rezension von Carl Schmitt, *Politische Romantik*“, in: *Historische Zeitschrift* 121 (1920), 292-296
- Kathleen Murray (1924), *Taine und die englische Romantik*, München: Duncker & Humblot
- Rolf Nagel (Hrsg.) (1981), „Briefe von Ernst Robert Curtius an Carl Schmitt“, in: *Archiv für das Studium der Neueren Sprachen und Literatur* 133 (1981), 1-15
- Helmut Quaritsch (1989), *Positionen und Begriffe Carl Schmitts*, Berlin: Duncker & Humblot
- Hans Rothfels, Rezension von Carl Schmitt, *Politische Romantik*, in: *Deutsche Literatur-Zeitung* 47 (1926), 432-437
- David Friedrich Strauss (1847), *Der Romantiker auf dem Thron der Caesaren, oder Julian der Abtrünnige*. Mannheim: Bassermann
- Ingeborg Villinger (1995), *Carl Schmitts Kulturkritik der Moderne. Text, Kommentar und Analyse der ‚Schattenrisse‘ des Johannes Negelinus*. Berlin: Akademie
- Bernd Wacker (Hrsg.) (1994), *Die eigentlich katholische Verschärfung...: Konfession, Politik und Theologie im Werk Carl Schmitts*. München: Fink
- (Hrsg.) (1996), *Dionysios DADA Areopagita. Hugo Ball und die Kritik der Moderne*. Paderborn: Fink

Jürgen Trabant (Berlin)

Le sort d'un legs intempestif

Remarques sur l'édition des œuvres linguistiques de Humboldt

Wilhelm von Humboldt avait légué ses livres et ses manuscrits concernant des sujets linguistiques à la Bibliothèque Royale de Berlin.¹ Son intention était de laisser ainsi à la postérité non seulement un témoignage de sa recherche sur les langues du monde mais aussi un instrument de travail qui permettrait de continuer cette recherche à peine entamée.² L'ensemble du legs témoignait d'un projet linguistique unique. C'était, à la mort de Humboldt en 1835, la version la plus avancée de ce projet dont Leibniz, dans les *Nouveaux Essais*, avait vu la nécessité et l'utilité: c'est-à-dire de „mettre en dictionnaires et en grammaires toutes les langues de l'univers“ et de les comparer entre elles, travail nécessaire et utile „tant pour la connaissance des choses [...] que pour la connaissance de notre esprit et la merveilleuse variété de ses opérations“ (Leibniz 1765/1966, 293).

Mais cet héritage unique et précieux – dont nous connaissons aujourd'hui exactement l'étendue et la richesse grâce au travail de Kurt Mueller-Vollmer (1993) – fut dispersé, matériellement et intellectuellement.

1. Dispersion matérielle

En ce qui concerne la dispersion matérielle, l'ensemble de la succession fut scindé en plusieurs parties dès le début. Non seulement on sépara les manuscrits des livres qui contenaient souvent des notes précieuses de l'auteur et qui font donc partie intégrante des documents

1 L'histoire du legs linguistique de Humboldt se trouve dans Mueller-Vollmer 1993, cf. aussi Schwarz 1993 et Ringmacher 1994 et 2000. Je remercie Manfred Ringmacher du temps qu'il m'a généreusement concédé pour la discussion du présent article.

2 Alexander von Humboldt, dans sa préface à *Verschiedenheit*, l'appelle „die große linguistische Sammlung [...], welche nach seinem letzten Willen, sammt seinen Manuscripten, zu öffentlichem Gebrauche der Königl. Bibliothek einverleibt wurde“ (Humboldt 1998/1836, 136, VII: 347).

sur les études linguistiques de Humboldt. Mais on désintégra aussi les deux parties de la succession. Les livres que la Bibliothèque Royale possédait déjà, les doubles, furent donnés à la bibliothèque universitaire. Ce qui, en fin de compte, au bout de l'histoire, s'avéra comme une chance. Car ce sont ces livres-là qui ont survécu à la Deuxième Guerre mondiale, tandis que les livres restés dans la Bibliothèque Royale ont presque tous disparu. Nous connaissons les livres – et donc la bibliothèque linguistique de Humboldt – grâce au travail de Christa Schwarz (1993) qui a repéré les livres à la bibliothèque universitaire: *Ex libris legatis a Humboldt*.

Le sort des manuscrits linguistiques est plus dramatique encore. Bien qu'étant une donation à la Bibliothèque Royale, une partie des manuscrits linguistiques avait été retenue par le collaborateur de Humboldt, Eduard Buschmann, qui les utilisait pour terminer certains projets de publication entamés encore par Humboldt, comme l'œuvre sur le kavi (*Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java*). Ce grand projet était resté inachevé à la mort de Humboldt. Celui-ci avait lu les épreuves du premier livre de l'œuvre: *Sur les relations entre l'Inde et l'île de Java* (*Über die Verbindungen zwischen Indien und Java*). Ce volume-là était donc complètement terminé. Et Humboldt avait aussi terminé le manuscrit de la célèbre introduction à l'œuvre sur le kavi (*Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*) avant sa mort. Mais la partie linguistique proprement dite de cette œuvre était restée inachevée. Humboldt avait écrit la description du kavi (livre deux: *Über die Kawi-Sprache*), mais dans le troisième livre, sur les langues „malaises“ (*Über den Malayischen Sprachstamm*), beaucoup était encore à faire. Buschmann compléta et compila les livres deux et trois de l'œuvre sur le kavi, publiés en 1838 et 1839, donc bien après la mort de Humboldt. Après ce travail, Buschmann restitua les matériaux sur les langues de l'Océanie au legs humboldtien.

Buschmann s'était aussi réservé les matériaux sur les langues amérindiennes car il avait l'intention de publier et de finir des travaux de Humboldt sur ces langues, comme par exemple la grammaire mexicaine et le dictionnaire mexicain. Mais de ces projets, aucun ne fut terminé par Buschmann. La grammaire mexicaine de Humboldt était achevée, mais elle ne fut pas publiée. Ce n'est qu'en 1994 que Manfred Ringmacher la publia comme premier volume de l'édition des œuvres linguistiques de Humboldt qui est le sujet de cet exposé. Et le dictionnaire du mexicain que Buschmann devait élaborer en coopéra-

tion avec Humboldt ne vit le jour qu'en l'an 2000, de nouveau grâce au travail de Manfred Ringmacher.

Cependant, Buschmann travailla sur les langues amérindiennes et publia ses propres travaux sur ces langues, surtout sur le nahuatl. Ce faisant, il utilisait les matériaux de Humboldt sans les distinguer nettement de ses propres études, il les intégrait pratiquement dans son propre travail. C'est sur la base de ce matériel qu'il construisit sa propre œuvre scientifique. Ceci n'avait d'ailleurs rien d'extraordinaire ou de particulièrement malhonnête ou criminel. Les manuscrits de Humboldt étaient quand même tout simplement des matériaux restés inachevés qui servaient à l'étude de ces langues, rien de plus. Ce n'étaient pas des papiers sacro-saints d'un grand classique comme nous avons tendance à le croire aujourd'hui. Ces matériaux-là, sur les langues américaines, Buschmann les gardera jusqu'à sa mort. Devenu bibliothécaire de la Bibliothèque Royale, il légua de son côté ses manuscrits linguistiques à la Bibliothèque. Ainsi les manuscrits de Humboldt reviendront à la Bibliothèque comme partie du legs Buschmann en 1880.

On peut donc dire que, après la mort de Buschmann en 1880, la succession de Humboldt est finalement arrivée à la Bibliothèque Royale de Berlin. Mais son heure était passée, ou disons plutôt que son heure n'était pas encore venue. Après Buschmann, c'est d'abord Steintal qui utilisa le legs Humboldt pour sa belle édition de 1883/84. Mais caractéristiquement, cette édition avait pour titre *Die sprachphilosophischen Werke*, c'est-à-dire qu'elle ne traitait pas Humboldt en linguiste, mais en philosophe. Steintal, certainement l'un des grands interprètes de Humboldt, était d'ailleurs lui-même peut-être plus philosophe que linguiste, bien qu'il se soit occupé de toute une gamme de langues, spécialement du chinois et de certaines langues africaines (mande).

Le legs Humboldt se trouvait donc à la Bibliothèque Royale quand Albert Leitzmann, au début du XX^e siècle, prépara l'édition des Œuvres en 17 volumes, l'édition de l'Académie de Berlin. Mais cette édition de Leitzmann ne contient pas non plus les travaux linguistiques de notre auteur. Ou plus exactement: Leitzmann s'est pratiquement tenu aux œuvres imprimés. Et s'il publie des textes non imprimés, il ne choisit que des textes d'un intérêt général. Les écrits sur les langues particulières, le projet linguistique empirique de Humboldt, ne retenaient pas son attention. Ainsi la grammaire mexicaine par exemple ne se trouve toujours pas dans l'édition de l'Académie bien que le ma-

manuscrit fût achevé et bien lisible, de même que des centaines de pages des travaux empiriques de Humboldt.

C'est pourtant un choix tout à fait curieux quand on pense au fait que Humboldt, depuis son séjour à Paris de 1797 à 1801 et ses voyages en Espagne en 1799/1800 et 1801, surtout depuis Rome (1802) et définitivement pendant les quinze dernières années de sa vie à Tegel, de 1820 à 1835, s'est occupé très concrètement des langues du monde. Il a collectionné des informations sur toutes les langues du monde. Nous savons que, depuis Paris où il a commencé à s'intéresser au basque, il s'est procuré tout ce qu'il y avait sur cette langue. Et pendant toute sa vie, il a systématiquement cherché des livres et d'autres informations sur les langues du monde. Il travaillait sur ces matériaux selon son programme de recherche, publié en 1820, qui visait à saisir la structure – „Bau“ – de ces langues et à décrire leur caractère, leur individualité. C'est exactement cette recherche systématique qui rend son legs si unique et précieux.

Or, le choix de Leitzmann de ne pas intégrer les matériaux de linguistique descriptive est certainement le choix d'un éditeur qui était avant tout germaniste et philologue. Et son édition reflète fidèlement l'image que l'Allemagne se faisait et se fait toujours de ce classique. Humboldt pour les Allemands, c'est d'abord le fondateur de l'Université de Berlin, ensuite c'est le théoricien de la Bildung, troisièmement c'est un homme politique important et quatrièmement c'est un *philosophe* du langage. Ce n'est pas – au début du vingtième siècle – un *linguiste* dont le travail vaudrait la peine d'être publié. Mais ce choix de Leitzmann de ne pas intégrer les travaux descriptifs dans son édition était surtout possible parce que, dans les soixante ans qui ont suivi la mort de Humboldt, le legs linguistique de Humboldt à la Prusse ou à l'Allemagne fut aussi dilapidé spirituellement.

2. Dispersion intellectuelle

Car les temps qui couraient n'étaient pas très propices aux essais de description linguistique de Humboldt. Je crois qu'il y a deux raisons à cela: d'un côté Buschmann, mais de l'autre côté – et surtout – l'état de la linguistique elle-même.

2.1. En ce qui concerne la première raison, c'est probablement Buschmann qui a beaucoup nui à Humboldt tout en le défendant. Kurt Mueller-Vollmer (1993) raconte cette triste histoire en détail dans

l'introduction de son livre sur la succession linguistique de Humboldt. Elle est assez intéressante pour être répétée ici. Buschmann (né en 1805), d'abord jeune collaborateur de Humboldt en matière linguistique, plus tard bibliothécaire de la Bibliothèque Royale, avait commis deux crimes. D'abord, il avait contredit le grand maître de la nouvelle linguistique – Franz Bopp. Buschmann avait, comme je viens de le dire, compilé les volumes deux et trois de l'œuvre sur le kavi, il connaissait donc très bien Humboldt. Bopp connaissait beaucoup moins Humboldt et il lui attribua des opinions qu'il n'avait pas. Ainsi, comme Bopp voulait absolument faire des langues malayo-polynésiennes des filles du sanscrit, il affirma, dans un compte-rendu à cette œuvre, que Humboldt était de cet avis. Mais Humboldt avait montré – c'était exactement la thèse principale de son œuvre sur le kavi, l'ancien javanais – que ces langues, malgré leur lexique fortement sanscritisé, avaient une structure complètement différente du sanscrit et formaient donc une famille de langues indépendante de l'indo-européen. Buschmann répéta donc fidèlement l'avis de Humboldt contre Bopp, et il avait raison. Mais Bopp, le grand maître de la linguistique allemande, dans un autre article, détruisit Buschmann et, avec cette condamnation, toute une linguistique qui oserait s'occuper de langues de sauvages. Du coup, selon Mueller-Vollmer, tout le projet humboldtien aurait été discrédité.

Deuxième crime de Buschmann: après la mort de Wilhelm, Buschmann était devenu collaborateur d'Alexandre von Humboldt. Alexandre non seulement le chargea de terminer l'œuvre de son frère, mais lui confia aussi la rédaction de ses propres œuvres allemandes les plus importantes, des *Ansichten der Natur* et du *Kosmos*. Or, après la mort d'Alexandre, en 1859, l'Etat prussien hésita à acheter la succession de celui-ci. Elle fut donc transportée à Londres chez Sotheby pour être vendue aux enchères. Mais la veille de la vente, tout brûla. La célèbre bibliothèque du plus célèbre savant allemand disparut. Du travail du plus grand scientifique de la Prusse, il ne restait donc plus aucune trace. Il ne subsistait en Prusse pratiquement qu'un seul trésor dont Buschmann était le propriétaire: le manuscrit du *Kosmos*. Probablement pour s'opposer à la politique désastreuse de la Prusse face à Humboldt, Buschmann fit une chose inouïe: il donna ce manuscrit à la France. Cette donation créa une tempête de rage patriotique. Buschmann était un traître. Mauvaise presse de nouveau pour Buschmann et, conclut Mueller-Vollmer, pour la linguistique buschmannienne aussi,

donc pour ce genre de linguistique des langues „de sauvages“ inventée par Humboldt.

Kurt Mueller-Vollmer croit que Buschmann aurait présenté, pour se venger de ses compatriotes et de ses collègues, un texte de Humboldt (sur le verbe en betoi) comme l'un de ses mémoires à l'Académie. Je ne sais pas en quoi ce comportement plagiaire serait une revanche. Je le lis plutôt comme témoignage de l'amalgame inextricable entre Buschmann et les textes humboldtiens dont il était toujours le dépositaire.

Je ne crois pas que l'histoire de Buschmann fût vraiment la raison principale de ce que j'appelle ici la dispersion intellectuelle du legs humboldtien. Mais c'est malgré tout une très belle histoire, et cette histoire a probablement ajouté à l'oubli ou à l'insouciance envers le legs humboldtien. J'ai l'impression que Mueller-Vollmer exagère un peu le côté biographique. Et styler Buschmann comme le pauvre „underdog“ à la Bibliothèque fait de la vie de cet homme une histoire d'échec qui ne me semble pas correspondre aux réalités. On ne doit pas oublier que – malgré ces histoires – Buschmann était un chercheur qui avait du succès: il publia toute une série de livres sur les langues amérindiennes chez Dümmler à Berlin, une maison d'édition qui n'était pas une mauvaise adresse. De plus, il était quand même membre de l'Académie ce qui n'est pas non plus signe de mésestime tragique. Et qui dit que la bataille avec Bopp aurait nui à Buschmann? C'était peut-être un pas vers la célébrité.

2.2. Ce qui me semble donc beaucoup plus important comme raison de ce que j'ai appelé la dispersion intellectuelle de la succession de Humboldt, l'oubli de la linguistique humboldtienne, c'est le développement de la linguistique. J'ai l'impression que le legs de Humboldt, déjà en 1835, venait trop tard ou trop tôt, de toute façon à contretemps. C'est un legs intempestif. A l'exception de Buschmann, apparemment personne ne s'est intéressé à la succession. Si le projet humboldtien avait été chic, à la mode, d'autres jeunes se seraient certainement précipités à la Bibliothèque Royale de Berlin. Mais il n'en est rien. Car le projet humboldtien naît en même temps que le projet de la linguistique historico-comparative. Et celle-ci entre sur scène avec des livres révolutionnaires qui fascinaient toute une génération et qui – par surcroît – ouvraient la voie à la professionnalisation de la linguistique. Bopp et Grimm, August Wilhelm Schlegel et plus tard Diez, étaient des professeurs d'université. Humboldt, par contre, était un homme politique célèbre, mais pas un linguiste professionnel. En 1820, à

l'heure du triomphe de Bopp et de Grimm, Humboldt prononça son premier discours à l'Académie de Prusse: „Sur l'étude comparative des langues“ („Ueber das vergleichende Sprachstudium“). Mais ce n'était qu'un programme de recherche et pas un livre qui aurait pu être un modèle pour ce programme. Donc, avec le succès de Bopp en 1816 et surtout de Jacob Grimm à partir de 1820, exactement depuis le début de l'activité linguistique publique de Humboldt, la linguistique dominante était la linguistique dans le style de Grimm, c'est-à-dire la linguistique historico-comparative des langues indo-européennes. Le paradigme humboldtien, esquissé dans la même année 1820, n'avait aucune chance au milieu de toute cette concurrence. Il n'y avait pas vraiment de modèle pour cette linguistique comme l'était la grandiose *Grammaire Germanique* de Grimm pour le paradigme historico-comparatif. Humboldt lui-même n'avait pas encore écrit son grand livre. Et quand celui-ci fut finalement publié, c'était trop tard.

Le livre qui, au début du XIX^e siècle, aurait pu servir de modèle à l'étude comparée des langues – „vergleichendes Sprachstudium“ – donc à la linguistique générale et descriptive, n'était pas très bon et n'offrait rien de nouveau, surtout il n'offrait pas de méthode scientifique. Je parle du *Mithridates* d'Adelung et Vater. De plus, l'esprit de cet ouvrage ainsi que celui du projet linguistique de Humboldt, c'était l'esprit des Lumières, l'universalisme leibnizien, cette joie, tout à fait dix-huitième siècle, de la *diversité* sur la base de l'unité de l'esprit humain. Mais cette recherche de la „merveilleuse variété des opérations de l'esprit humain“, que Leibniz avait désignée comme but de la recherche linguistique, n'avait plus d'attrait pour les jeunes, qui ne s'intéressaient plus à la diversité de l'esprit humain. Peut-être avaient-ils même peur de cette diversité qui se manifestait trop dans leur réalité historique, de cette diversité qui avait fragmenté l'Europe et qui avait déchiré l'Allemagne. Ce qu'ils cherchaient, c'était plutôt l'*unité* historique derrière la diversité, recherche qui correspondait très bien à leurs aspirations politiques: retrouver l'unité de l'Europe („Die Christenheit oder Europa“) ou – au moins – l'unité de l'Allemagne. Cette perspective de la recherche est d'ailleurs aussi due à Leibniz, c'est le second volet du diptyche de la linguistique leibnizienne qui maintenant prend le dessus.

En France, on s'occupa encore plus longtemps de projets semblables à celui de Humboldt: Les „Observateurs de l'homme“ avaient, avant Humboldt, esquissé un programme de recherche visant à décrire toutes les langues du monde. Volney, en 1820 aussi, exhorte la France

à suivre l'exemple de l'Allemagne: Il pense au *Mithridates* d'Adelung et de Vater. En France, on trouve tous ces spécialistes des langues „exotiques“ que les jeunes Allemands vont consulter – pour ensuite créer un nouveau paradigme de la recherche linguistique. Mais, dès les années 20, en France aussi, la jeune génération était fascinée par la nouvelle école allemande: Michelet par exemple, avant qu'il se mette à son œuvre historique, voulait faire du Grimm, tout comme Renan plus tard. Et avec la traduction de Bopp, la France se convertit au projet de la grammaire historico-comparative. En Allemagne, la linguistique descriptive bien qu'elle n'ait jamais cessé d'exister, chez les orientalistes surtout, était de toute façon passée au deuxième plan, dès sa naissance dans le projet humboldtien.

2.3. Quant au sort de la linguistique humboldtienne au début du XX^e siècle, au temps de la publication de la grande édition de l'Académie de Berlin, il ne s'agit donc pas tellement d'une espèce de complot de la méchante indo-germanistique contre la pauvre linguistique humboldtienne. Mais un changement de paradigme au moment même de la naissance de la linguistique humboldtienne est responsable de ce rejet de la linguistique descriptive. La linguistique humboldtienne a eu la malchance de voir le jour en même temps que la linguistique historique. Un peu comme un jumeau, mais qui naît plus faible et qui reste un peu maigre et chétif pendant sa jeunesse. Mais dont l'heure viendra.

Des entreprises comme celle de l'*Internationale Zeitschrift für Sprachwissenschaft* de Techmer dont Konrad Koerner nous a raconté l'histoire³ prouvent que ce n'était pas encore le moment. Cette belle revue qui ouvrit son premier numéro avec un texte de Humboldt fut un échec total. Il est vrai aussi que Steinthal n'est jamais arrivé au rang de professeur ordinaire à cause du type de linguistique qu'il faisait – certainement aussi parce qu'il était Juif dans un Berlin aux prises avec sa première vague d'antisémitisme. Mais il ne faut pas oublier tout de même que Steinthal publie ses livres sur la linguistique générale, sur les langues du monde, sur les langues africaines, et que ces livres, comme ceux de Buschmann, sortent chez Dümmler, important éditeur berlinois. Ce qui montre que cette linguistique n'est pas tout à fait dépourvue d'intérêt pour le public. Mais le siècle après la mort de Humboldt n'est tout simplement pas celui d'une linguistique descriptive et cognitive.

3 Cf. Koerner 1973.

En effet, la dispersion intellectuelle du legs Humboldt ou le refus de la linguistique à la Humboldt est, à mon avis, principalement un effet de la situation objective de la recherche linguistique et non pas la faute de la mauvaise volonté de certaines personnes. L'étude comparée de toutes les langues du monde n'était plus – ou n'était pas encore – à l'ordre du jour quand Humboldt léguait ses matériaux linguistiques à la Bibliothèque Royale de Berlin et elle ne sera pas encore à l'ordre du jour quand Leitzmann publiera les premiers volumes de son édition de l'Académie.

C'est l'époque des grandes éditions nationales des Grands Classiques, de Goethe, de Schiller, de Herder, de Kant etc. Et donc aussi de Humboldt qui est considéré comme un classique du Panthéon allemand, une grande figure historique, l'ami de Goethe et de Schiller, le frère d'Alexandre (à qui d'ailleurs on n'a pas fait l'honneur d'une édition nationale), un grand homme de la Prusse. Ce qui, en Allemagne, voulait dire: le fondateur de l'Université de Berlin et donc des universités de l'Allemagne, parce que tous les Etats allemands suivirent l'exemple berlinois au cours du XIX^e siècle – histoire d'un succès fracassant. En second lieu, Humboldt est, avec les classiques et les philosophes de l'idéalisme allemand, le théoricien de cette idée tout à fait allemande de la *Bildung*, c'est-à-dire de la formation intellectuelle et artistique de l'individu. Le *Gymnasium*, l'Université et le Théâtre sont les lieux fondamentaux de cette profonde et généreuse idée si caractéristique de la bourgeoisie allemande du XIX^e siècle – qui compensait avec la *Bildung* son défaut de pouvoir politique. Troisièmement, Humboldt était une figure historique et politique extrêmement importante, pour le libéralisme politique, pour les questions constitutionnelles de l'Allemagne. Et en quatrième lieu, certainement grâce à Steintal, Humboldt était un philosophe, un philosophe du langage, quelqu'un qui avait développé la plus profonde réflexion sur le langage.

Mais le *linguiste* Humboldt était sans intérêt pour Leitzmann, ainsi que pour les linguistes (s'ils avaient participé à cette édition, ce qui ne fut pas le cas), parce que la linguistique au début du XX^e siècle, c'était toujours le comparatisme, comparatisme de la troisième génération, un comparatisme devenu „science“ qui dominait ses méthodes, qui raffinaient et perfectionnaient l'œuvre des pères fondateurs: Brugmann et Osthoff menaient à la perfection néogrammairienne l'œuvre de Bopp. Meyer-Lübke triomphait sur Diez de la même manière. Mais c'était toujours le même programme, et donc l'incompréhension totale de tout ce que voulait Humboldt, pas seulement de son projet linguistique

mais aussi de son projet philosophique, complètement incompréhensible à ces scientifiques. Ainsi, Delbrück avoue, dans son introduction classique à l'indogermanistique, qu'il ne comprenait tout simplement rien à ce que Humboldt avait écrit.

Les dix-sept volumes de l'édition de l'Académie reflètent très bien cette image classique de Humboldt. L'édition procède chronologiquement: au début, nous avons les essais esthétiques et anthropologiques, l'œuvre linguistique ne commence pratiquement qu'au volume IV, avec le premier discours à l'Académie en 1820. Les volumes IV, V, VI,¹ et VII,¹ sont donc les volumes linguistiques, quatre volumes sur dix-sept. Le vol. VIII contient les traductions, le vol. IX les poésies, les vols. X à XIII sont des mémoires politiques, XIV et XV les journaux, XVI et XVII les lettres politiques. Un quart seulement des textes de cette édition est donc dédié aux œuvres sur le langage, pratiquement les œuvres imprimées et quelques textes d'intérêt non spécialiste.

3. Vers la récupération du legs humboldtien

3.1. Au début du XX^e siècle, peut-être aussi grâce à l'édition de Leitzmann, les philosophes redécouvrent Humboldt, penseur du langage: Cassirer surtout, plus tard aussi Heidegger. Mais aussi les grands de la nouvelle linguistique, c'est-à-dire de la linguistique descriptive, Bloomfield et Hjelmslev, le considèrent comme un précurseur. La typologie qui joue le rôle de l'opposition contre la puissante linguistique historique avait toujours vu en Humboldt un grand précurseur, ce qui ne signifie pas qu'elle s'intéresse vraiment au projet humboldtien (elle aurait vite découvert que la typologie n'est pas du tout un projet humboldtien). Karl Vossler redécouvre la linguistique „littéraire“ de Humboldt en 1904/05.

Je ne peux pas écrire ici l'histoire de la réception de la pensée humboldtienne au XX^e siècle. Mais je crois pouvoir dire que la redécouverte de la cohérence et de l'ensemble de la pensée de Humboldt, la récupération du legs humboldtien, c'est surtout l'effet des recherches sur l'histoire de la linguistique à partir des années 70. Dans le mouvement de l'essor de l'histoire des idées linguistiques, comme le dit Sylvain Auroux, à la suite surtout de Chomsky et Coseriu, Humboldt fut finalement interprété dans l'ensemble de sa pensée. Et c'est dans le contexte de cette ré-interprétation que la recherche sur Humboldt se

rend compte du fait que Humboldt n'est pas seulement un philosophe du langage, mais aussi un linguiste, c'est-à-dire que sa linguistique, ses recherches empiriques font tout simplement partie de l'ensemble de son projet. C'est une approche de la totalité de la pensée de Humboldt des deux versants de l'interprétation: l'interprétation philosophique se rend compte du fait qu'elle doit prendre en considération les recherches empiriques, c'est-à-dire que le côté „anthropologique“ est une partie intégrale du projet philosophique de Humboldt. Et l'interprétation linguistique se rend compte du fait que l'on ne peut pas réduire la contribution de Humboldt à la typologie, mais que le but de la linguistique humboldtienne est surtout l'individualité des langues – „diversité“, „Verschiedenheit“, est le mot clé – et que la partie „philosophique“ fait partie de cette linguistique, qu'elle n'est donc pas seulement „description“, mais „description pensante“.⁴

On peut dire, sans exagération excessive, que – jusqu'à ces nouvelles interprétations des années 80 – les philosophes qui se sont intéressés à Humboldt avaient lu *Über die Verschiedenheit* jusqu'au § 13 et que les linguistes se sont surtout penchés sur les §§ 14 à 19 d'où ils ont tiré l'idée d'une typologie humboldtienne.⁵ Il fallait, d'une certaine manière, combiner ces lectures et il fallait surtout continuer à lire pour redécouvrir les §§ 20 et suivants sur le caractère des langues. Car – comme Humboldt l'avait déjà dit en 1820 – la recherche du caractère des langues, c'est-à-dire de chaque langue individuelle est la clé de voûte de sa recherche linguistique. Cette synthèse du but philosophique et du but descriptif est affirmée par Humboldt dès la première page de son œuvre majeure: la fin de la recherche linguistique, de ce qu'il appelle „vergleichendes Sprachstudium“, étude comparée des langues, est „la recherche précise de la multiplicité avec laquelle des peuples sans nombre résolvent la tâche de la formation du langage qui leur est donnée comme êtres humains“.⁶ Cette „production de la force de l'esprit humain dans des formes toujours nouvelles et souvent plus accomplies“⁷ exige donc une synthèse entre une pensée philosophique et universaliste et un travail historique. Humboldt le répète à plusieurs

4 Cf. par ex. Borsche 1981, Trabant 1986, 1990, Mueller-Vollmer 1993, Scharf 1994.

5 Je me réfère aux paragraphes de l'édition C, reproduite dans l'édition de Donatella Di Cesare (Humboldt 1836/1998).

6 „[...] die genaue Ergründung der Mannigfaltigkeit, in welcher zahllose Völker dieselbe in sie, als Menschen, gelegte Aufgabe der Sprachbildung lösen“ (Humboldt 1836/1998, 145, VII: 14).

7 Ibid.: „Die Erzeugung menschlicher Geisteskraft in immer neuer und oft gesteigerter Gestaltung“.

reprises: le but de la recherche comparée des langues est la recherche de l'esprit humain (la linguistique est bien sûr cognitive), mais celui-ci se manifeste dans des formes individuelles que sont les langues particulières. Comment une telle pensée aurait-elle pu laisser de côté la recherche linguistique concrète?

3.2. Et c'est dans le contexte de ces recherches qui découvrent l'ensemble de la pensée de Humboldt que Kurt Mueller-Vollmer se demande très concrètement où se trouvent les travaux empiriques dont on accentue maintenant l'importance. La linguistique descriptive était devenue depuis longtemps le paradigme dominant. Dès ses débuts, elle avait vu en Humboldt un précurseur, chez Bloomfield, chez Hjelmslev, chez Saussure indirectement. Mueller-Vollmer se rend compte du fait que l'édition de l'Académie publie très peu de travaux descriptifs. Et il va à la recherche de la succession linguistique de Humboldt.

Mais, à cette époque où la dispersion intellectuelle de l'œuvre de Humboldt va être de plus en plus réparée et où l'on récupère l'ensemble de sa pensée et où la linguistique elle-même était redevenue philosophique et descriptive, la dispersion *matérielle* du legs de Humboldt est extrême: On ne sait tout simplement pas où se trouvent les manuscrits. On connaît seulement le lieu de conservation d'une partie des manuscrits, mais l'autre partie semble avoir disparu à cause des événements de la guerre. Qu'est-ce qui est arrivé?

A la fin de la guerre, on retira de Berlin tout ce qui se trouvait dans les musées et bibliothèques prussiens. Le grand trésor culturel de la Prusse fut caché dans des lieux différents dans le Reich, souvent dans des mines. Après la guerre, ce qui se trouvait en Allemagne occidentale fut rassemblé dans la nouvelle Bibliothèque d'Etat à Berlin Ouest. Mais une grande partie des manuscrits des classiques avait disparu. Et voilà que, dans les années 80, Kurt Mueller-Vollmer retrouve la partie qui manquait – ou plutôt la plus grande partie de ce qui manquait – à la Bibliothèque Yaguellone de Cracovie. A partir de 1976, la Pologne avait signalé que le fonds de manuscrits de la Bibliothèque prussienne dont on ne connaissait pas le sort se trouvait à Cracovie. Il y en a toujours une petite part qui reste introuvable. Mueller-Vollmer se rend à Cracovie et commence à faire une description de tous les manuscrits linguistiques de Humboldt, du legs donc que Humboldt avait fait à la Bibliothèque Royale de Berlin en 1835. Il a publié cette description dans son admirable livre de 1993: *Wilhelm von Humboldts Sprachwissenschaft*. Et il en conclut qu'il faut faire une édition des œuvres lin-

guistiques de Humboldt. Comme Mueller-Vollmer lui-même présente l'édition dans son article de ce volume, je me contenterai, pour finir, de quelques remarques sur le travail que nous sommes en train de faire.

4. Écrits de linguistique (Schriften zur Sprachwissenschaft)

4.1. Les premiers volumes de cette édition sont parus, ce sont les deux livres déjà mentionnés: la *Grammaire mexicaine* de 1994 et le *Dictionnaire de la langue mexicaine* paru en 2000, tous les deux élaborés par Manfred Ringmacher. Ces deux volumes ne sont qu'une infime partie de ce qui doit se faire, mais ils peuvent donner une bonne impression du genre de travail que représente cette édition. Ce sont deux cas assez typiques. Les écrits linguistiques que l'on publie reposent sur des matériaux très différents qui posent des problèmes très différents.

Le premier volume, la *Grammaire mexicaine*, est un texte sans grandes difficultés philologiques. Le manuscrit de Humboldt y est, il est très clair. Et, en ce qui concerne l'importance de cette grammaire pour la compréhension de la pensée humboldtienne, elle est énorme. Elle documente la nouveauté de son approche: c'est vraiment une grammaire *scientifique*, c'est-à-dire qu'elle se différencie des grammaires précédentes – dont elle dépend bien sûr – de par sa nature radicalement *descriptive*. Ce n'est pas une grammaire pour apprendre le nahuatl, mais elle vise à saisir la *structure* et le *caractère*, donc l'individualité de cette langue.

Le *Dictionnaire de la langue mexicaine* représente un cas totalement différent, un texte difficile et problématique. La difficulté philologique du manuscrit est énorme, c'est un manuscrit qui a été écrit et réécrit à plusieurs reprises. Le texte est de Buschmann qui y a travaillé à plusieurs reprises pendant sa vie. Les couleurs différentes de l'encre signalent des époques différentes du travail de Buschmann. Il faut déchiffrer des passages écrits dans une sténographie privée de Buschmann. Manfred Ringmacher a retrouvé la clé de cette écriture. Il est la seule personne au monde capable de lire cette écriture. Et quelquefois nous avons une petite remarque de la main de Humboldt même.

Ces remarques manuscrites de Humboldt sont les traces matérielles de la participation de Humboldt. Mais ce n'est quand même pas tout. La conception du dictionnaire est de Humboldt. Humboldt avait or-

donné à son collaborateur Buschmann de compiler ce lexique à partir d'un autre lexique, celui de Molina de 1571, et de le traduire en latin et en allemand. Le vocabulaire de Molina était un dictionnaire nahuatl-espagnol (ce qui était extrêmement rare) et espagnol-nahuatl qui servait à des fins pratiques de l'administration espagnole. Humboldt veut en faire un dictionnaire scientifique, il le fait donc traduire en latin. Ce choix du latin comme langue scientifique est curieux, on aurait plutôt attendu le français que l'on trouve aussi dans d'autres travaux humboldtiens sur le nahuatl, d'autant plus que le latin ne joue aucun rôle dans l'œuvre de Humboldt. Mais le dictionnaire est, en fin de compte, un travail de Buschmann. A la mort de Humboldt, le manuscrit reste entre les mains de Buschmann qui y travaillera pendant toute sa vie, ajoutant, corrigeant des choses et donnant les explications sémantiques en allemand (il laisse tomber le latin).

Le problème de ce texte du point de vue du contenu est donc que nous nous trouvons ici aux marges de l'œuvre de Humboldt. L'œuvre de Humboldt se confond avec l'œuvre d'un autre auteur et, par conséquent, on se trouve aussi aux marges de l'intention philosophico-linguistique du projet humboldtien. Buschmann est un savant qui est plutôt loin de toute aspiration philosophique. Il ne s'intéresse pas tellement à la „formation de l'esprit humain dans les langues différentes“, mais il est un positiviste pur et simple, au moins aussi étranger au projet humboldtien que l'étaient les typologues. L'exemple du dictionnaire mexicain illustre donc le problème des *limites* de la linguistique humboldtienne, le problème du choix des manuscrits à intégrer dans les *Ecrits de linguistique*.

4.2. On aura compris que les manuscrits humboldtiens posent aussi un autre problème, plutôt pratique, mais de première importance philologique et scientifique: celui de trouver des collaborateurs qui puissent faire ce travail. Il ne suffit pas seulement de savoir lire des textes dans une écriture difficile et démodée, qualification normale pour tout éditeur de textes du passé. Il faut aussi connaître plusieurs langues de description: Pour le matériel américain, ce sont – à côté de l'allemand – l'espagnol, le français, l'italien, le latin et l'anglais. De plus, pour pouvoir faire ce travail intelligemment, il faut aussi connaître la langue (ou l'écriture) dont Humboldt parle. Ce sont – pense-t-on – des qualifications impossibles à trouver. Mais – chose incroyable – on trouve! Nous avons réuni tout un cercle de collaborateurs qui sont des spécialistes des plus improbables langues du monde entier et qui sont

en même temps capables de se pencher sur ces manuscrits multilingues du XIX^e siècle.

5. Remarque finale

En parlant de cette édition des œuvres linguistiques de Humboldt j'ai utilisé un „nous“ qui demande une explication. Les *Schriften zur Sprachwissenschaft* sont une idée de Kurt Mueller-Vollmer, grand spécialiste américain de Humboldt, et c'est lui qui est responsable du projet. Les volumes parus jusqu'ici sont l'œuvre de Manfred Ringmacher, et toute une équipe de spécialistes réalisera les volumes ultérieurs. Ma part dans tout ceci est bien petite. J'ai tout de même dit „notre“ édition parce que c'est une entreprise à laquelle l'Académie de Berlin, ci-devant Académie Prussienne, se sent très attachée. L'Académie de Berlin avait publié les dix-sept volumes de l'édition Leitzmann, de 1903 à 1936. Et elle est maintenant, grâce aux subventions de la Deutsche Forschungsgemeinschaft, de nouveau l'institution qui héberge l'édition des écrits de Humboldt. En prenant sous notre tutelle cette nouvelle édition, nous avons voulu signaler que nous considérons l'édition des écrits linguistiques de Humboldt comme une continuation de notre ancienne édition. L'Académie de Berlin veut contribuer à compléter l'image que la postérité se fait de ce grand homme: Wilhelm von Humboldt fut fondateur de l'Université de Berlin, théoricien de la „Bildung“, „second fondateur de l'Académie“ (Harnack), grand homme politique, philosophe du langage. Nous pensons qu'il est nécessaire de lui ajouter le titre d'honneur de grand linguiste.

Indications bibliographiques

Tilman Borsche (1981), *Sprachansichten. Der Begriff der menschlichen Rede in der Sprachphilosophie Wilhelm von Humboldts*, Stuttgart: Klett-Cotta.

Eduard Buschmann und Wilhelm von Humboldt (2000), *Wörterbuch der Mexicanischen Sprache*, hg. von Manfred Ringmacher, Paderborn: Schöningh (= *Schriften zur Sprachwissenschaft* III,3).

Wilhelm von Humboldt (1883-84), *Die sprachphilosophischen Werke Wilhelm's von Humboldt*, hg. von Heyman Steinthal, Berlin: Dümmler.

Wilhelm von Humboldt (1903-36), *Gesammelte Schriften*, hg. von Albert Leitzmann u. a., 17 Bde., Berlin: Behr.

- Wilhelm von Humboldt (1994), *Mexicanische Grammatik*, hg. von Manfred Ringmacher, Paderborn: Schöningh (= *Schriften zur Sprachwissenschaft* I-II, 2).
- Wilhelm von Humboldt (1836/1998), *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*, hg. von Donatella Di Cesare, Paderborn: Schöningh.
- Konrad Koerner (1973), *The Importance of F. Techmer's Internationale Zeitschrift für Allgemeine Sprachwissenschaft in the Development of General Linguistics*, Amsterdam: Benjamins.
- Gottfried Wilhelm Leibniz (1765/1966), *Nouveaux essais sur l'entendement humain*, hg. von Jacques Brunschwig, Paris: Garnier-Flammarion.
- Kurt Mueller-Vollmer (1993), *Wilhelm von Humboldts Sprachwissenschaft. Ein kommentiertes Verzeichnis des sprachwissenschaftlichen Nachlasses*, Paderborn: Schöningh.
- Manfred Ringmacher (1994) = Humboldt 1994.
- Manfred Ringmacher (2000) = Buschmann/Humboldt 2000.
- Hans-Werner Scharf (1994), *Das Verfahren der Sprache: Humboldt gegen Chomsky*, Paderborn: Schöningh.
- Christa Schwarz (Hg.) (1993), *Ex libris a Gulielmo L. B. de Humboldt legatis. Das Legat Wilhelm von Humboldts an die Königliche Bibliothek in Berlin*, Paderborn: Schöningh.
- Jürgen Trabant (1986), *Apeliotes oder Der Sinn der Sprache. Wilhelm von Humboldts Sprach-Bild*, München: Fink (frz. Übers.: *Humboldt ou le sens du langage*, Liège: Mardaga 1992).
- Jürgen Trabant (1990), *Traditionen Humboldts*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (frz. Übers.: *Traditions de Humboldt*, Paris: Maison des Sciences de l'Homme 1999).
- Karl Vossler (1904), *Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft*, Heidelberg: Winter.
- Karl Vossler (1905), *Sprache als Schöpfung und Entwicklung*, Heidelberg: Winter.
- Klaus Zimmermann, Jürgen Trabant und Kurt Mueller-Vollmer (Hg.) (1994), *Wilhelm von Humboldt und die amerikanischen Sprachen*, Paderborn: Schöningh.

Kurt Mueller-Vollmer (Stanford University)

**Wilhelm von Humboldt und der Kosmos der Sprachen: Zur
Edition des sprachwissenschaftlichen Nachlasses.¹**

Wer aus dem Ausland, und zumal aus einem der Länder Zentral-, Nord- oder Südamerikas kommt, verbindet mit dem Namen Humboldt erfahrungsgemäß nicht Wilhelm, sondern stets den jüngeren Bruder, Alexander, der in der Neuen Welt – und nicht nur dort – bei vielen zu Recht als der zweite Entdecker Amerikas gilt. Das bewahrheitet sich auch im heutigen Kalifornien, das neben einem nördlich von San Francisco gelegenen Regierungsbezirk *Humboldt* (*Humboldt County*) – mit einer wegen des kühlenden pazifischen Humboldt-Stroms erst-rangigen Austernkultur – in einer Stadt namens *Arcata* (was in der Sprache der dortigen Wiyot- und Yurok-Indianer soviel wie „Lagune“ bedeutet) eine *Humboldt-Universität* (*Humboldt State University*) aufzuweisen hat, die sich in ihrer Mission ausdrücklich auf Alexander von Humboldt beruft.

Dennoch ist es verwunderlich und befremdend, wie oft in der Neuen Welt und in Europa, selbst in Deutschland, diejenigen, die Kenntnis von Alexander von Humboldt besitzen, kaum über seinen älteren Bruder und dessen Werk unterrichtet sind. Umgekehrt aber läßt sich das Gleiche feststellen, wodurch sich das Sprichwort „and never the twain shall meet“ zu bewahrheiten scheint. Zwar ist die den Brüdern gewidmete Sekundärliteratur schier unermesslich, doch bewohnen die beiden, wenn es nach deren Autoren geht, meist unterschiedliche, kaum sich berührende Welten. Nichts könnte jedoch weiter von der historischen Wahrheit entfernt sein, als das noch immer gängige Klischee, wonach dem weltmännisch aufgeschlossenen, in allen Naturwissenschaften seiner Zeit bewanderten und weitgereisten Alexander der im Vergleich farblose Bruder Wilhelm gegenüberstehe, ein un-

1 Dem Text liegt der Vortrag zugrunde, den der Verfasser anlässlich der Präsentation des Editionsvorhabens *Wilhelm von Humboldt: Schriften zur Sprachwissenschaft* an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften in Berlin am 13. Januar 2006 gehalten hat.

verdrossen nach harmonischer Allgemeinbildung strebender, unzeitgemäßer Liebhaber der klassischen griechischen Antike, kurz, ein deutsch betulicher Humanist ohne eigentliches Portefeuille, der zwar das preußische Bildungswesen reformiert und die Berliner Universität irgendwann gegründet, aber mit seinen kaum bekannten und obskuren Akademieabhandlungen nichts dem Bruder Alexander Ebenbürtiges der Nachwelt hinterlassen habe.

Immerhin hat dieser Wilhelm von Humboldt in der Zeit von 1797 bis zu seiner vom preußischen König ausgesprochenen fristlosen Entlassung aus dem Staatsdienst in der Neujahrnacht vom 1. Januar 1820 (wegen angeblicher liberaler Umtriebe zugunsten einer die Bürgerrechte garantierenden demokratischen Verfassung) mehr als sechzehn Jahre seines Lebens in vier europäischen Kapitalen seiner Zeit – unter Auslassung Berlins in Paris, Rom, Wien und London – verbracht, kannte aber auch Prag und Madrid, was sich schwerlich mit dem Bild des betulichen Deutschen vereinen läßt, war dazu Mitglied der „Royal Asiatic Society“ in London, der Pariser „Société Asiatique“, der „American Philosophical Society“ in Philadelphia, der „Antiquarian Society“ in Boston und meisterte neben den klassischen Sprachen das Französische, Englische, Italienische und Spanische in Wort und Schrift, setzte sich als Politiker aktiv für die Presse- und Zensurfreiheit ein und hatte als Diplomat, wie mein kürzlich verstorbener Stanford-Kollege, der Historiker Gordon Craig gezeigt hat,² am Zustandekommen der großen Koalition gegen Napoleon entscheidenden Anteil. Auf dem Wiener Kongreß gelang es ihm zu verhindern, daß die von Napoleon den Juden Mitteleuropas gewährten Bürgerrechte rückgängig gemacht und sie wieder zurück in die Ghettos geschickt wurden.³ Als preußischer Botschafter besuchte er in London zwar regelmäßig das Britische Museum, um dort Sanskritstudien zu betreiben, arrangierte aber gleichzeitig mit Hilfe des Bankhauses Rothschild ein umfangreiches finanzielles Hilfsprogramm, eine Art Marshallplan, für das wirtschaftlich darniederliegende Preußen.

Während dieser ganzen Periode seines politischen Engagements aber hat er sein eigenes und eigentliches Projekt, nämlich die Erforschung der Sprachen der Welt, stets weiterverfolgt und niemals aus den Augen verloren. Dies gelang ihm, wie es der Bruder Alexander einprägsam formuliert hat, „durch die Macht seiner Intelligenz und die nicht geringere Macht seines Willens [...] welche der häufige Wechsel

2 Vgl. Craig 1967

3 Vgl. Kohler 1918

des Aufenthalts und sein öffentliches Leben nicht zu unterbrechen vermochten.“ So konnte Alexander auch nach dem Hinscheiden Wilhelms von seinem Bruder sagen, es sei diesem gelungen „tiefer in den Bau einer größeren Menge von Sprachen einzudringen, als noch von jeh einem Geiste umfaßt worden sind.“⁴ Dabei war Wilhelm von Humboldt nicht etwa Philosoph oder Sprachdenker, der sich auch noch mit empirischer Sprachwissenschaft befaßt hat, noch Sprachwissenschaftler, der dazu noch philosophiert hat. Er war vielmehr beides zusammen und zur gleichen Zeit. Die wesentliche Rolle aber, welche die empirische Sprachforschung dabei für ihn gespielt hat, war lange Zeit unbekannt geblieben, ja sie ist es in weiten Kreisen noch heute. Daher hatte sich auch, von wenigen Ausnahmen abgesehen, bis in unsere Zeit hinein offenbar niemand für den bis zum Jahr 1944 in der Preußischen Staatsbibliothek aufbewahrten und allgemein zugänglichen umfangreichen wie vielfältigen sprachwissenschaftlichen Nachlaß interessiert, ja dieser war überhaupt noch von niemandem systematisch erfaßt, geschweige denn ausgewertet worden, als er dann in den Wirren des Kriegsendes 1945, wie man fälschlicherweise glaubte, vernichtet wurde.

Aufgabe der neuen Edition ist es, die humboldtsche Sprachwissenschaft in ihrem integralen Zusammenhang von Philosophie und Sprachforschung, von Theorie und Empirie, auf der Grundlage eben dieses Nachlasses zu präsentieren. Es soll damit zum ersten Mal Humboldts wahrhaft globales, auf die Erforschung der Sprachen aller Erdteile, bis über die gesamte pazifische Inselwelt hinweg sich erstreckendes Projekt, und was er davon zu Lebzeiten verwirklichen konnte, zugänglich und die ihm zugrunde gelegte Absicht sichtbar gemacht werden, bei der es ihm um nichts geringeres zu tun war, wie er es präzise formuliert hat, als die „Ausmessung und Prüfung des Gebiets der Sprache und der Sprachfähigkeit des Menschen.“⁵

Die beiden Brüder waren nicht bloß über die wissenschaftlichen Unternehmungen des anderen jeweils genau informiert, sondern nahmen wechselseitig Anteil an ihren Unternehmungen und besaßen zudem eine beachtliche Anzahl gemeinsamer Interessengebiete, zu de-

4 In seinem „Vorwort“ zur postum herausgegebenen Schrift des Bruders *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts* (Wilhelm von Humboldt/Alexander von Humboldt 1836, VIII)

5 „Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung“ (1820), *GS* 4, 10

nen die Ethnologie, die Anthropologie, die vergleichenden Anatomie und die Philosophie gehörten. Als Alexander 1799 sein Werk *Über die unterirdischen Gasarten* publizierte, schrieb Wilhelm das Vorwort dazu. Einige Jahre zuvor hatten die Brüder gemeinsam mit Goethe in Jena vergleichende Anatomie betrieben, eine Wissenschaft, die eine neue Methodologie entwickelt hatte, welche die drei Männer in ihren Bann zog. Sie führte Goethe zur Entwicklung der Morphologie im Bereich der Osteologie und Botanik und regte Wilhelm zum Entwurf eines Plans für eine vergleichende Anthropologie und zur Prägung eines in den Geisteswissenschaften anwendbaren Begriffs des Typus an, der dann später in seinen sprachwissenschaftlichen Forschungen zum Tragen kommt.⁶ Alexander war es auch, der wohl als erster die für das Werk des Bruders charakteristische schöpferische Verbindung von Philosophie und Empirie bemerkt hat und zu würdigen wußte. So riet er ihm aus Paris 1823 nach der Lektüre von Wilhelms Akademieabhandlung „Ueber das Entstehen der grammatischen Formen“ (1822), er solle doch nun sogleich alle seine linguistischen Abhandlungen „in einem Bande drucken lassen“, um danach sein globales Sprachenprojekt mit aller Energie in Angriff nehmen zu können. „Du weißt selbst“, schreibt er, „und allgemein wird anerkannt, daß niemand außer Dir in Europa die Einzelkenntnis der grammatikalischen Formen und dabei den großen philosophischen Blick besitzt.“⁷

Erst nach äußerst langwieriger, oftmals kafkaesker, sich diesseits wie jenseits des Eisernen Vorhangs erstreckender, alle erdenkbaren Hilfsmittel der Philologie und der Diplomatie zur Anwendung bringender detektivischer Spürarbeit war es mir schließlich vergönnt gewesen, an ganz unterschiedlichen Orten der Alten und der Neuen Welt, in Boston, Philadelphia, Genf, Berlin-Ost und -West, und endlich auch in Krakau, den Großteil des nach dem Zweiten Weltkrieg vernichtet oder verschollen geglaubten umfangreichen sprachwissenschaftlichen Nachlasses Wilhelm ausfindig zu machen. Dabei gelang es mir, die ebenfalls verloren geglaubte, für das Zeitalter ungewöhnlich reichhaltige linguistische Material- und Manuskriptensammlung, welche die Basis seiner linguistischen Forschungsarbeit bildete,⁸ zu rekonstruieren und dingfest zu machen. Hier tat sich auf einmal ein

6 In den *Grundzüge[n] des allgemeinen Sprachtypus* (1823-26), neu hrsg.: Wilhelm von Humboldt (2004)

7 *Humboldt-BW* 153 (Brief vom 15. Oktober 1824)

8 Vgl. Mueller-Vollmer 1993

ganzer Kontinent auf, den es zu erkunden und wissenschaftlich zu erschließen galt.

Freilich, als ich im Sommer 1970 mit den größten Schwierigkeiten ein Visum zum Besuch der Hauptstadt der vormaligen DDR erhalten hatte und in eben diesem Gebäude der ehemals Preußischen und nunmehr Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, in dem heute das Editionsprojekt der Öffentlichkeit vorgestellt wird, mir Einsicht in die Akten der ehemaligen „Humboldt-Kommission“ der *Preußischen Akademie der Wissenschaften* gewährt wurde, wäre es mir kaum in den Sinn gekommen, daß ich, über 35 Jahre später, an gleicher Stelle über eine neue Humboldt-Edition berichten würde, die auf eben den Handschriften und Materialsammlungen aufbaut, auf deren Suche ich mich damals befand. Ein hier vor Ort im Sommer 1970 in den Akten fast nebenbei entdecktes Dokument aus dem Jahr 1908, in dem von der Existenz eines umfangreichen Briefwechsels Wilhelm von Humboldts mit einem der Begründer der amerikanischen Linguistik, John Pickering, aus Boston im US Bundesstaat Massachusetts die Rede war, sollte dann in Sachen der verschollenen humboldtschen Sprachwissenschaft die Wende bringen. Denn in der *Boston Public Library* gelang es mir wenig später, diesen Briefwechsel, der sich als wahrer Schlüssel zur Rekonstruktion der humboldtschen amerikanistischen Forschungen und Materialsammlungen herausstellte, vollständig und unversehrt aufzufinden und auszuwerten. Er gewährt uns heute einen genauen Einblick in den Beginn und die Eröffnungsphase der nordamerikanischen Sprachwissenschaft als auch in Humboldts sich entfaltende amerikanistische Forschungen. In den an den Briefpartner John Pickering gerichteten Schreiben geht er wiederholt ausführlich auf sein weitgespanntes und kühnes Projekt ein, den Bau und den eigentümlichen Charakter der Sprachen der indianischen Eingeborenen des Neuen Kontinents in ihrer Gesamtheit zu erforschen und, wo immer möglich, den Zustand dieser Sprachen vor dem Hereinbrechen der zerstörerischen Einflüsse der europäischen Zivilisation sichtbar zu machen. Dabei teilt er seinem amerikanischen Gesprächspartner im Einzelnen mit, welche linguistischen Materialien und Hilfsmittel ihm dabei zur Verfügung standen und nahm Pickering Hilfe in Anspruch, ihm Fehlendes zu beschaffen.⁹

Schon während der baskischen Forschungsreisen in den Jahren 1800-1801 hatte er noch an Ort und Stelle entschlossen mit dem sy-

9 Vgl. Mueller-Vollmer (Hrsg.) 1976

stematischen Sammeln linguistischen und ethnologischen Quellenmaterials begonnen. Später hielt dann Alexander auf seinen amerikanischen Forschungsexpeditionen im Auftrag seines Bruders erfolgreich nach Materialien zu den Eingeborensprachen von Nord- und Südamerika Ausschau, die er ihm dann 1805, nach seiner Rückkehr aus der Neuen Welt, in Rom persönlich überbrachte. Dort, in der Ewigen Stadt, wo er seit 1802 als diplomatischer Vertreter Preußens am Heiligen Stuhl fungierte, hatte Wilhelm unterdessen mit dem exjesuitischen Abt und Sprachforscher Lorenzo Hervás (1753-1809), Bibliothekar an der päpstlichen Quirinalsbibliothek und ehemaligem Chef der amerikanischen Jesuitenmission in den beiden Amerikas, ein freundschaftliches Verhältnis angeknüpft und ließ sich Abschriften von dessen umfangreicher Sammlung indianischer Grammatiken anfertigen, die sich sämtlich im Nachlaß erhalten haben. Die beiden Brüder konnten sich daher rühmen, wie Alexander im ersten Band seines amerikanischen Reisewerks nicht ohne Stolz vermerkt, Europas umfangreichste, auch die Pariser Bibliothèque Royale weit übertreffende Sammlung indianischer Grammatiken in ihrem Besitz zu haben. Sie war die Quellengrundlage und der Ausgangspunkt für Wilhelms amerikanistische Forschungen.

Als sich aber dann herausstellte, daß die Sammlung bei weitem nicht ausreichte, um sein ehrgeiziges, der gesamten Sprachenwelt Nord-, Mittel- und Südamerikas geltendes Forschungsvorhaben in die Wege zu leiten, begann er unverzüglich ein eigenes systematisches, die Kontinente umspannendes Beschaffungsprogramm zu organisieren, in das er in der Folge auch die asiatischen und pazifischen Sprachen einbezog. Bei diesem Unternehmen konnte er sich auf das ihm und Alexander gemeinsame umfangreiche internationale Netzwerk von Kontakten zu Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens und der wissenschaftlich-gelehrten Welt nicht allein in Europa (Deutschland, Frankreich, England, Italien, Holland), sondern auch in den beiden Amerikas (USA, Brasilien, Argentinien, Chile, Mexiko) und Asiens (Indien, Thailand, Malaysia) stützen. Wilhelm sollte überdies, so war es von den Brüdern geplant, in Alexanders Reisewerk für den linguistischen Teil zuständig sein. In Wilhelms erhaltenem Wiener Arbeitsbuch von 1812 finden sich daher Ausarbeitungen zu mehreren amerikanischen Idiomen in französischer Sprache. Zu dieser Zeit schrieb er auch den als Einleitung zu seinem Beitrag konzipierten „Essai sur les languages du Nouveau Continent“, seine erste ausführlich durchformulierte programmatische und sprachtheoretisch-methodologische

Aussage. Doch die Inanspruchnahme durch die große Politik – er war Botschafter Preußens in Wien, vertrat dieses auf dem Kongreß von Chantillon, bei den Friedensverhandlungen in Paris wie auch auf dem Wiener Kongreß, dem Kongreß von Aachen und dem Frankfurter Bundestag, ehe er den Botschafterposten in London übernahm – machte die Verwirklichung dieses Vorhaben zunichte.

Wie sehr er aber inmitten der Weltereignisse und der Inanspruchnahme durch die Politik sein großes Vorhaben trotzdem nie aus den Augen verlor, zeigt sein kurzes Zusammentreffen mit Goethe am Rande der großen Politik im August 1812 in Karlsbad, bei dem Humboldt gegenüber Goethe darlegte, wie „die Sprachen über die Welt verbreitet“ seien und dabei gleich den Entwurf zu einem umfassenden Sprachatlas (ein absolutes Novum zu seiner Zeit) entwickelte. Eine präzise und ausführliche Anleitung, wie ein sämtliche Sprachen Europas erfassender Atlas anzufertigen sei, sandte er dann von Wien aus an Goethe,¹⁰ der wiederum hoffte, Humboldt werde bei einem zukünftigen Besuch in Weimar sich nun auch der anderen Weltteile annehmen: „Eine Karte der beiden Hemisphären liegt auch schon da“, so schreibt Goethe im Februar 1813 an Humboldt, „und erwartet auf gleiche Weise besprochen zu werden.“¹¹

Humboldts Jahrzehnte andauernde Beschäftigung mit den Sprachen der Welt war daher keine willkürlich aufs Geratewohl hin unternommene Tätigkeit, sondern verfolgte von Anfang an eine bestimmte Absicht. Zugrunde lag dem ehrgeizigen Unternehmen eine für seine Zeit neue und revolutionäre Sprachauffassung. Sie stellte Humboldt dem vorherrschenden, bis auf Aristoteles und Plato zurückreichenden, mimetischen und repräsentativen Verständnis von Sprache, wie sie Denker wie Locke, Descartes, Leibniz und auch noch Fichte vertraten, programmatisch entgegen. So begreift Humboldt die Sprache nicht länger als ein bloßes Mittel der Kommunikation vorsprachlich vorhandener Gegenständlichkeiten und Vorstellungen, die quasi von einem Bewußtsein in ein anderes transportiert werden sollen, vielmehr ist, da die Welt für uns immer schon als eine sprachlich vermittelte erscheint, die Sprache selbst Organ der Gedankenerzeugung, um vorher nicht vorhandene Wahrheiten zu entdecken und begreifbar zu machen.

10 Diese Anleitung hat sich im Nachlaß von Goethes Sekretär Friedrich Wilhelm Riemer erhalten (*Stiftung Weimarer Klassik* Nr. 300, Weimar) und wird in die Edition aufgenommen.

11 *Goethe-BW* 221 (Goethe an Humboldt, Brief vom 31. August 1812) und 213 (Brief vom Februar 1813)

Sprachliche Verschiedenheit ist ihm kein Phänomen „von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst.“ Wie dabei die Sprache bei der Erzeugung der menschlichen Rede in den unterschiedlichen Sprachen verfährt, ist die zentrale Frage, die Humboldts sprachwissenschaftliche Forschungen ständig inspiriert und in Bewegung gehalten hat. Dabei sah er einen Hauptgrund dafür, daß die Griechen und Römer keine eigentliche Sprachwissenschaft hervorgebracht haben, in ihrer, wie er es bezeichnete, „unrichtigen Ansicht von der Natur der Sprache.“¹²

Doch erst nach seiner Entlassung aus dem Staatsdienst konnte er sich ganz auf sein Projekt konzentrieren. In der noch im Jahr 1820 an der Akademie der Wissenschaften verlesenen Abhandlung „Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung“ enthüllte er dann ein umfassendes, mit entsprechenden methodologischen Prinzipien ausgestattetes Programm für eine zukünftige (wie für die eigene), im Entstehen begriffene, allgemeine und vergleichende Sprachwissenschaft oder „Sprachkunde“. Sie gibt uns eine Blaupause an die Hand, unseren Weg in die humboldtsche Sprachwissenschaft zu finden, wie sie sich im Nachlaß darstellt.¹³

Humboldts Projekt steht genau an der Stelle, wo sich zu Anfang des 19. Jahrhunderts die empirische Sprachforschung von der Philosophie der Sprache ablöste, so daß seitdem, mit wenigen Ausnahmen, beide Unternehmungen in zwei unterschiedlichen Disziplinen behaust sind. Für Humboldt allerdings galt diese Zweiteilung und disziplinäre Trennung nicht. Beide Arten der Sprachbetrachtung gehörten für ihn zusammen, bedingten einander und konstituierten so erst das Ganze der Humboldtschen „Sprachkunde“. Während die Philosophen, zumindest seit Hobbes, Locke, Descartes bis hin zu Heidegger und Quine in ihren Aussagen stets über „die Sprache“ reden, als ob es „die Sprache“ an sich überhaupt gäbe, wobei sie allerdings stets die eigene benutzen und im Sinn haben, geht Humboldt von der sprachlichen Verschiedenheit aus, so daß er die Frage nach der Beziehung zwischen Denken und Sprache, wie er es ausdrückt, nicht mehr „allgemein und metaphysisch“ angeht, sondern im Hinblick auf den als „wirklich vorhandenen, lebendigen, durch alle die vielfachen örtlichen und geschichtlichen Verhältnisse der Irdischheit bedingten“ Menschen.¹⁴ Dem

12 GS 6, 118. Zu Humboldts Sprachauffassung siehe Trabant 1986.

13 GS 4, 1-34

14 „Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues“, GS 6, 121

Sprachforscher wird damit Sprache immer in Gestalt einer bestimmten oder einer Vielzahl bestimmter Sprachen und sprachlicher Phänomene zum Gegenstand der Erkenntnis, was für Humboldt allerdings nicht ein Bekenntnis zur absoluten sprachlichen Relativität bedeutet. Denn niemals hätte die Sprache erfunden werden können, „wenn nicht ihr Typus schon in dem menschlichen Verstande vorhanden wäre.“ Es ist eine der Aufgaben der Humboldtschen Sprachkunde, das allen Sprachen Gemeinsame und Universale in ihnen zu erkunden und darzustellen.

Der Nachlaß aber stellt uns das einzigartige Repertorium der humboldtschen Sprachwissenschaft zur Verfügung, wie es sich über Jahrzehnte herausgebildet hatte und welches (trotz mancher Eingriffe und Verluste) in großen Teilen noch heute die Ordnung erkennen läßt, die ihm Humboldt im Verfolg seiner Forschungsarbeiten gegeben hat. Er beherbergt das Inventar des linguistischen Forschungsinstituts, das er sich in Tegel aufgebaut und eingerichtet hatte, und besteht aus den Handschriften seiner eigenen Arbeiten und Aufzeichnungen, seiner Materialien-Sammlung gedruckter und ungedruckter Quellen zu über zweihundert Sprachen sowie einer umfangreichen, die Erde umspannenden wissenschaftlichen Korrespondenz. Das handschriftliche Material allein umfaßt an die 30.000 Seiten. Für die Herausgeber der Edition stellt dieser Nachlaß die Grundlage für ihre Arbeit und eine ständige Herausforderung dar, eine Herausforderung, der sich die Editoren humboldtscher Schriften in der Vergangenheit nicht gestellt haben.

Der Herausgeber der verdienstvollen dem Gesamtwerk Humboldts geltenden, von 1903 bis 1936 erschienenen siebzehnbändigen Akademie-Ausgabe, Albert Leitzmann, der zwar wichtige, bisher unveröffentlichte Abhandlungen und Studien mit sprachwissenschaftlicher Thematik in seine Ausgabe aufnahm und der Humboldtforschung damit einen bedeutenden Dienst erwies, hatte von seiner Edition jedoch die empirisch-linguistischen Arbeiten Humboldts ausdrücklich ausgeschlossen. Abgedruckt wurde nur, was seiner Meinung nach von allgemeinem sprachphilosophischem Interesse war. So blieb denn Humboldts gewaltiges, dem Kosmos der Sprachen gewidmetes Forschungsunternehmen in dieser Ausgabe so gut wie unsichtbar. Sie enthält neben einigen unveröffentlichten Abhandlungen nur die schon zu Humboldts Lebzeiten publizierten Akademieabhandlungen – doch ohne dabei die handschriftlichen Varianten, die Vorstufen und die nicht in die Texte aufgenommenen, über diese hinausgehenden Aufzeichnungen zu berücksichtigen. Zu bekannten Abhandlungen, wie

etwa „Ueber den Dualis“, sind diese Auslassungen gravierend, da sie Licht auf einen bedeutenden Arbeitsbereich Humboldts werfen, der für die moderne, typologischen Fragestellungen nachgehende Linguistik von großer Relevanz ist. Hier wird unsere neue Ausgabe grundsätzlich anders verfahren.

Auch Humboldts wissenschafts- wie wirkungsgeschichtlich wohl bedeutendste Leistung, das seit seinem Erscheinen nie wieder aufgelegte dreibändige *Kawiwerk*¹⁵, wurde in dieser Ausgabe nicht berücksichtigt, sowenig wie die es flankierenden zahlreichen Studien und Einzeluntersuchungen zu Idiomen der austronesischen, von Madagaskar bis nach Hawaii und Neuseeland sich erstreckenden Sprachgruppe. So wurden dann im Endeffekt die internationale Rolle und der entscheidende Beitrag Humboldts zur Begründung der modernen Südostasienforschung dort überhaupt nicht berücksichtigt.

Leitzmann wollte mit den von ihm abgedruckten Texten vor allem die Entwicklung von Humboldts Sprachanschauung (unter Ausklammerung ihrer empirisch-linguistischen Verknüpfungen) dokumentieren, die für ihn in der „Einleitung“ zum *Kawiwerk*, „Humboldts letzte Gestaltung seiner sprachphilosophischen Ideen“, wie er es nennt, kulminierte. Aber selbst bei der Texterstellung dieser „Einleitung“ sind dem Herausgeber gravierende, auf ungenügende Kenntnis des humboldtschen Nachlasses, insbesondere der Manuskriptlage des *Kawiwerks* zurückzuführende Fehler unterlaufen. Auch zu den übrigen abgedruckten Texten gewährt sie dem Leser nur unzureichende Auskunft über die Handschriften, denen diese entnommen wurden. Gravierender noch: An keiner Stelle wird der Leser auch nur umrißhaft über den materiellen Umfang, die Zusammensetzung oder den genauen Inhalt des Nachlasses informiert. Die Bekanntschaft des Herausgebers mit Humboldts nachgelassenen linguistischen Arbeiten und Materialien beruhte augenscheinlich auf bloßen, bei Stichproben gewonnenen, subjektiven Eindrücken. So ist ihm denn auch entgangen, wie wenig sich Humboldts Beschäftigung mit den Sprachen der Welt, seine Sprachwissenschaft, allein vom Standpunkt der geistigen Entwicklung ihres Protagonisten, als eine Art Teleologie seiner sprachphilosophischen Ideen und abgelöst von ihrem über sie hinausweisenden linguistischen Kontext erfassen läßt, in den hinein sie von Humboldt

15 *Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*. 3 Bd., (1836-39), hier künftig unter der Sigle *Kawiwerk*

doch konzipiert und gestellt wurde. Humboldts Sprachwissenschaft hat sich gerade durch ihre aktive Partizipation als Teil eines größeren, internationalen wissenschaftsgeschichtlichen Wirkungszusammenhangs etabliert und verstanden, ein Tatbestand, der durch den Nachlaß ganz unübersehbar dokumentiert ist. Leitzmann aber evoziert die Vorstellung eines in der Abgeschiedenheit seines Tegeler Landsitzes einsam vor sich hin arbeitenden Humboldt, dessen linguistische Studien uns „mit treffender Deutlichkeit die weitfassenden Interessen und den eisernen Fleiß des im beständigen Lernen alternden Mannes“ zeigten.¹⁶

So machen sich hier bereits die Umrisse eines verzerrten, karikaturhaften Humboldtbilds bemerkbar, wie es heute in der Öffentlichkeit noch immer (oder wieder) anzutreffen ist, wovon der skurrile Auftritt eines angeblichen Wilhelm von Humboldt in einem kürzlichen Bestseller ein trauriges Zeugnis ablegt.¹⁷ Den ersten Platz aber nimmt hier ohne Frage eine weit verbreitete, im Handel seit Jahren unverdrossen vertriebene Publikation des gleichen Verlags ein, in der wir über Humboldt erfahren, wie sehr sein eigentümlich ichbezogenes, auf existentielle Harmonie abzielendes Bildungsstreben im letzten Jahrzehnt seines Lebens noch einmal in den Vordergrund gerückt sei, was sich auch bei seinen als „privatwissenschaftlich[...]“ etikettierten linguistischen Betätigungen zeige, die sich, wie uns der Verfasser versichert, zwischen bloßem „Fachgelehrtentum“ und einem wachsenden „hochgradigen Erkenntnis-Subjektivismus“ bewegten. Eine bleibende Bedeutung des *Kawiwerks* liege allenfalls in der „Einleitung“, „die nur äußerlich und fast zufällig mit der Kawi-Sprache verknüpft“ sei, denn Humboldt sei vor allem „Sprachphilosoph gewesen, das heißt, er philosophierte über und in der Sprache.“¹⁸ Der amerikanische Sprachwissenschaftler Leonhard Bloomfield dagegen bezeichnete in seinem zu den klassischen Texten der modernen Linguistik zählenden Werk

16 GS 4, 436f.

17 Gemeint ist die betreffende Passage in Daniel Kehlmanns *Die Vermessung der Welt* (Kehlmann 2005, 158-159)

18 Gemeint ist Peter Berglars *Wilhelm von Humboldt in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten* (Berglar 1970, Zitate: 129, 131, 133). Humboldts Sprachphilosophie wird hier mit einem einzigen Satz abgehandelt: „Sprache ist Versinnlichung der Idee“ bei Humboldt, so wird behauptet, und wir würden daher bei ihm „letztlich die Straße über Leibniz zurück auf Platon“ geführt. Ein derartig radikales Mißverständnis der humboldtschen Sprachauffassung auf kürzere Weise auszudrücken, dürfte wohl schwerfallen. Zu Humboldts Sprachphilosophie siehe dagegen die präzise Darstellung bei Tilman Borsche (Borsche 1990, 136-170).

Language Humboldt mit seinem *Kawiwerk*, insbesondere mit dessen zweitem Band, als den Begründer der vergleichenden Sprachforschung der malayisch-polynesischen Sprachfamilie.¹⁹

Dabei müßte dem Verfasser, selbst wenn er das *Kawiwerk* nur flüchtig sich angesehen hätte, in die Augen gefallen sein, in welchem Maße Humboldt sich in seiner Argumentation auf die Arbeiten der zeitgenössischen internationalen Asien- und Südostasienforschung in den Niederlanden, England und Frankreich bezieht, mit deren herausragenden Vertretern er in Korrespondenz stand. Erst kürzlich wurde in Frankreich Humboldts bedeutender, aufsehenerregender Briefwechsel mit dem im *Kawiwerk* an prominenter Stelle erwähnten Sprachforscher Jean-Pierre Abel-Rémusat entdeckt und mustergültig publiziert.²⁰ Von unserem Biographen aber werden wir abschließend noch informiert, Humboldts gesamter sprachwissenschaftlicher Nachlaß sei „bis auf geringe Reste“ im Zweiten Weltkrieg vernichtet worden.²¹ Es ist bezeichnend, daß im deutschen Sprachbereich außer dieser einzigen Veröffentlichung, und im Grunde schon seit Rudolph Hayms bereits 1856 erschienenem Werk,²² keine einzige wissenschaftlich ernstzunehmende Biographie zu Wilhelm von Humboldt mehr erschienen ist, und das trotz der durch Scharen von Humboldt-Interpreten unermüdlich produzierten ständig anwachsenden Sekundärliteratur. Jedenfalls gibt es nichts, was nur im entferntesten vergleichbar wäre mit der umfassenden, durch ihre Gründlichkeit und Ausgewogenheit bestechenden bereits 1978 und 1980 veröffentlichten zweibändigen Biographie des amerikanischen Historikers Paul R. Sweet.²³

Daß die sprachwissenschaftlichen Forschungen Humboldts nicht einfach Resultat seines „einzigen Fleißes“ waren, sondern teilhatten an einer sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entfaltenden internationalen Sprachwissenschaft, ist jedem sofort ersichtlich, der nur Alexander von Humboldts „Vorwort“ zu Wilhelms Schrift *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues* sich ansieht. Dort werden die Namen von über dreißig Wissenschaftlern aus sieben verschiedenen Ländern in vier Erdteilen genannt, mit denen der Verstorbene Kontakte unterhalten hatte. Es ist überaus aufschlußreich, wenn die als Hommage an den verstorbenen Bruder von Alexander konzi-

19 Bloomfield 1933, 19

20 Rousseau/Thouard (Hrsg.) 1999

21 Berglar 1970, 165

22 *Wilhelm von Humboldt. Lebensbild und Charakteristik.* (Haym 1856)

23 *Wilhelm von Humboldt. A Biography.* (Sweet 1978-1980)

pierte Publikation dieser Schrift dabei die Namen der ihm wissenschaftlich verbundenen Forscher nennt. Seine mit diesem (und weiteren) Personenkreisen geführte wissenschaftliche Korrespondenz hat sich im Nachlaß erhalten – meist noch in der Form, wie sie von Humboldt selbst angeordnet und abgelegt wurde. Sie ist heute ein unerläßlicher Schlüssel zum Verständnis des humboldtschen Wissenschaftsbetriebs und wichtiges Hilfsmittel für die Erstellung der Edition.

Lange schon ehe Humboldt sich die Sprachforschung zur Lebensaufgabe machte, hatte er in seinem Bildungs- und Studiengang ganz unterschiedliche wissenschaftliche Traditionen kennengelernt und in sich aufgenommen. An erster Stelle steht die klassische Philologie, wie sie ihm in seinem Göttinger Lehrer Christian Gottlob Heyne in der von diesem in seiner Lehre und Forschung wahrgenommenen engen Verbindung von Sprache und Kultur begegnet war. Hinzu kam die Bekanntschaft mit Friedrich August Wolf, dem berühmten Autor der *Prolegomena ad Homerum* (1795). Im zweiten Buch seines *Kawiwerks* wird Humboldt dann eine an Wolf gemahnende Analyse des Nationalepos der Javaner, des *Brata Yuddha*-Gedichts vorlegen, wobei es ihm aber dort nicht um die Autorenschaft des Werks, sondern um die Rekonstruktion seiner Sprache, des Kawi, der nicht mehr gesprochenen archaischen Priestersprache der Insel geht, um zu zeigen, daß diese keine Tochttersprache des Sanskrit sei (wie namhafte Forscher, u. a. auch Franz Bopp, annahmen), sondern der austronesischen Sprachfamilie angehöre. Doch auch mit der Sprachphilosophie des 18. Jahrhunderts war Humboldt bekannt. Sie war Teil des von ihm und Alexander unter ihrem gemeinsamen Lehrer, dem Berliner „Philosophen für die Welt“ Johann Jakob Engel, absolvierten philosophischen Pensums, welches Autoren wie Leibniz, Locke, Hume, Condillac, Harris und auch Herder (mit seiner Sprachursprungsschrift) einschloß.

So wichtig diese Traditionslinien für Humboldts Werdegang gewesen sein mögen, seine eigene Vorstellung von Sprache und Sprachkunde lassen sich nicht aus ihnen herleiten. Dazu bedurfte es weiterer Ingredienzien: zum ersten eines dynamischen Modells des menschlichen Geistes, dessen Grundzüge er aus der Philosophie Kants und des frühen Fichte gewann und das sich bereits in seinem ersten uns erhaltenen Text zur Sprache, „Denken und Sprechen“ von 1795, äußert; hinzu kam als zweites die Begegnung mit der Sprache der Dichtkunst, nicht allein die der klassischen Literatur Griechenlands und Roms (er

übersetzte u. a. Pindar, Lukrez, Aischylos und Aristophanes), sondern auch die der Werke Goethes und Schillers, als deren Berater und Hauskritiker er in Jena einige Jahre tätig war. Aus dieser Begegnung und der Auseinandersetzung mit der *Kritik der Urteilskraft* von Immanuel Kant gewann er seinen neuen Ansatz zur Ästhetik der Dichtkunst, den er in seinen in Paris 1798 niedergeschriebenen und 1799 in Deutschland publizierten *Aesthetischen Versuchen* entwickelte. Dort gewonnene Einsichten wie die, die Aufgabe des Dichters sei es, „die Einbildungskraft nach Regeln produktiv“ zu machen, und die Auffassung von der Dichtung als der „Kunst durch Sprache“ werden dann in seine Sprachanschauung Eingang finden. Die dritte Ingredienz schließlich ist die mit der Entdeckung des Baskischen um das Jahr 1800 beginnende Hinwendung zu den natürlichen Sprachen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Humboldt, wenn er Probleme der Sprache anging, hauptsächlich „die Sprache“, im Sinn gehabt. Wie erstaunt seine französischen Freunde und Bekannten in Paris 1799 gewesen sein müssen, als er ihnen mitteilte, er wolle in das Baskenland reisen, um die archaische Sprache dieses seltsamen, am Rande der modernen europäischen Zivilisation lebenden Volkes zu erforschen, kann man sich vorstellen, wenn man bedenkt, daß führende Gelehrte, so der zu Humboldts Bekanntenkreis zählende Joseph Dominique Garat, sich zu diesem Zeitpunkt ernsthaft mit der Frage der Einführung einer Universal-Sprache in Europa beschäftigten und zu diesem erhabenen Zwecke bereits die Einberufung eines Gelehrtenkongresses planten.²⁴ Humboldts Entschluß aber ist das definitive Signal für seine Kehrtwendung von „der Sprache“ der Philosophen zu der Vielfalt der wirklich existierenden Sprachen der Welt. Das Baskische, das mit den überkommenen Sichtweisen und Begriffsmitteln der Forschung sich in seiner historischen Affiliation als unerklärt und unerklärbar herausgestellt hatte, tritt nun in den Vordergrund seines Interesses. An dieser Sprache entwickelte er zuerst sein sprachwissenschaftliches Projekt mit einer eigenen wissenschaftlichen Begrifflichkeit, in der weitgespannte empirische Forschungen und theoretisch-philosophische Reflexion sich miteinander verbinden. Seine 1817 in Johann Severinus Vaters *Mithridates* veröffentlichte kompakte Darstellung der baskischen Sprache, die ihr zugrunde liegenden Prinzipien und das Vorbild seiner am Ort selbst unternommenen Feldforschung fanden in den Vereinigten Staaten sogleich eine positive Aufnahme und wurden vom Präsidenten der

24 Siehe dazu Humboldts Pariser Tagebücher (GS 14, insbes. 635).

American Philosophical Society in Philadelphia, Duponceau, herangezogen, als es darum ging, in den Vereinigten Staaten ein eigenes Programm zur Erforschung der nordamerikanischen Indianersprachen zu entwickeln.²⁵

Was daher das Vorhaben der Edition von Humboldts sprachwissenschaftlichem Oeuvre angeht, so war hier vor allem ein dem Umfang und der Komplexität des humboldtschen Projekts angemessenes Herausbergremium gefragt, das die Sachkenntnis, Sichtweisen, Erkenntnisse und Methodologien unterschiedlicher Disziplinen mit einem Interesse am Werk Wilhelm von Humboldts in sich vereint. Herausgeber und Verlag sind in der glücklichen Lage, ein solches aus Mitarbeitern verschiedener Nationalitäten der Alten und der Neuen Welt bestehendes Gremium versammelt zu haben, in welchem so unterschiedliche Disziplinen wie die romanische Sprach- und Literaturwissenschaft, die Philosophie, die Baskologie, die Linguistik mit ihren verschiedenen Fachbereichen, die Ethnologie, die Germanistik und Amerikanistik vertreten sind und das in seiner Zusammensetzung die Internationalität und die Vielseitigkeit des humboldtschen Projekts widerspiegelt.²⁶

Die erste Abteilung der auf über 20 Bände geplanten Edition steht unter der Herausgeberschaft von Jürgen Trabant, Berlin, und Tilman Borsche, Hildesheim, ist dem Frühwerk Humboldts gewidmet und soll die Herausbildung der Grundlagen seiner Sprachwissenschaft dokumentieren. Sie umfaßt Schriften zur Ästhetik, Philologie, Kultur-, Gesellschafts- und Naturphilosophie, Literatur und Sprache sowie auch briefliche Zeugnisse, alles Texte, die hier zum ersten Mal zusammenhängend ediert und mit einer ausführlichen Kommentierung versehen nicht allein die Formierung von Humboldts Sprachwissenschaft belegen sollen, sondern uns in die Lage versetzen, seinen Platz in der Wissenschafts-, Literatur- und Kulturgeschichte genauer zu bestimmen.

In der zweiten Abteilung unter der Leitung von Bernhard Hurch, Graz, werden neben bekannten wichtige bisher nicht publizierte Arbeiten zu Geschichte, Sprache und Kultur der Basken, unter ihnen zwei Grammatiken, vorgestellt, in denen Humboldt seine Methode der

25 Vgl. *American philosophical society. Committee of history, moral science, and general literature* (1819)

26 Die Edition *Wilhelm von Humboldts Schriften zur Sprachwissenschaft* erscheint im Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn/ München/ Wien/ Zürich. Bereits publiziert sind: Humboldts *Mexicanische Grammatik* (1994) und das *Wörterbuch der Mexicanischen Sprache* (2000), beide ediert von Manfred Ringmacher.

Sprachbeschreibung erstmals entwickelt. Die Edition wertet dabei die im Nachlaß erhaltenen umfangreichen ethnologisch-linguistischen Arbeitsbücher systematisch aus. Mit der anstehenden Veröffentlichung der baskischen Bände dieser Abteilung wird die Bedeutung Humboldts als Begründer der europäischen Baskologie, die ihm im Baskenland und in Spanien schon seit langem zugesprochen wird, in ihrer ganzen Dimension sichtbar gemacht.

Die dritte Abteilung, unter der Herausgeberschaft von Manfred Ringmacher, Berlin, und der Mitwirkung von Sprachwissenschaftlern verschiedener Nationalitäten, gilt Humboldts großem Vorhaben der Erschließung der Eingeborensprachen des amerikanischen Kontinents. Zugrunde liegen dem Unternehmen umfangreiche Konvolute mit Manuskripten und Aufzeichnungen zu über zwanzig von Humboldt ausgearbeiteten Grammatiken, ebenso vielen Einzelstudien, sowie zahlreiche Untersuchungen zu weiteren amerikanischen Sprachen und zu bestimmten Problembereichen.

Die vierte Abteilung präsentiert unter dem Titel „Allgemeine Sprachkunde“, herausgegeben von Peter Schmitter, Seoul und Münster, neben bisher unpublizierten Studien und Dokumenten die großen sprachwissenschaftlichen Abhandlungen Humboldts, wie „Ueber den Dualis“ und *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, kritisch ediert, aus dem Nachlaß ergänzt und im Licht der Handschriften neu kommentiert.

Die fünfte Abteilung, „Indoeuropäische und asiatische Sprachen, Schrift“, herausgegeben von Gordon Whittaker, Göttingen, gilt den unterschiedlichen Idiomen des europäischen und außereuropäischen Sprachkreises gewidmeten Studien Humboldts, die sich u. a. mit dem Sanskrit, Armenischen, Englischen, Altisländischen, Keltischen, Tschechischen, dem Koptischen, Chinesischen, Japanischen, Tamilischen und Birmanischen beschäftigen. Einen besonderen Schwerpunkt dieser Abteilung bilden Humboldts ausgedehnte Untersuchungen zum Problem des Verhältnisses von Schriftsystem und Sprache.

Die sechste Abteilung, „Austronesische Sprachen“, herausgegeben von Volker Heeschen, München, unter Mitwirkung von Kurt Mueller-Vollmer, Stanford, wird Humboldts *Kawiwerk* auf der Basis der Handschriften sowie ergänzende Studien zu weiteren Sprachen des pazifischen Großraums in einer kritischen Edition präsentieren und so Humboldts Rolle als einer der Begründer der internationalen Südostasienforschung herausstellen.

Die siebte und letzte Abteilung, „Sprachwissenschaftlicher Briefwechsel“, ediert von Peter Schmitter, Seoul, und Kurt Müller-Vollmer, soll Humboldts zum größten Teil unbekannte und unveröffentlichte wissenschaftliche Korrespondenz zugänglich machen und Einblick gewähren in seinen Forschungsbetrieb mit dem dafür charakteristischen, weitverzweigten internationalen Netzwerk wissenschaftlichen Austauschs, in seine Arbeitsweise und die Entstehung wichtiger Werke, um damit den bisher kaum beachteten wissenschaftsgeschichtlichen Kontext seiner Sprachwissenschaft zu dokumentieren.

Am Ende des Vorworts zu seines Bruders „Verschiedenheitsschrift“ (*Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*) von 1835 hatte Alexander den Lesern angekündigt, es solle nun nach dem Erscheinen des *Kawiwerks* als nächstes, dem Plan des verstorbenen Bruders gemäß, die Veröffentlichung seiner Arbeiten zu den Indianersprachen Nord-, Mittel- und Südamerikas in Angriff genommen werden. Es würde, so schreibt Alexander, dort „ein mexicanisch-lateinisches Wörterbuch, sammt einer Grammatik das neue Unternehmen beginnen“. Doch das geplante Unternehmen konnte nie verwirklicht werden.²⁷ Die dafür vorgesehenen Manuskripte gelangten schließlich nach dem Tode des Herausgebers Buschmann in dessen Nachlaß, und das ganze Unternehmen fiel in Vergessenheit. So kann es denn nur als ein gutes Omen gelten, wenn die neue Wilhelm-von-Humboldt-Ausgabe als erstes gerade diese beiden Werke in einer von Manfred Ringmacher besorgten Edition zur Veröffentlichung gebracht hat und damit dem ausdrücklichen Wunsch der beiden Brüder mit über 160jähriger Verspätung endlich entsprochen werden konnte. So bleibt denn nur zu wünschen übrig, daß nicht nur die restlichen Bände des Humboldtschen Amerika-Projekts, sondern mit ihnen auch die verbleibenden, für die neue Edition geplanten Bände in möglichst rascher Folge erscheinen werden.

Siglen- und Literaturverzeichnis

GS: Wilhelm von Humboldt, *Gesammelte Schriften*, hrsg. von A. Leitzmann, Berlin: B. Behr, 1903-1936.

Goethe-BW: *Goethes Briefwechsel mit Wilhelm und Alexander von Humboldt*. Hrsg. von Ludwig Geiger, Berlin: Bondy, 1909.

27 Siehe dazu Müller-Vollmer (1991).

Humboldt-BW: Briefe Alexander von Humboldts an seinen Bruder Wilhelm. Hrsg. von der Familie von Humboldt in Ottmachau, Berlin, o. J. (1879).

Kawiwerk: Wilhelm von Humboldt, Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts (1832). 3 Bd., lt. Vorw. in Bd. 1 hrsg. von Johann Carl Eduard Buschmann. Berlin: Druckerei der Königlichen Akademie der Wissenschaften [...] In Commision bei F. Dümmler, 1836-1839 [Erschienen auch als: Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Hist. philol. Abhandlungen].

Wilhelm von Humboldt/ Alexander von Humboldt (1836), *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts von Wilhelm von Humboldt.* [darin „Vorwort“ von Alexander von Humboldt]. Berlin: F. Dümmler.

Wilhelm von Humboldt (2004), *Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus* (1823-26), hg. von Christian Stetter, Berlin und Wien: Philo Verlag.

American philosophical society. Committee of history, moral science, and general literature (1819), *Transactions of the Historical and Literary Committee of the American Philosophical Society held at Philadelphia.* Vol. I. Philadelphia: A. Small u. a..

Peter Berglar (1970 u. ö.), *Wilhelm von Humboldt in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten.* Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Leonhard Bloomfield (1933), *Language.* New York: Holt, Rhinehart and Winston.

Tilman Borsche (1990), *Wilhelm von Humboldt,* München: C. H. Beck.

Gordon A. Craig (1967), „Wilhelm von Humboldt as Diplomat.“ In: *Studies in International History,* hrsg. von K. Bourne und D. C. Watt, London: Longmans, 81-102.

Rudolph Haym (1856), *Wilhelm von Humboldt. Lebensbild und Charakteristik.* Berlin: Gaertner (Reprographischer Nachdruck Osnabrück: Zeller, 1965).

Daniel Kehlmann (2005), *Die Vermessung der Welt,* Rowohlt: Reinbek bei Hamburg.

Max J. Kohler (1918), „Jewish Rights at the Congress of Vienna (1814-1815) and Aix-la-Chapelle (1818)“. *Publications of the American Jewish Historical Society,* Nummer 26 (1918), 33-125, mit Appendix A: „Wilhelm von Humboldt on the principles of Jewish emancipatory legislation and his relation to the Jews.“

Kurt Mueller-Vollmer (1976), „Wilhelm von Humboldt und der Anfang der amerikanischen Sprachwissenschaft. Die Briefe an John Pickering.“ Hrsg. von Kurt Mueller-Vollmer. Als Anhang (auch Sonderdruck) zu *Universalismus und Wissenschaft im Werk und Wirken der Brüder Humboldt.* Im Auftrag der Humboldt-Gesellschaft hg. von Klaus Hammacher. Frankfurt am Main: Klostermann, 1976, 259-334.

- (1993), *Wilhelm von Humboldts Sprachwissenschaft. Ein kommentiertes Verzeichnis des sprachwissenschaftlichen Nachlasses. Mit einer Einleitung und zwei Anhängen*. Paderborn/ München/ Wien/ Zürich: F. Schöningh.
 - (1991), „Mutter Sanskrit und die Nacktheit der Südseesprachen: Das Begräbnis von Humboldts Sprachwissenschaft.“ in: *Athenäum. Jahrbuch für Romantik*. 1 (1991), 109-133.
- Jean Rousseau/ Denis Thouard (Hrsg.) (1999), *Lettres Édifiantes et Curieuses sur la Langue Chinoise. Humboldt/Abel-Rémusat (1821-1831)*, Paris: Presses Universitaires du Septentrion.
- Paul R. Sweet (1978-1980), *Wilhelm von Humboldt. A Biography*. Zwei Bände. Columbus: Ohio State University Press.
- Jürgen Trabant (1986), *Apeliotes oder der Sinn der Sprache. Wilhelm von Humboldts Sprach-Bild*. München: Fink Verlag.

Andreas Berger (Tübingen)

„Wir sind fast zu seelig –“

**Jens Baggesens Tagebuch zu seinem Besuch in Weimar und
Jena im Sommer 1790**

*In Erinnerung an
Ilse-Marie Barth (1926-2005)*

„Wir sind fast zu seelig – Ich bin vor überschwenglich entzückendem Genuß fast krank.“ –

„[...] selbst die verwegesten Wünsche meiner Vernunft und meiner Phantasie sind erfüllt“

„Dies alles macht mich in dieser schönsten Periode meines Lebens zum seeligsten aller Sterblichen.“

– Sätze wie diese mögen im ersten Augenblick des Lesens als Ausdruck sentimentalén Überschwangs erscheinen, stammen sie doch aus der Feder eines ganz und gar vom schwärmerischen Geist der Empfindsamkeit geprägten jungen Mannes: aus dem Tagebuch des zum Zeitpunkt der Niederschrift 25-jährigen dänischen Dichters Jens Baggesen (1764-1826), genauer, aus seinen hier in der Folge abgedruckten Aufzeichnungen zu seinem ersten Besuch in Weimar und Jena vom 21. Juli bis zum 6. August 1790. Man könnte, anders gesagt, geneigt sein, eben dieses Ereignis, auf das sich die (hier überdies nur in Auswahl zitierten) euphorischen Sentenzen beziehen, schon in seiner Bedeutung für den Dichter selbst entsprechend geringer einzuschätzen – eine Vermutung, die man im konkreten Fall zunächst auch deshalb hegen könnte, weil die große Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich, die Baggesen gegen Ende eben auch durch Weimar und Jena geführt hat, ihm schon in großer Zahl erfreuliche und erfreulichste Widerfahrnisse jeglicher Art beschert hatte, von denen er in seinen Tagebüchern ebenso wie in der aus einem (leider weitgehend nicht überlieferten) Teil von diesen destillierten empfindsamen Reisebeschreibung *Labyrinten* (1793) häufig mit vergleichbarem Enthusiasmus berichtet.

Tatsächlich aber markiert Baggesens Aufenthalt in Weimar und Jena einen Höhepunkt von Reise wie Diarium, der – auch in seiner furiosen soghaften Dynamik – bereits so erstaunlich ist, dass Baggesens Überwältigung mehr als nachvollziehbar ist und allein dies schon sein Zeugnis lesenswert macht. Als bloßes Dokument dieser freundlichen Überwältigung könnte der hier im Anschluß wiedergegebene Text des Tagebuchs¹ zu diesem Abschnitt der Reise sicherlich auch schon weitgehend für sich selbst sprechen (ein Vorblättern zur Gewinnung eines ersten Eindrucks ist mithin durchaus erwünscht!).

Hinzu kommt jedoch der philosophie- und literaturhistorische Wert, den der Text in mannigfacher Hinsicht besitzt, sowohl für Baggesens Biographie wie für die Geschichte des klassischen Weimar und Jena.

1 Der Text in der hier wiedergegebenen Form ist meine eigene Transkription des entsprechenden Abschnitts aus dem in digitaler Reproduktion des Original-Manuskripts durch die Königliche Bibliothek in Kopenhagen im Internet vollständig zugänglichen Tagebuchbestandes der Bibliothek (vgl. hierzu die Hinweise im Siglen- und Literaturverzeichnis unter der Sigle *DB*; hier wiedergegeben ist *DB* XVIII, 1-119). Dieser Abschnitt zu Baggesens Aufenthalt in Weimar und Jena 1790 ist bislang nur in Auszügen und meist zerstückelt publiziert: Fragmente davon – betreffend nur die jeweils neben Baggesen vor allem beteiligte Person – finden sich z. B. in Starnes (1987) III (Nachträge), 468-473, bzw. daraus zitiert in den einschlägigen Anmerkungen von *Wieland-BW* 10.2 (Nr. 458, 374-378 und Nr. 472, 387-389), sowie im „Gespräche“-Band der Schiller-Nationalausgabe (*NA* 42, Nr. 213, 129f., Anm. S. 522), außerdem – freilich in dänischer Übersetzung – in August Baggesens vierbändiger Biographie seines Vaters (August Baggesen 1843-56). Als einigermaßen geschlossener Korpus, allerdings stark bearbeitet und gekürzt, mit anderen Texten vermengt und vor allem ebenfalls in dänischer Übersetzung erschien ein größeres Teilstück des Textes auch in der von beiden Söhnen in Zusammenarbeit mit dem Dichter Caspar Johannes Boye (1791-1853) verantworteten Ausgabe der dänischen Werke ihres Vaters von 1827-1831 (*DV* XI, 161-176, nochmals stark überarbeitet in der Zweitaufgabe von 1845-47). Es handelt sich dabei um eine aus diesen Quellen destillierte Fortsetzung von *Labyrinten* (als Gesamttext samt Fortsetzung in *DV* VIII-XI), die in dieser erweiterten Form auch separat mit dem geänderten Untertitel *Digtervandring* erschien (Baggesen 1829-31). August Baggesen und/oder seine Mitherausgeber dürften dabei auch für die in der Reproduktion erkennbaren Eingriffe in das Manuskript selbst verantwortlich sein, besonders die zu Teilen mit den Kürzungen im den verschiedenen Druckfassungen identischen (hier unberücksichtigten) Streichungen. Auch zumindest ein Teil der im Manuskript erkennbaren Ergänzungen und Korrekturen dürfte von dieser nicht nur philologisch höchst fragwürdigen Bearbeitung her stammen. Bei der hier abgedruckten Transkription habe ich mich aber dennoch zum Verzicht auf eine quellenkritische Untersuchung des Manuskriptbestandes mit den sich eventuell hieraus ergebenden Konsequenzen für den Text entschlossen, da es sich ja um eine Lesefassung handeln soll; dies auch eingedenk dessen, dass durch Publikation des Manuskripts im Internet jedermann selbst die Möglichkeit gegeben ist, sich ein unmittelbares Bild hiervon zu verschaffen.

Denn indem er aus der Sicht des Protagonisten Zeugnis ablegt von dessen fast wundersamer Initiation in die Kreise des klassischen Weimar und Jena, werden aus erster Hand die (eben: nicht nur) hierbei direkt und indirekt wirksam gewordenen Einzelpersonen und/oder komplexen Netzwerke im Umkreis Baggesens und des thüringischen kulturellen Doppelzentrums Weimar-Jena² benannt. Und deren Bedeutung reicht in beiderlei Hinsicht häufig weit über diese (dabei gleichwohl fundamentale) Episode hinaus – auch, weil Baggesen instantan selbst mit nachhaltigen Folgen aktiver Teil einiger der genannten Beziehungsgeflechte geworden ist.

Diese Dimension des Textes macht eine gründlichere Kommentierung erforderlich. Um den Rahmen des hier Möglichen nicht zu sprengen, muß diese hier dennoch auf die notwendigsten Anmerkungen zum Text und eine knappe Einführung beschränkt bleiben, letztere bestehend zunächst aus einem Überblick über Baggesens Biographie bis 1790 und die Umstände seiner gesamten Reise, gefolgt von einer kurzen Betrachtung der Grundmarken seines Aufenthalts in Weimar und Jena einschließlich der genannten Folgen³:

1764 in Korsør auf Seeland in vergleichsweise einfachen Verhältnissen geboren, konnte Jens Baggesen, nachdem Gönnern schon früh seine außerordentliche Begabung aufgefallen war, mittels Stipendien sowohl die Lateinschule in Slagelse wie später, ab 1782, die Universität in Kopenhagen besuchen, letzteres unter der Bedingung des Theologie-Studiums. Bereits bald nach seiner Ankunft in Kopenhagen verkehrte der offenbar neben seinen intellektuellen Fähigkeiten auch mit außerordentlichen sozialen Talenten ausgestattete Student nach der Publikation erster Gedichte in Anthologien und Zeitschriften zunehmend in schönggeistigen Zirkeln und Salons, wo er nun vornehmlich auch durch seine literarische Begabung auffiel (so u. a. den Literaten und Herausgebern der einflussreichen Zeitschrift *Minerva* Knud Lyne Rahbek und Christen Pram, in dessen Frau sich Baggesen unglücklich

2 Gemeint sind die hier aufscheinenden zahlreichen (teils institutionalisierten, teils informellen, teils einander überschneidenden, teils aber auch in Spannung zueinander stehenden) Personenverbände von den dänischen Literatursalons zu den Veteranen des Göttinger Hainbundes, von der holsteinisch-deutschen Oberschicht in Dänemark zu den Berner und Zürcher intellektuellen Kreisen, von der Wielandschen (Groß-)Familie zu den Geheimgesellschaften im Weimar und Jena jener Tage (um nur die augenfälligsten zu nennen).

3 Detaillierte Kommentare zu Personen und Werken werden, soweit diese im Textkorpus selbst auftreten, um Doppelungen zu vermeiden, der Kürze halber nur an der entsprechenden Stelle dort gegeben.

verliebte). 1785 debütierte er in der Öffentlichkeit äußerst erfolgreich mit seinen – auch bereits von Wieland beeinflussten – *Comiske Fortællinger*. In der Folge dieses Furore machenden Debüts fand Baggesen Freunde und Förderer auch unter Mitgliedern der (zu einem nicht unwesentlichen Teil holsteinisch-deutsch dominierten) politischen und kulturellen Oberschicht des Königreiches, darunter zuvor-derst den Grafen Ernst Heinrich von Schimmelmann und seine Frau Charlotte und den Herzog Friedrich Christian II. von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, deren auch finanzielle Unterstützung ihm die Aufgabe des Brotstudiums der Theologie ermöglichte. 1787 reiste er ein erstes Mal u. a. nach Holstein, wo er sich unter anderem mit dem Dichter Christian Graf von Stolberg und besonders dessen Frau Luise anfreundete, bis ins (damals freilich nur knapp außerhalb der dänischen Grenzen gelegene) Hamburg, wo er den von ihm verehrten Klopstock kennen lernte.

1789 trat Baggesen auch als Librettist der Oper *Holger Danske* des (deutschen) Komponisten und späteren dänischen Hofkapellmeisters Friedrich Ludwig Æmilius Kunzen (1761-1817), die als die erste wirkliche ‚dänische Oper‘ gilt, in Erscheinung, mit schwerwiegenden Folgen: Tatsächlich hat der Text der Oper praktisch nichts mit dem dänischen Sagenhelden Holger zu tun (der Titel markiert wohl vielmehr nur ein – etwas unglücklich abgegebenes – Bekenntnis zu Dänemark), sondern ist vielmehr eine selbständige Verarbeitung von Christoph Martin Wielands *Oberon* (was Baggesens Ehrentitel eines „dänischen Wielands“ befestigte). Im Kontext der solchermaßen äußerst vielschichtigen deutsch-dänischen Konstellation dieser Produktion innerhalb eines gerade in dieser Hinsicht nervösen zeitgenössischen politischen Umfeldes (gemeint ist die Problematik der – faktisch durchaus bestehenden – Dominanz Deutscher oder Deutschstämmiger in Politik und Kultur vor dem Hintergrund einer seit der Struensee-Affäre 1772 zunehmenden Deutschfeindlichkeit) kam es in der Folge – bei großem Erfolg der Uraufführung selbst – zu einem Theaterskandal, ausgetragen vor allem als von nationalistischen Kreisen vorangetriebene polemisch-publizistische „Holger-Fehde“, in der sich auch zahlreiche Freunde (so z. B. der bereits erwähnte Rahbek) – teils durchaus auch mit ästhetischer, teils aber auch nur ästhetisch verbrämter Kritik – gegen Baggesen stellten.⁴

4 Eine der entscheidendsten Verteidigungen Baggesens in der Holger-Fehde trug die (deutschstämmige) Dichterin Friederike Brun mit ihren anonym erschienenen *Ausrufungen veranlasst durch Holger Danske und Holger Tydske* (1790) vor, in denen

Es war Baggesens Förderer Friedrich Christian von Holstein-Augustenburg, der noch vor dem Höhepunkt des Skandals den von dieser „Holger-Fehde“, vor allem aber auch von Krankheit mitgenommenen Baggesen zu einer Erholungsreise ermutigte und seine Ausstattung hierfür mit den entsprechenden Mitteln durch ein Regierungsstipendium förderte. Diese am 26. Mai 1789 im Kreise u. a. seiner Freunde Carl Friedrich Cramer und Friederike Brun begonnene Reise führte Baggesen zunächst über Holstein (wo er u. a. in Eutin mit Johann Heinrich Voß zusammentraf und in Tremsbüttel bei Hamburg die mit ihm seit 1787 eng befreundeten Christian und Luise von Stolberg wieder besuchte) und Hamburg (wo er u. a. abermals Klopstock besuchte) nach Bad Pyrmont (wo er u. a. Friedrich Heinrich Jacobi kennen lernte, mit dem er in der Folge einen ebenfalls überlieferten langjährigen Briefwechsel gepflegt hat, vgl. *Baggesen-BW*, Band II), bis wohin die Reise ursprünglich auch geplant und der – bis hierher vom Umfeld Klopstocks und der ‚Veteranen‘ des Göttinger Hainbundes geprägte – Kreis der Bekanntschaften in gewissem Sinne begrenzt gewesen ist. Von Pyrmont aus brach Baggesen nun aber – schon dies in soghafter Verkettung von teils beinahe unglaublichen Begegnungen und Begebenheiten – tatsächlich in jeder Hinsicht zu neuen Ufern auf, indem er zusammen mit seinem Jugendfreund Adam von Moltke durch ganz Deutschland hindurch in die Schweiz reiste. Seine Erlebnisse bis hierhin sind – basierend auf dem Gerüst der ebenfalls im Manuskript via Internet zugänglichen, noch aber in dänischer Sprache verfassten Tagebücher – in *Labyrinten*, einer empfindsamen Reise in der Tradition Sternes, verarbeitet (Baggesen hatte diesen Text ursprünglich noch weiter führen wollen, worauf der Untertitel des Werks – *Reise giennem Tydskland, Schweiz og Frankrig* – auch noch verweist, tatsächlich blieb es aber bei einer Beschreibung des mit der Ankunft in Basel endenden Teils seiner Reise⁵).

Auf der Rundreise durch die Schweiz lernte er im November desselben Jahres in Köniz die Bernerin Sophie von Haller (1768-1797)

sie Neid und nationale Kleingeistigkeit als Hintergrundmotive einiger Kritiker, darunter vor allem von Peter Andreas Heiberg (1758-1841), der in satirisch-polemischer Absicht eine Parodie der Oper mit dem sprechenden Titel *Holger Tydske* (1789) verfasst hatte, zu entlarven suchte. Von Brun stammt auch ein begeisterter brieflicher Bericht von der Uraufführung an Wieland vom 1. und 2. April 1789 (*Wieland-BW* 10.1, Nr. 207, 177-180) – Wieland war also im folgenden Jahr auf Baggesen in gewissem Sinne bereits vorbereitet.

5 Sieht man von der bereits genannten äußerst fragwürdigen Fortsetzung durch die Söhne und C. J. Boye in *DV* und der *Labyrinten*-Ausgabe von 1829/31 einmal ab.

kennen, die er im März des folgenden Jahres, zurückgekehrt von einer abenteuerlichen, praktisch ohne Geld zusammen mit Moltke angetretenen Fahrt ins revolutionäre Paris im Januar/Februar 1790, heiratete. Nach einem gemeinsamem Besuch bei Johann Caspar Lavater in Zürich, den Baggesen schon im Vorjahr kennen gelernt hatte, trat das junge Paar Mitte Juni die Reise zurück nach Kopenhagen an, die sie, nach einigen Zwischenstationen, ausgestattet mit einem Empfehlungsbrief einer Tante Sophies an Wieland (vom 30. Juni 1790, vgl. *Wieland-BW* 10.1, Nr. 442, 364f., sowie den unten abgedruckten Brief Wielands an Reinhold) Ende Juli 1790 nach Weimar führte – wo der hier in der Folge abgedruckte und mit Kommentaren versehene Tagebuchauszug einsetzt.

Zur weiteren Einführung seien hier nun, den Grundmarken des Aufenthalts folgend, noch einige Hinweise zu Aspekten gegeben, die sich aus dem bisher Gesagten und diesen Anmerkungen nicht erschließen lassen, d. h. vor allem zu den für Baggesen jeweils noch nicht absehbaren Folgen der Geschehnisse:

Am 21. Juli 1790 erkrankt in Weimar angekommen, lernt Baggesen nach einer terminbedingten Verzögerung von einigen Tagen sein großes Vorbild Wieland nicht nur kennen, sondern wird zur Genesung sofort in Wielands Haus auf- und schon nach kurzer Bekanntschaft von ihm in empfindsamem Überschwang gewissermaßen an Sohnes statt angenommen (wie Baggesen selbst es mehrfach umreißt).⁶

6 Der krankheitsbedingten Lakonik des Tagebuchs ausgerechnet zum Beginn des Aufenthalts soll hier begegnet werden durch einen Brief Wielands an Reinhold (in der Überlieferung datierend vom 29., mutmaßlich aber vom 31. Juli 1790, *Wieland-BW* 10.1, Nr. 465, 378f., vgl. zur Datierung ebd. 10.2, 382f.), in dem von der Ankunft der Baggesens berichtet wird – ein Kunstgriff, den auch schon die Baggesen-Söhne zusammen mit Caspar Johannes Boye bei der Veröffentlichung des hier betroffenen stark gekürzten und bearbeiteten und überdies ins Dänische übersetzten Tagebuchauschnitts in den *DV* angewandt haben (wodurch sie im übrigen auch den dort in Anm. 161f. deutsch wiedergegebenen Text des im Manuskript nicht mehr vorliegenden Briefes mit überliefert haben). Dort finden sich darüber hinaus als weitere Zeugnisse (die freilich in der Folge großer Streichungen beinahe den gesamten hier abgedruckten Bericht vom Weimar-Aufenthalt aus dem Tagebuch ersetzen): 1) Baggesens eigenes Anmeldungsschreiben an Wieland (in dänischer Übersetzung, *DV* XI, 153f.; deutsch in *Wieland-BW* 10.1, Nr. 458, S. 372), 2) Wielands aus Zeitgründen vertröstende erste Antwort darauf (deutsch, *DV* XI, Anm. 154, sowie *Wieland-BW* 10.1, Nr. 259, S. 372), 3) einen Brief Sophie Baggesens an ihre Schwester vom 26. Juli (in dänischer Übersetzung, *DV* XI, 154-157), sowie schließlich 4) ein mit dem Datum des 27. Juli überschriebenes, stilistisch ganz dem hier abgedruckten Tagebuch entsprechendes Textstück in dänischer Sprache, das (zumindest weitgehend) keine Entsprechung im hier behandelten Tagebuchmanu-

Kurz unterbrochen von einem Abstecher nach Gotha zu seinem ebenfalls auf Reisen dort weilenden Gönner Friedrich Christian, zu dem sich Baggesens Verhältnis, gewissermaßen unter der günstigen Atmosphäre der thüringischen Musenhöfe, noch einmal intensiviert, wird dieser vor allem durch Wielands Vermittlung in die Kreise des gebildeten Weimar eingeführt. Er lernt dabei unter vielen anderen auch Herder kennen, dessen Hochschätzung er ebenfalls sofort erfährt. Zugleich kommt Baggesen dort wie in Gotha auch in engerem Kontakt mit dem Illuminaten- und Freimaurerwesen (nicht zuletzt in Gestalt von einigen der prominentesten von dessen zeitgenössischen Protagonisten), dem er sich nach anfänglicher Distanz in der Folge seines Aufenthalts später selbst annähert, bis hin zur Mitgliedschaft in einer Gothaer Loge im Jahre 1793.

Beim Übergang von Weimar nach Jena am 3. August 1790 ist es wiederum Wieland, der die Baggesens an den Mann seiner ältesten Tochter Sophie (1768-1837), den Philosophen Karl Leonhard Reinhold (1757-1823), gleichsam persönlich weiterreicht. Mit dem Kant-Popularisierer und -„Überbieter“ Reinhold verbindet Baggesen nun tatsächlich ganz offenbar eine – über die bisher gemachten Begegnungen weit hinausgehende – instantane Seelenfreundschaft, die – viele und vielerlei verschiedene Früchte tragend – ein Leben lang halten sollte.

Dokument und eine Frucht dieser Freundschaft ist der wiederum von den Söhnen nach Baggesens Tod edierte Briefwechsel zwischen diesem und Reinhold (*Baggesen-BW*, Band I), der in jüngster Zeit vor allem als wichtiges Hilfsmittel in der Konstellationsforschung zur Erschließung der Entwicklung von Frühidealismus und Frühromantik

skript besitzt. Die – weitaus größere – erste Hälfte dieses Stücks (*DV* XI, 157-160), die tatsächlich den 27. bzw. – da v. a. vom Vortag erzählt wird – vom 26. Juli betreffen könnte, dürfte mutmaßlich ganz einem zweiten, in der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen nicht vorliegendem Tagebuchheft entstammen, das im vorliegenden ersten (Haupt-) Heft anlässlich einer Aussparung einige Tage später verweisend erwähnt wird. Die zweite Hälfte des Stücks (*DV* XI, 160f.), die immer noch unter dem Datum des 27. Juli firmiert, betrifft hingegen, wie ein Blick auf den Fortgang des Tagebuchs zeigt, eindeutig spätere Ereignisse, wobei offenkundig Fragmente aus dem hier wiedergegebenen ersten Tagebuchheft unter starker Bearbeitung mit solchen aus anderen Quellen, womöglich auch aus dem verschollenen zweiten Heft, vermengt worden sind. Trotz des solchermaßen höchst zweifelhaften Textzustandes sollen hier, an je mutmaßlich entsprechender Stelle, zur Auffüllung mehrerer Lücken im ersten Heft rückübersetzte Passagen aus dieser Quelle in den Anmerkungen ergänzt werden. An dieser Stelle sei Lisa Maria Sporrer mein herzlichster Dank ausgesprochen für ihre unschätzbare Hilfe (nicht nur) im Dänischen.

bedeutsam geworden ist: indem er nämlich nicht nur äußerst rege und regelmäßig das Schicksal von Reinholds so genannter Elementarphilosophie begleitet, sondern Reinhold auch keinem anderen Briefpartner gegenüber so offen seine Ansichten hierüber wie über andere Entwicklungen (nicht nur) in der Philosophie geäußert hat. Eine weitere Frucht stellt die wechselseitige Vermittlung von Freunden an den jeweils anderen dar; so kommt insbesondere Baggesen in engen Kontakt mit anderen Mitgliedern des Reinhold-Kreises, indem ihn etwa schon im Sommer des folgenden Jahres Reinholds Freund und Schüler Johann Benjamin Erhard in Kopenhagen besucht hat, oder indem er selbst bei seiner nächsten Alpenreise 1793/94 bei Reinholds Freund und Förderer Franz Paul von Herbert in Klagenfurt zu Gast war, dort abermals mit Erhard und erstmals mit Friedrich Immanuel Niethammer zusammentraf und in wechselnden Konstellationen mit Freunden aus diesem Kreis eine Italien- und Schweizreise unternahm. Eine letzte Frucht schließlich stellen die schon hier, in der kurzen Zeitspanne von gerade einmal einer Woche, entwickelten gemeinsamen „Projecte“ dar, die in der Folge im Briefwechsel weitergesponnen werden. Hinsichtlich der konkreten Form dieser „Projecte“ stets ein wenig diffus bleibend scheinen die Freunde mit dieser Chiffre auf der einen Seite kühne, nicht unbedingt immer realistische Wunschkonstruktionen zu bezeichnen (in der Art etwa einer über die Beeinflussung Friedrich Christians auf den Weg zu bringenden, durch eigene – besonders auch von der kantischen Philosophie geprägte – Überlegungen gewissermaßen noch gebesserten Übertragung des sachsen-weimarischen Modells einer den Musen und der Wissenschaft gegenüber offenen, aufgeklärten, womöglich gar demokratisierten Monarchie nach Dänemark). Auf der anderen Seite sind ganz konkrete Pläne wie die Berufung des in Jena in vielerlei Hinsicht nicht uneingeschränkt glücklichen Reinhold in Baggesens Nähe nach Kopenhagen auf eine gut dotierte Professur gemeint. Nur letzteres kann mit Reinholds Berufung ins holsteinische Kiel 1793/94 zumindest annähernd verwirklicht werden, wobei sich die ersehnte räumliche Nähe durch Baggesens fast rastlos fortgesetzte Reisetätigkeit nur zeitweise einstellen sollte, nachdem Reinholds ‚Bekehrung‘ zum Fichteanismus auch in philosophischen Fragen (neben Baggesens keineswegs immer ganz unproblematischem Wesen) eine Zeit lang eine leichte Entfremdung mit sich bringt. (In Kiel wurden die beiden Freunde dann aber schließlich – dies nur am Rande – nach ihrem Tod in einem Grab bestattet.)

Reinhold wiederum ist es nun, der die Baggesens nach Wielands Abreise zu einem Besuch bei Schiller einführt, einem weiteren Vorbild spätestens seit Baggesens Lektüre des *Don Carlos* in der Schweiz. Dem äußeren Anschein eines – zumal für Baggesens Verhältnisse – eher förmlichen, wenig herzlichen Zusammentreffens zum Trotz (dessen Ablauf von Baggesen selbst auf die ungünstigen Umstände des Besuchs wie auf Schillers im persönlichen Umgang von seinem eigenen so ganz verschiedenes, äußerlich unsentimentales Wesen zurückgeführt wird) erfährt nicht nur Baggesen die außerordentliche Hochschätzung Schillers. Von ihr zeugt ein in Baggesens Kieler Nachlass erhaltenes, ebenfalls digital zugängliches Billet Schillers an Reinhold.

Die Ereignisse der Folgezeit, die Baggesen zumindest als Mittler-gestalt auch in der deutschen Literaturgeschichte einen breiteren Platz haben zukommen lassen, zeigen vielmehr auch eine noch weitere Intensivierung seiner Bewunderung für Schiller: Als dieser im Januar 1791 schwer erkrankt und, nach einer Verschlechterung seines Zustandes Anfang Mai, eine von einer Erfurter Zeitung kolportierte falsche Todesnachricht im Juni nach Kopenhagen dringt, ist es maßgeblich der nach eigenen Angaben zu diesem Zeitpunkt ohnehin fast nur noch Schiller lesende Baggesen, der ein Treffen befreundeter Paare auf dem Gut der Schimmelmanns in eine eindrucksvolle mehrtägige Totenfeier umfunktioniert (vgl. seinen Brief an Reinhold vom Juni 1791, *Baggesen-BW* I, Nr. 11, S. 48-54). Als die falsche Nachricht schließlich korrigiert wird und Reinhold ihm in einem Brief vom 16. September 1791 (ebd., Nr. 19, 93f.) noch einmal eindrücklich speziell die unverändert schlechten ökonomischen Verhältnisse Schillers schildert, entfaltet Baggesen eifrige Aktivitäten zu dessen Förderung, die Ende November in der Stiftung eines dreijährigen (später um zwei Jahre verlängerten) Stipendiums über 1000 Thaler per anno für Schiller durch Baggesens eigene Förderer Friedrich Christian und Schimmelmann münden, samt der (nicht realisierten) Einladung zu einem Aufenthalt in Kopenhagen.⁷ Man kann mit guten Gründen davon spre-

7 Die Geschichte der Förderung Schillers durch Friedrich Christian und Schimmelmann ist vor allem in der Schiller-Forschung breit behandelt worden, wiewohl mitunter mit Ungenauigkeiten im Detail. Den unmittelbarsten (und im Grunde genommen auch ausreichenden) Eindruck vom Ablauf der Dinge liefert sicher ein Blick in die sämtlich veröffentlichten Quellen, also die einschlägigen Stücke aus dem Briefwechsel Baggesens mit Reinhold (zwischen Juni 1791 und dem 23. Januar 1792, vgl. *Baggesen-BW* I, v. a. die Nrn. 11-13, 19 und 22-31; S. 48-63, 91-95 und 99-153) sowie dem Briefwechsel zwischen Schiller und den übrigen Beteilig-

chen, dass dieses Stipendium, von dem Schiller in Baggesens Auftrag durch Reinhold als Boten unterrichtet wurde, Schiller zumindest vorerst das Leben gerettet hat; in jedem Fall aber sollte ihm die größere finanzielle Unabhängigkeit nun die in seinem Werk nachhaltig wirksam gewordene Beschäftigung v. a. mit der kritischen Philosophie Kants ermöglichen. Tatsächlich richten sich die gerade hieraus ganz direkt hervorgegangenen, später leider vernichteten *Augustenburger Briefe* Schillers von 1793 bzw. seine aus deren überarbeiteter Neuformulierung entstandene Schrift *Über die ästhetische Erziehung des Menschen, in einer Reihe von Briefen* von 1795 an Friedrich Christian als Adressaten.

Ein Blick in die – von der Schiller-Forschung eigentümlicherweise kaum direkt genutzten – Tagebucheintragungen Baggesens von 1790 zeigt deutlich, dass die Wurzeln von Baggesens Einsatz für Schiller in hohem Maße bereits hier liegen, wie umfassend, mit anderen Worten, Baggesen Schillers Probleme bereits im Sommer 1790 erfasst hatte (selbst die Summe des Stipendiums ist in der von Baggesen niedergeschriebenen Darstellung Reinholds bereits repräsentiert). Womöglich war die Förderung Schillers gar selbst bereits ein Teil-„Project“ der Freunde, das durch den Schock des falschen Gerüchts und Reinholds Erinnerung nur in höherer Dringlichkeit aktiviert werden musste!

Leider stehen für diese ansonsten gut erforschte Episode – wie überhaupt für die Zeit ab der Rückkehr der Baggesens nach Kopenhagen am 27. Oktober 1790 bis zum Januar 1793 – keine Tagebuchaufzeichnungen Baggesens zur Verfügung, die hierüber näheren Aufschluss geben könnten – seien sie nun nicht überliefert oder nie geschrieben. Doch gibt es in den vorhandenen, durch die Möglichkeiten des Internets und die dankenswerte Aktivität der Kopenhagener und Kieler Bibliotheken jedermann zugänglichen, zu einem nicht unwesentlichen Teil in deutscher Sprache verfassten Tagebuchmanuskripten Baggesens ebenso wie in seinem gleichfalls auch im Internet ganz hervorragend zugänglich gemachten Werk mit Sicherheit zahlreiche andere Entdeckungen zu machen, wozu hiermit nachdrücklich eingeladen sei!

ten, vgl. v. a. *NA* 26, Nrn. 100 (An Baggesen, 16. Dezember 1791, 119f.), 101 (An Friedrich Christian und Schimmelmänn, 19. Dezember 1791, 124-126) und 103 (An Baggesen, 9. Januar 1792, 128f.), sowie *NA* 34, Nrn. 97 (Von Friedrich Christian und Schimmelmänn, 27. November 1791, 113-115), 98 (Von Baggesen, 29. November 1791, 115-117), 107 (Von Baggesen, 10. Januar 1792, 125-127), 110 (Von Friedrich Christian, 17. Januar 1792, 130) und 112/113 (Von Baggesen, 28./30. Januar 1792, 130-133).

Brief Christoph Martin Wielands an Karl Leonhard Reinhold

Den 29. Juli [1790; tatsächlich wohl 31. Juli]

[...] Seit 8 Tage haben mir die guten Götter eine unverhoffte Freude gemacht, indem sie mir den Professor Baggesen (prononcez Bägösen) von Copenhagen, und seine junge Frau, eine Enkelin des großen Hallers⁸, zugeführt haben. Er hatte ein Empfehlungsschreiben an mich von der Tante seiner Frau, die unter dem Namen Melissa⁹ vor 35 Jahren eine meiner liebsten Freundinnen gewesen war. Hr. Baggesen wurde auf seiner Rückreise von Bern, wo er seine Frau vor etwa 5 Monaten geheirathet hatte, unpäßlich, und kam sehr krank hier an. Da er nun im Gasthofe die Bequemlichkeit nicht haben konnte, die ich ihm in meinem Hause verschaffen konnte, so bat ich ihn seine Wohnung bei mir zu nehmen, und er ist seit verwichenem Sonntag mein Gast, und schon seit 3 Tagen völlig wieder hergestellt. Gestern mußte er eilends nach Gotha zurückgehen, um dem Gemahl der dänischen Kronprinzessin, dem Prinzen von Holstein Augustenburg,¹⁰ der sein

8 Gemeint ist der aus einer Berner Patrizierfamilie stammende bedeutende Arzt und Universalgelehrte Albrecht von Haller (1708-1777), der nach seiner Berufung als Professor für Anatomie, Botanik und Chirurgie an die neu gegründete Universität Göttingen 1736 maßgeblich für deren raschen Aufstieg verantwortlich war.

9 d. i. Anna Margaretha von Haller geb. Schulthess (1734-1810), die Schwiegertochter Albrecht von Hallers, vor ihrer Verheiratung in dessen Zürcher Zeit enge Freundin Wielands (von dem sie mit dem Kosenamen Melissa bedacht wurde); in Wielands Werk verewigt in der (fragmentarischen) Ode „An Melissa“ (AA I, Bd. 3, 217); eine nähere Beschreibung der Beziehung zu ihr findet sich in einem Brief Wielands an Katharina Zimmermann vom 11. und 12. August 1759, *Wieland-BW* 1, Nr. 443, 505-515. Der Empfehlungsbrief für die Baggesens, von dem hier die Rede ist, datierend vom 30. Juni 1790, ist abgedruckt in *Wieland-BW* 10.1, Nr. 442, 364

10 Friedrich Christian II., Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (1765-1814), Mitglied der Augustenburger Linie des Hauses Oldenburg, das seit dem 15. Jahrhundert die Könige von Dänemark stellt; nach seiner Heirat im Jahre 1786 mit der aus der königlichen Linie stammenden Prinzessin Louise Augusta (der Schwester des für seinen erkrankten Vater Christian VII. bereits regierenden, kinderlos gebliebenen Kronprinzen und späteren Königs Frederik VI.) lange als Kronprätendent geltend (Louise Augusta war allerdings mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht die Tochter des geisteskranken Königs Christian VII., sondern von dessen in der Folge dieser Affäre 1772 hingerichteten Vertrauten und zeitweise eigentlichen, mit seiner radikalen Reformpolitik vielfach Anstoß erregenden Regenten Dänemarks Johann Friedrich Struensee [1737-1772]); Friedrich Christian erfuhr eine hervorragende Ausbildung in liberalem Geist; ab 1786 Staatsrat in Kopenhagen, 1788 Patron der dortigen Universität. Er war ab den späten 80er Jahren höchst aktiver Gönner und Freund Baggesens, dem er auch schon die Reise in die Schweiz mit der Vermittlung eines Stipendiums ermöglicht hatte. Baggesen und Reinhold trach-

besonderer Prorektor und Freund ist, aufzuwarten; er wird aber diesen Abend zurückkommen, und hat uns indessen seine durch eine sonderbare Vereinigung eines sehr gebildeten Verstandes mit der vollkommensten Schweizerischen Naivheit sehr liebenswürdige Frau zum Unterpfund hinterlassen. Baggesen ist einer der vortrefflichsten Menschen, die ich jemals gekannt habe, und, wiewohl noch nicht volle 25 Jahr alt, doch an allen Eigenschaften des Geistes *reifer* und ausgebildeter als in diesem Alter, ohne einen Zusammenfluß der seltensten Umstände, möglich ist. Die Dänen nennen ihn (verzeihen Sie mir, daß ich es *nachsage*) den dänischen Wieland, und machen dem deutschen dadurch ein großes Compliment; denn er hat vor diesem voraus, daß er erst 25 Jahr alt ist. Er ist gar sehr begierig, Sie, lieber Reinhold, kennen zu lernen, und da ich voraus weiß, wie interessant Ihnen seine Bekanntschaft seyn wird, so hoffe ich Ihnen ein Vergnügen zu machen, indem ich Ihnen einen nahen Besuch von ihm ankündige. Der Tag, wo ich und die Mama ihn zu Ihnen hinüber begleiten werden, wird der künftige Dienstag oder Mittwoch seyn, wie es Ihnen gelegen seyn möchte [...] (*DV* XI, 161f.; *Wieland-BW* 10.1, Nr. 465, S. 378f.)

Aus Jens Baggesens Tagebuch (*DB* XVIII, 1-119)

Weimar

- 21^{ten} von Erfurt nach Weimar. ausserordentlich krank. zu Bett.
 22^{ten} äusserst krank – im Bette.
 23^{ten} noch schlechter – im Bette.
 24^{ten} wurde so krank ich war in Wielands Hause gebracht.¹¹

teten später – eines ihrer schon hier wurzelnden gemeinsamen „Projecte“ – danach, Friedrich Christian in ihrem Sinne zu lenken, nachdem er als Anhänger Ernst Platners lange Kant (und zunächst im übrigen auch Schiller) gegenüber skeptisch geblieben war. Vergab auf Baggesens Betreiben hin zusammen mit dem Grafen Schimmelmann 1791 das dreijährige Stipendium über 1000 Taler jährlich an den erkrankten Schiller (später um zwei Jahre verlängert), daraufhin Adressat von dessen *Augustenburger Briefen* (1793), der Vorstufe des ebenfalls dem Herzog gewidmeten *Über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts, in Briefen* (1795).

- 11 Eventuell krankheitsbedingter Irrtum Baggesens im Datum (Wieland gibt für die Überführung mit dem „verwichene[n] Sonntag“ den 25. Juli an), der die m. E. nicht immer korrekten Entscheidungen der Editoren der *DV* bei – definitiv bestehenden oder eventuellen – weiteren problematischen Datierungen (Ausflug nach Tiefurt,

25^{ten} besser. aber ganz entkräftet

26^{ten} ziemlich wohl aber noch schwach. [Zeichnung eines doppelten Kreises] in übers. Entzücken.

27^{ten} Ermüdet, sonst wohl.¹²

Datum von Wielands Brief, Zeitpunkt und Dauer des dort bereits angeführten Aufenthaltes in Gotha) mit beeinflusst haben könnte.

- 12 Mit einiger Sicherheit (dafür sprechen der von ihm darin beschriebene Gesundheitszustand Baggesens, Formulierungsanalogien sowie die zeitliche Einpassung in die hier dokumentierten Ereignisse) dürfte an dieser Stelle das erste Stück des in *DV* XI, 157-161 in dänischer Sprache unter dem Datum des 27. Juli 1790 abgedruckten Textstücks, betreffend vor allem den Vortag, zu ergänzen sein:

Den 27. Juli

Heute ist es der vierte Tag unseres zauberischen Schlaraffenlebens. Geistige Genüsse haben die Kräfte meines Leibes gestärkt, und ich bin nun wieder in der Lage, die Feder zu halten.

Gestern fuhren wir alle nach Dieffurth [=Tiefurt], dem Lustort und früheren Aufenthaltsort der Herzoginwitwe [Anna] Amalia – Frau Wieland mit drei Kindern und Sophie, und Er im zweiten Wagen mit mir und drei weiteren Kindern. Dieffurth ist ein wahres Elysium, durchschlungen von einem reizenden, ziemlich schnell fließenden kleinen Fluß, welcher eine wohltuende Kühle verbreitet. Wir spazierten unter Bäumen, in Gesprächen über seine Werke und deren Entstehung – über seine Art zu studieren, zu memorieren, und vieles andere, bis wir uns an einem schönen Platz lagerten, und eine patriarchalische Mahlzeit aus Milch und Brot genossen. Sophie hatte einen Blumenkranz geflochten, den wir beide Ihm auf den Kopf setzten – als die Liebe in Amors und Psyches Gestalt; und also saß Er dann, mit seinem Kranz um die Schläfen, bis uns die kühle Abendluft meiner Gesundheit wegen dazu zwang, diesen Tempel [?] zu verlassen und zu unsern Wagen Zuflucht zu nehmen. Doch gerade als wir durch das Schloßtor gehen wollten, trafen wir auf Herzogin [Anna] Amalia mit ihren Hofdamen und Hofkavalieren. Wir mussten stehenbleiben und grüßen. Wieland stellte mich Ihrer Durchlaucht vor, und danach auch meine Frau, die sich aber nicht gerade übermäßig tief verneigte und so frisch und ungezwungen mit ihr redete, als könnte diese ihre Tante sein. Die Herzogin war besonders gnädig, und erkundigte sich mit sehr artigem Ausdruck nach meinem Befinden; worauf ich antwortete, dass es unmöglich sei, dass man nicht frisch werde an einem so zauberischen Ort, selbst wenn man halbtot sei. Sie führte mich zur Brücke hin, blieb aber mit einem Male stehen und bemerkte, dass es dort vielleicht zu kühl für mich sei und wandte sich schnurstracks um. Wir sprachen über Italien. Sie erzählte mir von ihrer Reise, von der sie vor einigen Wochen zurückgekehrt war – von der lebendigen Sehnsucht nach Allem, was sie in diesem herrlichen Land genossen hat – von Neapel, vom Ausbruch des Vesuv etc. Sie ist eine äußerst einnehmend-majestätische Dame, mit großen schweren Augen, die aussehen, als müssten sie alles durchblitzen, würde nicht eine weise, liebe Zartheit ihr strahlendes Feuer dämpfen. Sie wird zuvorderst dargestellt vom größten und göttlichsten unter allen Schönheitsmalern, der je den Pinsel der Musen und Grazien in die Farben der Liebe getaucht hat – in Wielands Olympia. Und ich sage all das Schöne, das von dieser gesagt werden kann, indem ich zugestehe, daß das Original sich in keiner anderen Weise von der Malerei unterscheidet als in seiner realen Existenz.

Fast den ganzen Vormittag mit Wieland, seiner Frau und Sophie im Garten – Er und ich auf einem Tisch, Sophie und seine Frau auf kleinen Kinderstühlen. Ich gab ihm meine Ode an Sophie – die Er langsam und zu wiederholten Mahlen las – mit Anmerkungen Conectionen und Berichtigungen einzelner Stellen übrigens fand er meisten Strophen zur Entzückung wunderschön – Bey der Gelegenheit erzählte Er mir und Sophie – und dadurch seiner Frau zum erstenmal den geheimsten Theil seiner romantisch-erotischen Geschichte – vorzüglich[.] Sie ergözte Wieland über alle Beschreibung – ob er schon die Kühnheit die darin herrscht nicht begreifen konnte. Wir schieden, wie gestern – und noch wurde kein Wort vom Wegreisen gemeldet. Indessen kann dies zauberische Schlaraffenleben nicht ewig fort dauern – und ich wurde bey dem Zubettgehen einig mit Sophie es übermorgen ein Ende zu machen.

28^{ten} VII.

[Zeichnung eines doppelten Kreises] omnia græce –

Des Vormittags in der Laube, oder in dem kleinen Lusthaus bey der Kegelbahn im Garten – wo ich mit Wieland – unterdessen daß Sophie arbeitete [–] von der Gräfin Bernstorff hier¹³ [–] von der Etiquette – von Freymaüthern – Rosenkreuzern – Jesuiten – und überhaupt Mystereien, die wir beide hassten¹⁴ sprachen. Er schrieb ein Billet an Legati-

Als wir heimgekommen waren, las uns Wieland Olympia vor; und dann musste ich bis in die Nacht auf seinen Wunsch hin ihm die Fortsetzung meiner abenteuerlichen Reisegeschichte erzählen, die ich in der vorigen Nacht in Scheherazades Manier an der interessantesten Stelle abgebrochen habe, als Moltke und ich mit nur ein Paar Louis d'or in der Tasche nach Paris gereist sind. Dies amüsierte Wieland über alle Beschreibung, wiewohl er unsere Dreistigkeit sehr unbegreiflich fand.

- 13 Charitas Emilie von Bernstorff geb. von Buchwald (1733-1820), Witwe des deutsch-dänischen Diplomaten und einflussreichen Politikers Johann Hartwigs von Bernstorff (1712-1772), nach dessen Tod in Weimar ansässig, Fördererin von Kunst und Wissenschaften, insbesondere Patronin J. J. C. Bodes, vgl. Anm. 15. Baggesens „hier“ soll an dieser Stelle den Unterschied zu den ebenfalls mit Baggesen bekannten, dänischen Bernstorffs in Kopenhagen (der Familie ihres Neffen Andreas Peter von Bernstorff, der Johann Hartwig indirekt im Amt des Außenministers nachgefolgt ist) bezeichnen.
- 14 Diese Bemerkung mag zumindest mit Blick auf Wieland, der selbst Illuminat und Freimaurer gewesen und noch zu diesem Zeitpunkt von Mitgliedern beider Bewegungen unmittelbar umgeben war, zunächst irritieren. Sie dürfte sich freilich aus seinem ab dem Ende der 1780er Jahre entwickelten differenzierteren und distanzierteren Standpunkt gegenüber den Geheimgesellschaften und ihrem Verhältnis zu Staat und Gesellschaft erklären, vgl. v. a. etwa „Das Geheimniß des Kosmopolitenordens“ (TM 3/1788, 97-115) und die dort geübte Kritik an einer leeren Mystifizie-

onsRath Bode¹⁵ fac totum der Gräfin um mich ihr vorzustellen – Bode war mit der Princessin von Curland¹⁶ weggereist – ich ließ mich also unmittelbar melden und wurde angesagt für um 4 Uhr Nachmittags.

(siehe 2tes Tagebuch)¹⁷

rung innerhalb der bestehenden Geheimgesellschaften. Baggesen wurde 1793 – unter dem Namen Immanuel (den er ab 1791 in Verehrung Kants auch als zweiten bürgerlichen Vornamen führte) – selbst im dritten Meistergrad Mitglied der Gothaer Loge „Zum Kompaß“.

- 15 Johann Joachim Christoph Bode (1730-1793), als akademischer Autodidakt (ursprünglich Militärmusiker) einer der bedeutendsten Übersetzer seiner Zeit in Deutschland, so des von Baggesen besonders geschätzten *Yoricks empfindsame Reise durch Frankreich und Italien* (Übers. 1768) von Lawrence Sterne, zeitweilig auch Verleger; Freund Lessings; seit 1779 fest in Weimar ansässig; seit Beginn der 1770er Jahre führende Persönlichkeit der Freimaurer und Illuminaten. Es war vor allem Bode – vermutlich neben Reinhold, der selbst seit seiner Wiener Zeit Freimaurer war, und Adam Weishaupt – der Baggesen an die Freimaurerei heranführte, bis er diesen während seines nächsten Aufenthalts in Jena und Weimar 1793 höchstpersönlich in die genannte Gothaer Loge initiierte.
- 16 Anna Charlotte Dorothea Gräfin von Biron, Herzogin von Curland (1761-1821), reiche und legendär schöne Adlige, bekannt vor allem als einflussreiche Salonière.
- 17 An den Überschneidungen der anschließenden beiden ersten Eintragungen zum 29. und 30. Juli mit dem Datum über dem folgenden Abschnitt „Nach Gotha“ sofort zu erkennen, besteht hier ein gravierendes Datierungsproblem, das in Ermangelung ausreichender Informationen aus dem an dieser Stelle explizit genannten „2te[n] Tagebuch“ wohl kaum letztgültig zu lösen sein wird. Es bleibt unklar, ob Baggesen bereits am 29. oder erst am 30. Juli nach Gotha abgefahren ist. Für ersteres spricht vorderhand vor allem das Datum über dem ersten Gotha-Abschnitt (das Datum über den Blättern zum Folgetag ist korrigiert worden, ohne dass aber zu klären sein wird, welche Lesart – 30^{ter} oder 31^{ter} – zutreffend ist), für zweiteres neben den kurzen unausgeführten Notizen zum Geschehen am 29. und 30. Juli die aus Wielands oben zitiertem Brief hervorgehende Verweildauer in Gotha von maximal zwei Tagen, die bei Annahme der früheren Abreise eine komplette Tagebuchlücke von einem Tag hinterlassen würde. Auch könnte die im Vergleich zum Folgenden schwächere Tinte des abseits vom Text in der Ecke des Bogens stehende Datum über der „Nach-Gotha“-Seite für eine dann doch nicht – etwa in Form einer Ausführung der vorangegangenen Notizen – realisierte Vordatierung des Blattes sprechen. Ich ziehe es daher vor, Baggesens Abreise nach Gotha im Verlauf des 30. Juli, seine Rückreise auf den Abend des 31. anzusetzen – in Kauf nehmend, dass die Ereignisse des 29. und 30. in Ermangelung einer Ausführung des dort explizit Genannten dann lediglich von den kurzen Stichworten dokumentiert bleiben würde, sieht man von dem folgenden (tatsächlich kaum – wie dort geschehen – auf den 27. Juli zu beziehenden) Abschnitt aus dem aus verschiedenen Quellen amalgamierten Textstück aus den *DV* XI, 157-161 einmal ab:

Bode, der Übersetzer und Fortsetzer des Yorrick, lebt bei der Gräfinwitwe Bernstorff in Weimar. Er hat das verwunderlichste, originellste Schicksal in der Welt, wie man es von keinem Roman verlangen kann. Er war Soldat und Oboist; hat sich in seinem siebzehnten Jahr mit einem Frauenzimmer

29^{ten}

Besuch von Bode

30^{ten}

Bey Herder

29^{ten} [vermutlich eher 30. Juli]

Nach Gotha

Aß beym Prinzen v. Aug.[ustenburg]. Des Abends Hofprediger Jessen.¹⁸ v. Buchwald.¹⁹ Gespräch mit dem Prinzen über meine Lage, meine Gesundheit, meine Sophie, Plan meiner Reise etc.

Die Kronprinzessin war zu Bette.

31^{ten}

Gotha

Der Prinz und die Prinzessin wurden früher fertig des Morgens als ich. Er kam herunter in meine Stube um mich mit in den Garten zu nehmen, als ich mich rasieren ließ. Es wurde also beschlossen, daß ich mit dem Hofprediger Jessen nachkommen sollte.

Wie wir nach dem Englischen Garten gekommen [waren], den wir erst nach viele Umwegen fanden, hofften wir die Lieben Hoheiten ganz heimlich allein zu finden – aber, leider! hatte der dicke Herzog von Gotha²⁰ sie in Stiefeln und Spornen aufgejagt – Er war am Arm

von fünfzehn verheiratet; war Buchdrucker, Buchhändler und Musicus geworden – machte zuletzt Aufsehen als Übersetzer und lebt nun, nachdem er Frau und zwei Kinder verloren hat, für die Musen und die Philosophie. In seinem ganzen Handeln und Wandeln, so wohl als im Geist, hat er im Übermaße viel gemeinsam mit Sterne – es ist, als hätte die Natur diesen in ihm wiederholt. (rückübersetzt aus *DV XI*, 160f.)

18 Christian Jessen (1743-1812), Schlossgeistlicher in Augustenburg und Erzieher Friedrich Christians, wird allgemein als Mann von großer Bildung und humaner Denkungsart beschrieben.

19 Johan Hugo von Buchwald[t] zu Fresenburg (in Holstein) (1748-1808), Kammerherr und Generaladjutant, evtl. aber auch bereits sein Sohn Ludwig Nicolaus Hugo (1774-1835), zu dieser Zeit Kornet, später Hofchef und Kommandeur des Leibjägerregiments der Prinzessin Louise Augusta.

20 Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha-Altenburg, aufgeklärt-liberaler Förderer von Kunst und Wissenschaften, machte Gotha durch Förderung der Ansiedlung von Verlagen zu einem der Hauptorte volksaufklärerischer Publizistik; Gründung des ersten Hoftheaters mit festem Ensemble und einer zeitgenössisch bedeutenden

der Kronprinzessin, u. v. Buchwald an der der Frau v. Mösting²¹ – Seine Durchlaucht presentirte mich der Kronprinzessin und Ihrem Begleiter. Nach vielen Complimenten wurde eine sehr langweilige Promenade unternommen, die nur abgebrochene Gespräche mit dem Prinzen erlaubte – Auf die langweilige Promenade folgte ein ebenso langweiliges Frühstück auf dem Schloß woran ich leider genöthigt wurde Theil zu nehmen – (Chocolat à l'eau – „si j'en avois“) – ich wollte nicht. Der gute Jessen überhaupt genierte mich. Gieng mit ihm nach Hause – und folglich wieder zurück nach dem Schloß, das Sie schon verlassen hatten – Zurückgekehrt zum *Mohren* traf [ich] aber gleich darauf auch der lieben Oberon [=Friedrich Christian] an [sic!], der mich zu sich hinein lud – und aus Mangel an Plaz mich in dem Putz-Zimmer der Damen führen mußte. Unser Uebereinkommen alle Etiquette abzulegen – Seine Freundschaft – Abweisung des Herzogs, der sich meldete – meine Rache über ihm – Gespräche mit dem Pr. über Wieland und Herder – über Agathon, über die Unschuld unsrer Frauen – über Schwärmerey über *geheime Verbindungen* Mysterien, und besonders Freimaurern, Jesuitismus, Rosenkreuzler, Illuminaten. Weishaupt²² ließ sich melden – Der Prinz kam wieder – Wir setzten uns wieder und setzten unsre Gespräche fort. Der Herzog kam zum zweiten mahl – Der arme Prinz ärgerte sich halb tod über seine Aufdringlichkeit. Seine Reise nach Schnepenthal²³ wurde endlich vereitelt, als er und die Prinzessin aufs Schloß zu diniren eingeladen wurden. Der Herzog hatte die Höflichkeit mich auch nahmentlich mit einzuladen – ich schlug es aber rein ab.

Nach einige kurze Gespräche mit dem oberonischen Prinzen über Schimmelmänn²⁴ u. Stollbergs²⁵ etc. mußten wir uns also trennen – Er

Sternwarte; führender Freimaurer seit 1774, Mitglied des Illuminatenordens seit 1783, gewährte dessen Gründer Adam Weishaupt nach dem Verbot des Ordens in Bayern im Jahre 1784/85 Exil und Förderung in Gotha.

21 Sophie Charlotte Mösting (1751-1809), Hofdame der Prinzessin Luise Augusta.

22 Adam Weishaupt (1748-1830), Gründer des Illuminatenordens, vor dem Verbot des Ordens in Bayern 1784 Jurist an der Universität Ingolstadt, nach seiner Flucht mit Förderung Ernsts II. in Gotha als Hofrat. Später einer der Vermittler auch von Baggesens Annäherung an die Geheimgesellschaften der Illuminaten und der Freimaurer.

23 Gemeint ist vermutlich nicht bzw. nicht nur der Ort, sondern die von Christian Gotthilf Salzmann (1744-1811), dem „deutschen Rousseau“, mit Unterstützung Ernsts II. gegründete Reform-Erziehungsanstalt Schnepfenthal bei Gotha.

24 Ernst Heinrich Graf von Schimmelmänn (1747-1831), einflussreicher dänischer Unternehmer, Mäzen und Politiker deutscher Herkunft, dänischer Handels- und Finanzminister von 1782/84-1814, Außenminister von 1824-1831; gehört zusammen

bat mich meiner Frau und Wieland alles mögliche schönes und freundliches zu sagen – und ich suchte meinen Kutscher.

Da ich den Kutscher lange nicht finden konnte – es war über 12 Uhr [–] wurde ich ungeduldig und gieng die Stadt hinauf um Ettingers Buchhandlung²⁶ zu suchen. Hier fand ich Holger Danske²⁷ mit dem Clavierauszug und Schulzens Volkslieder 3^{ter} Theil.²⁸ Ersten und letzten nahm ich mit für Wieland, grüßte Frau Ettinger die mich mit Erstaunen wiedererkannte, und mich zu ihrem Mann führte, der es auch nicht begreifen konnte, wie ich auf einmal wieder nach Gotha gekommen war – und gieng endlich fort nach dem Mohren, wo ich den Wagen fertig fand – und in einem fort von da durch Erfurt nach Weimar im schönsten Wetter fuhr.

Ich kam noch früh genug an um das Abendessen mit ihm zu genießen. Wir waren erstaunlich froh – und Sophie und ich entzückt nach so langer Abwesenheit einander wieder zu haben. Die Zeit auf dem Wege hin und her war mir wirklich eine Ewigkeit geworden.

1^{sten}

Kegelspiel mit Wieland Seinen Söhnen und Töchtern und Sophie im Garten.

mit seiner Frau Charlotte, geb. Schubart (1757-1816), seit 1785 zu den engsten Freunden und Förderern Baggesens, vergab auf dessen Betreiben hin zusammen mit Friedrich Christian 1791 das dreijährige Stipendium an Schiller.

25 Der Dichter Christian Graf von Stolberg-Stolberg (1748-1821), Mitbegründer des Göttinger Hainbundes, dänischer Beamter in Tremsbüttel/Holstein, und seine Frau Gräfin Luise von Stolberg-Stolberg, geb. Gräfin von Reventlow (1746-1824). Seit seiner ersten Reise nach Holstein 1787, die ihn zu den Stolbergs nach Tremsbüttel geführt hatte, enge Freunde Baggesens, die er auch 1789 wieder besucht hatte.

26 Karl Wilhelm Ettinger (1741-1804), Verleger und Buchhändler in Gotha, erster Verleger des „Gotha“, war äußerst erfolgreich als Verleger volksaufklärerischer Schriften, außerdem einer 71-bändigen Werkausgabe Voltaires.

27 Mit hoher Wahrscheinlichkeit handelt es sich um den Klavierauszug der von Baggesens Freund Carl Friedrich Cramer, vgl. Anm. 29, besorgten deutschen Übersetzung (die im Übrigen den wahren Stoff des Stücks im Untertitel benennt), *Holger Danske oder Oberon: eine Oper in drey Acten* / von Friedrich Ludewig Aemilius Kunzen. Hrsg. von C. F. Cramer. Copenhagen: Sönnichsen, 1790.

28 *Lieder im Volkston bey dem Claviere zu singen*, von Johann Abraham Peter Schulz, Capellmeister sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich von Preussen, Teile I-III, Berlin: Decker, 1785-1790; Der vor allem auch als Liedkomponist im Umfeld Klopstocks und der Dichter des Göttinger Hainbundes (u. a. des Claudius'schen „Der Mond ist aufgegangen“) bekannte Schulz (1747-1800) war nach der hier genannten Stelle von 1787-1795 Hofkapellmeister in Kopenhagen und hat in dieser Eigenschaft später (1795) auch Friedrich Ludwig Aemilius Kunzen, den Komponisten von *Holger Danske*, als Amtsnachfolger nach dort geholt.

– Über Carl Cramer²⁹

– Seine Freude über den Brief an Ith.³⁰

Wieland las die Vorrede zu Holger. Herders waren eingeladen.

Nachmittags.

Herders kamen. Die Entzückung seiner lieblichen Frau über Sophie. Erstaunlich lebhaft Conversation – über Frankreich – Constitution – die Schweiz [–] Aristocratie.

Herder wurde verliebt in Sophie.

Vollendung des Portraits von Moltke.³¹

Gespräch mit Herder über die Influenz der Revolution in Frankreich.³²

29 Der Theologe (seinerzeit Professor in Kiel), Dichter, Übersetzer und Verleger Carl Friedrich Cramer (1752-1807), Mitbegründer des Göttinger Hainbundes, Freund und Biograph Klopstocks, später glühender Anhänger der französischen Revolution (ab 1795 in Paris); war wie Friederike Brun und Adam Graf von Moltke Reisebegleiter Baggesens auf einem Teil seiner vorangegangenen Reise in die Schweiz; auch Übersetzer von Werken Baggesens, so der Oper *Holger Danske oder Oberon* (Kiel 1790), sowie dem aus Baggesens Reise hervorgegangenen *Labyrinthen*, das er unter dem Titel *Baggesen oder das Labyrinth: eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich* (Baggesen/Cramer 1793) unter Hinzufügung eigener Erinnerungen und Kommentare ins Deutsche übertrug.

30 Adressat des nicht ermittelten Briefes ist Johann Samuel Ith (1747-1813), Theologe und Philosophieprofessor in Bern, entschiedener Kantianer und Freund Baggesens seit dessen Aufenthalt in Bern, vgl. auch Bondeli (2001), 23-152.

31 Gemeint ist wohl der Abschnitt „Den unge Grev M****“ aus dem Pyrmont-Kapitel von *Labyrinten*, vgl. ebd., 133-135, oder eine Vorstufe dieses Textes. Adam Gottlob Detlev Graf von Moltke [-Nütschau] (1765-1843), „der tolle Moltke“, auch Dichter in Klopstock-Nachfolge, war Jugendfreund und (ab der im eben genannten Text geschilderten Wiederbegegnung in Pyrmont) Reisebegleiter Baggesens auf dessen Reise in und durch die Schweiz im Vorjahr und von dort aus ins revolutionäre Paris im Januar 1790. In der Folge feuriger Anhänger der Revolution (legte 1794 seinen Grafentitel ab) und einer der Führer der revolutionären Bewegung in Schleswig und Holstein; nach 1815 federführend beim Kampf um eine Konstitution für die Herzogtümer.

32 Möglicherweise ergänzt aus einer zweiten Quelle (womöglich dem nicht erhaltenen zweiten Tagebuchheft) berichtet DV XI, 160, hierzu (in wohl eindeutig irreführender Anknüpfung an die Beschreibung des Abends des 27. Juli):

Die Unterhaltung mit Herder ist stets außerordentlich lebendig; und als wir über Frankreich, Constitution und den Einfluß der Fränkischen Revolution zu sprechen begonnen hatten, hatte man Mühe damit, uns zum Aufhören zu bewegen. Seine liebenswürdige Frau ist ganz entzückt über meine Sophie; und selten werden drei Paar Menschen genussvollere, himmlischere Tage verleben als Wieland, Herder und ich mit unseren drei Frauen hier zubringen. (rückübersetzt)

Abends

Am Tisch – die vollständige Erzählung meiner Geschichte – die Sie bis spät in die Nacht unbeschreiblich entzückte. Wielands grenzenlose Freude darüber, das Herder mich so kennen und lieben lernte.

Herders ausserordentliche Wärme beym Abschied. Abrede Morgen Nachmittag und Abend bey Ihm zuzubringen.

[Auslassung eines französischsprachigen Gedichtentwurfs – einer fünfseitigen – offenbar nicht publizierten – Ode an Wieland]

2¹ [August 1790]

Mittags

Mit Wielanden im Klub – wo ich verschiedene interessante Bekanntschaften machte. Ausser Wieland, Herder und Doctor Hufeland,³³ waren eine Menge andre Die [sic! Gemeint ist wohl: Dei] minorum gentium da von denen ich Bertuch,³⁴ Bode, Abbt Resewitz,³⁵ (der kürzlich angekommen war) und Geheimderath Oberhofmarschall Schardt³⁶ der Fresser und Gewehr Oberaufseher vorzüglich genoß.³⁷ Der Ton war

33 Christoph Wilhelm Hufeland (1762-1836), Arzt der Weimarer Gesellschaft, u. a. von Wieland, Herder, Goethe und Schiller, später auch offiziell Hofarzt, seit 1783 Freimaurer, Kantianer, ab 1792 Professor in Jena, intensive Publikationstätigkeit, wohl einer der prominentesten Mediziner im Deutschland seiner Zeit.

34 Friedrich Justin Bertuch (1747-1822), Mäzen und Verleger, 1784 einer der drei Gründungsherausgeber der Jenaer *Allgemeinen Literatur Zeitung* (neben Wieland, der nach Streitigkeiten bald ausschied, und Christian Gottfried Schütz, vgl. Anm. 50), des werktätlich erscheinenden[!], universell ausgerichteten, bedeutendsten Rezensionsorgans im Deutschland der 1780er und 1790er Jahre.

35 Friedrich Gabriel Resewitz (1729-1806), evangelischer Theologe und Pädagoge im Geist der Aufklärung, u. a. von 1767-1774 Prediger der deutschsprachigen St.-Petri-Kirche in Kopenhagen, ab 1774 Abt des (seit 1565 protestantischen [!], im 18. Jahrhundert stark pietistisch geprägten) Klosters Berge bei Magdeburg.

36 Johann Wilhelm Christian von Schardt (1718-1790), Vater Charlotte von Steins, Geheimrat und bis 1782 Oberhofmarschall am Sachsen-Weimarschen Hof, war in dieser Funktion für Tafel und Rüstkammer zuständig; dabei in seinem Gehabe („straf mir Gott! –“) und seiner Dickleibigkeit, die von Baggesen später hier und im Brief an Wieland vom 10. August 1790 aus Leipzig (*Wieland-BW* 10.1, Nr. 472, 382f.) karikiert werden, eine eher lächerliche Figur, was an dieser Stelle schon in der spöttischen Funktionsbezeichnung durchklingt.

37 *DV* XI notiert in unmittelbarem Anschluss an die Beschreibung des 26. Juli [!] – dem Stil nach womöglich aus einem Brief als Quelle:

Außer der innigen, vertraulichen Bekanntschaft mit Herder habe ich hier eine Menge andrer herrlicher Bekanntschaften gemacht: Doctor Hufeland, Bode, Bertuch, Abt Resewitz, und Oberhofmarschall Schardt – „straf mir Gott!“ – (übersetzt aus *DV* XI, 160).

frey, munter, und zum Theil lärmend – wie ohngefahr auf einem Caffé in Paris.

Ich gieng zu Hause zu den Damen – exsudierte zwei Briefe, 1 an meine Schwiegermutter und 1 an Salchli³⁸ [sic!] und gieng dann zu Herder wo die andern schon versammelt waren. Ich fand da ohne es vermuthet zu haben den Herrn Abt Resewitz mit seiner steifen, affectirten Frau Gemahlin und 2 Töchtern, mit denen ich Dänisch sprach – alle um Sophie die in ihr Sopha wie eine Cypris unter Nymphen dominirt gelagert.

Über Tisch des Abends ergötzte ich die Gesellschaft mit Anekdoten von Pfaffenbekehrungen und Matrosen-Thaten und Apophtegmaten – Wieland war ganz außer sich – und Herder, so unbeschreiblich aufgeräumt und froh, daß er mich alle Augenblicke zerdrückte und zerküste. Vorzüglich gieng die Seeligkeit an, als Resewitzens weg warn und wir andre bis 1 Uhr noch zusammenblieben, ohne uns trennen zu können. Ich lies Ihm mein Stammbuch, das Er mir des Morgens darauf mit seiner und seiner lieben Frau Seegen mir zurückschickte.

3^{ten}

Jena

Wir standen früh auf, packten ein – und setzten uns alle 4 im [sic!] Wagen um nach Jena zu fahren. Wieland und seine Frau die uns nicht verlassen könnten, hatten den holtseeligen Entschluß gefaßt uns zu begleiten – Sophie war eben nicht ganz wohl, weil sie zu wenig geschlafen hatte.

Wir waren ziemlich zusammengepackt – kamen ohne gar zu gut zu wissen wie – ich inn vertrauten Gesprächen mit Wieland – nach Jena, wo wir beyrn Rath *Rheinhold* aus dem Wagen stiegen und herzlich empfangen wurden.

38 Emmanuel Rudolf Nikolaus Salchli (1740-1817), schweizerischer Theologe und Dichter (in französischer Sprache, v. a. von philosophischen Lehrgedichten), Pfarrer in Stettlen im Bernischen, Freund Baggesens seit dessen Schweizreise. Im Goe-the-Schiller-Archiv finden sich (unter der Ms.-Nr. GSA 93/256a) aus dem Wielandschen Nachlass zwei Gedichte von ihm, die in diese Periode fallen könnten, „Epitre de Mr Salchli, auteur du Poem Le Mal, à J. Baggesen sur son arrevée à Weimar“ und „Le citoyen Salchli au Poète Wieland“.

Der zweite Schwieger Sohn³⁹ mit seiner Frau kamen dazu – Beide sehr interessante Männer beyde sehr liebenswürdige Frauen. Es dauerte nicht lange ehe ich mit Rheinhold sehr ins reine gebracht wurde. Wir sprachen darüber wie wunderschnell gewisse Seelen mit einander nur nicht [sic!] bekannt, sondern vertraut werden.

Wir assen in fröhliche [sic!] Patriarchalisch-Wielandische Cirkel, worin Er als Großvater in neuer Glorie erschien.

Darauf gerieth ich wieder ins Gespräch mit dem herrlichen – gleich wie nicht nur hervorstrahlenden, sondern ganz einleuchtenden Rheinhold – und folgte Ihm in sein Collegium methaphysicum, das Er eben heute mit einer Einleitung über die Bestimmung der Begriffe von *Ding* – und von *Bewußtsein*: das Vorstellende – das Vorgestellte – und das Object, oder die Vorstellung, die sich auf beide bezieht, anfieng.⁴⁰ Ich freute mich unendlich nicht so sehr über das was er sagte – wenn auch dies schon vollkommen gut gesagt war – als über die Art, wie er es vortrug. Er ist der einzige Professor der mich bezaubert hat.

Als wir hinaus kamen, sprachen wir über das Abgehandelte und kamen bald in ein tiefes methaphysisches Gespräch hinein, das aber dadurch abgebrochen wurde das Sophie und ich mit der Frau Rheinhold nach der GroßTante von Segner⁴¹ gehen mußten. Wir fanden sie und Ihre Tochter entzückt über unsere Ankunft. Die gut 77jährige Frau weinte vor Freude über Sophie. – Wir giengen im Garten – ich hatte hier ein langes äusserst angenehmes Gespräch mit der geistrei-

39 Johann Salomo Schorcht (um 1762-1792), Garnisonsprediger und Diakonus der Hauptkirche in Jena, Mann von Wielands Tochter Caroline (1770-1851), auch als Autor und Übersetzer u. a. für den *Teutschen Merkur* tätig.

40 Schon seit Sommer 1789 legte Reinhold in seinem Privatissimum im „Fach Kritik der reinen Vernunft“ (vgl. Wundt 1932, 157, sowie Hinske 1995, 7) seine eigene „Theorie des Vorstellungsvermögens“ zugrunde. Zwar zeigen nun die Tageszeit (das Privatissimum wurde immer am frühen Vormittag abgehalten) und Baggesens Benennung, dass es sich bei der von Baggesen besuchten Veranstaltung um Reinhold Kolleg zur Logik und Metaphysik handeln dürfte, dennoch ist unschwer zu erkennen, dass Reinhold auch hier die Grundlagen seines Satzes des Bewusstseins, als „Ausdruck der einfachen Tatsache des Bewusstseins“ oberster fundamentaler Grundsatz und damit Kernstück seiner Elementarphilosophie, verhandelt haben muss.

41 Konnte nicht ermittelt werden, mit einiger Wahrscheinlichkeit denkbar ist aber eine Verwandtschaft der Familie von Haller mit der des langjährigem Göttinger Kollegen Albrecht von Hallers, des kaum weniger bedeutenden Mathematikers, Physikers und Arztes Johann Andreas [von] Segner (1704-1777).

chen, liebenswürdigen Frau Rheinhold über Friederike Münter⁴² und Fritz Münter⁴³ –

* * * * * *

Wir giengen endlich weg und wurden eingeladen für Morgen da zu Mittag in Gesellschaft zu essen – nach den Garten wo wir die übrigen Wielande und Wielandinnen fanden. Im Lusthause mit Rheinhold Gespräch über die Berichtigung der Moralitets Regeln, worin er vollkommen eins mit mir und Salchli dachte. Höchst interessant ist unser Zusammenfließen und ineinander-Schmelzen über Herder – Göthe – und Jacobi –

Über Göthe die nehmliche Meinung.

Unsre philosophische Gespräche über das gemeinschaftliche der Philosophie und der Poesie dauerten bis spät am Abend fort, da Wieland uns proponirte recht bürgerlich, prosaisch und idiotisch zu sein.

Hierauf erfolgte ein Socratisches Abendmal, u. da Sophie früh zu Bette gehen musste u die Mutter und die Töchter sie begleiteten blieben wir Männer alleine zurück. Zuletzt saß *Rheinhold* und *ich* allein da, und fortphilosophirten bis 1 Uhr über unsre beiderseitige Geschichte, die wir offenerherzlich und vertraulich mit harmonischem Interesse einander erzählten – Unsre Freude darüber uns gefunden zu haben, war unbeschreiblich, und wir schloßen ein treuen Bund für immer. Und so bin ich mit Rheinhold bereits jetzt auf den Punkt, worauf ich mit andern zu kommen Jahre lang vergebens gestrebt habe.

Die süße schlief als ich hinauf kam – ich gieng so leise, so leise zu Bett. „Lieber Engel! Gott segne Dich!“.

42 Friederike Brun geb. Münter (1765-1835), dt.-dän. Dichterin in der Nachfolge Klopstocks (Tochter des Pastors der deutschen evangelischen St.-Petri-Gemeinde in Kopenhagen), Freundin und Reisebegleiterin Baggesens, den sie in der Holger-Fehde vehement verteidigt hatte, auf seiner Reise bis Bad Pyrmont. Begegnete in der Schweiz in dem Philosophen und Schriftsteller Baron Karl Viktor von Bonstetten (1745-1832) ihrer große Liebe, entschied sich aber am Ende für die gesicherte Existenz in Kopenhagen. Ihre Salons auf dem Sommersitz Bagsværd gelten als eines der Zentren des literarischen Dänemarks am Beginn des 19. Jahrhunderts.

43 Friedrich Münter (1761-1830), dt.-dän. Theologe und Archäologe, Bruder von Friederike Brun. 1790 ord. Professor für Theologie in Kopenhagen, später u. a. Rektor und Bischof von Seeland. Besonderes Interesse für dänische Frühgeschichte und Ägyptologie, das sich u. a. auch in bedeutsamer Sammlertätigkeit und fruchtbarer Mitarbeit in historischen Gesellschaften niederschlug.

4^{ten} Aug: Mittwoch

Ziemlich spät auf, nachdem ich 4 Hemden durchgeschwitzt und mich dadurch sehr erschöpft hatte.

Rheinhold schenkte mir heute die niedliche Büste von Wieland, die er selbst von Braunschweig hatte kommen lassen, u. seine Briefe über die Kantische Philosophie nebst seiner academischen Rede über die Epopee. Er zeigte mir verschiedene private Briefe von dem 66jährigen Kant, der ihn unaussprechlich schätzt und liebt.

Ich schrieb ein wenig[,] unterdessen Sophie von Mutter und Tochter enttretenirt wurde und sich anzog.

Des Mittags assen wir in Gesellschaft bey Groß-Tante Geheimde-räthin von Segner, wo ein Hofrath ich weiß nicht, wer? mit seiner Hofräthin und ein paar andren Damen, nebst einem sehr interessanten jungen Lifländer Lehrberg,⁴⁴ waren. Mit dem letzten unterhielt ich mich vorzüglich über die Universität hier – über Rheinhold, den er, wie alle guten Köpfe es thun, unendlich verehrte und über Schiller. Das Diner war entsetzlich brillant und langeweilig. Nach Essen giengen wir hinunter im Garten wo Sophie und ich uns beym Caffé in der Laube ein wenig⁴⁵ von einem bösen Zugwind erkälten lassen mußten. Frau Rheinhold kam hier zu uns, und gab der Gesellschaft das neue Leben das eine neue Gratie immer giebt.

Wir beurlaubten uns endlich zwischen 4 und 5, und giengen mit Frau Rheinhold nach Herrn Diacon Schorcht, Wielands zweitem Schwiegersohn. Auf dem Weg passirten wir Rheinholds Auditorium, und hörten ihn lesen. Ich lies die zwei Damen gehen – und eilte hin-

44 Gemeint ist der Historiker und Geograph Aron Christian Lehrberg (1770-1813) aus Dorpat, Studium der Theologie in Jena ab 1788 und Göttingen; beteiligt an der Begründung der Universität Dorpat 1802, ab 1807 an der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg mit Schwerpunkt altrussische Geschichte und Geographie.

45 An dieser Stelle ist in den Fluss des Tagebuchs eingeschoben eine Seite mit Notizen oder Anmerkungen Baggesens zu Jena und insbesondere zum Veranstaltungsprogramm der Universität:

* Jena liegt in einem schönen Kessel von kahlen und bewaldeten Anhöhen umgeben –

** Prof. Ulrich [= Johann August Heinrich Ulrich (1746-1813), an der Popularphilosophie orientierter Lehrstuhlinhaber für Moral und Politik], inconsequenter Kerl Prof. in der Phil: gewesener Kantianer kündigt ein Publicum wieder Kant an, als Rheinhold sein Privatissimum für ihn anschlug.

** Schiller liest über die Universal-Geschichte und die Theorie des Trauerspiels. Arbeitet entzetzlich in der Geschichte – hat viele Pläne liegen die er nicht ausführen wird.

* Rheinhold liest über Metaphysik und Ästhetik. (DB XVIII, 49)

auf. Er hatte die ästhetische Stunde angefangen und las über die Fabel. Als die Stunde vorbey war gieng ich mit ihm zu seinem Schwager, wo wir die ganze Gesellschaft im Ausgehen trafen. Der Zug gieng nach *Paradies*.

Schorcht mit Frau Wieland [/] Rheinhold mit Frau Schorcht [/] Wieland mit Sophien und ich mit Frau Rheinhold[.] Unsre kurzweilige Unterhaltung bestand in comischen Vergleichen dieser Promenade mit Eden. Wir fanden alles seit jenen ersten Zeiten verändert – Luxus hatte eingedrungen – Gihon war noch da, aber die übrige Flüsse nicht – Der Engel hatte kein Schwert aber eine desto gewaltigere Peitsche – (es war ein Jenaischer Student) Rheinhold gieng weg und kam nachher auf ein weisses Pferd wieder. Die Unterhaltung wurde immer ausgelassener. Wir fanden daß die Elohim ein hohes Alter erreicht haben mußten, und wahrscheinlich dicke Beine haben, daher [sie] in den letzten Zeiten nicht mehr weder gehen noch fahren, sondern ewig sitzen.

Sophie – Es dünkt mich doch als hätte selbst Gott auch einmal geritten.

Wieland – Nein! Da besinn ich mich doch nicht ...

Ich – Niemals! es ist gegen die göttliche Majestät und Würde zu reiten.

Sophie – Nicht doch – ich habe es gewiß irgendwo gefunden! es schwebt mir dunkel vor, als stünde es irgendwo in der Bibel: „Er reitet daher auf dem Regenbogen!“

Wieland (mit unsäglichlicher Freude) O! Du Schaz! Ja, Das ist ein göttliches Weibchen! *auf dem Regenbogen* –

Jetzt kam Wieland, nach seiner Art und Weise, in ein tiefes philosophisches Gespräch mit Ihr über die Langeweile der Elohim, das bald zu Streit und zu lebhaftem Streit wurde. Sophie behauptete nemlich, daß Gott sich niemals ennuierte – Wieland im Gegentheil, daß Er als der allergrößte Herr unwidersprechlich die meiste Langeweile haben mußte. Sophie stritt mit unermüdeter Heftigkeit – suchte alle Gründe auf, die Wieland gleich niederriß – es war unendlich comisch! es kamen Sachen vor, worüber Frau Rheinhold, Herr Schorcht ich und Wieland selbst uns fast zu Tod gelacht hätten als sie endlich zuletzt in ihrer Verzweiflung zu einer Ressource Zuflucht nahm, die Ihr auch völlig den Sieg sicherte.

„Stellen Sie sich vor, sagte Sie zu Wieland, daß Gott nur nicht Vater, sondern Großvater wie Sie, und noch unser Uhr-Groß-Vater ist – daß Er also eine unsägliche Freude haben muß wenn sich seine Kinder

gut schicken – und ich bin gewiß, daß er so weit von Langeweile entfernt ist, daß er im Gegentheil oft wünscht *daß die Ewigkeit länger wäre* [“] – Wieland wurde fast rasend vor Entzückung über diesen Ausdruck: Nein Sie hat ganz die Quint-Essenz von Hallers Geist geerbt – In seinem Fragment über die Ewigkeit kommen gerade solche Stellen vor – Ich gebe mich! ich bin besiegt! Sie hat mir bey der zarten Seite gefaßt. Sophie war auch in diesem ganzen langen Streit zum Todtlichen rein, witzig und aufgeräumt – ich mögte hundert von ihren eigenen unnachahmlichen Ausdrücken aufschreiben, die uns alle bezauberten – z. B. Jedes Wort, das Gott spricht ist ein Gedicht – ist ein Oberon – Er ist selbst ein Vers – (Wieland behauptete Er hätte kein Dicht-Genie, weil alle Dichter dunkel sehen müssen, phantasiren etc.) Er ist doch ein Genie, sagte sie. –

Es kommt heraus, sagte Wieland, daß Ihr Gott im Grunde ein sehr biederer, braver, honetter, lebenswürdiger Mann ist, mit dem man leben kann – Er hat in Ihr den besten Vertheidiger, den ich je gefunden habe –

Wir giengen wieder nach Hause – in fortgesetzten comischen Gesprächen über der Juden Gott – und den Kutka der Kamskadaler⁴⁶ – von diesen Dingen gieng die Unterhaltung in Anekdoten und Bonmots über, wovon ich wieder Wieland eine neue Sammlung leistete. Der Gronland⁴⁷ Schorcht amüsirte sich auch königlich hierüber – So

46 Gemeint ist der Schöpfergott Kutka des auf der Halbinsel Kamtschatka lebenden Volks der Itelmenen, der von diesen aufgrund der Unzulänglichkeiten seiner Schöpfung für ausnehmend dumm und unfähig gehalten und mit entsprechenden Spottgeschichten bedacht wird. Quelle für dieses Gesprächsthema dürfte Georg Wilhelm Stellers (1709-1749) postum erschienene *Beschreibung von dem Lande Kamtschatka* sein (vgl. z. B. Steller 1996, 253f.). Der deutsche Arzt und Naturforscher Steller war Teilnehmer der von Peter dem Großen in Auftrag gegebenen, von dem Dänen Vitus Bering geleiteten Großen Nordischen Expedition.

47 Der Hintergrund dieser Anspielung ist nicht befriedigend zu klären. Möglich ist eine Anspielung auf Jean Pauls *Grönländische Prozesse*, was im Gesprächszusammenhang insofern Sinn macht, als Jean Paul an einer Stelle am Rande den eben erwähnten Kutka nennt (*SW* II,1, 459); ebenso ist denkbar eine Anspielung auf Schorchts Tuberkulose (die zu seinem frühen Tod 1792 führte), da Grönländereisen zeitgenössisch als Therapeutikum empfohlen wurden (vgl. zu beiden Deutungsüberlegungen Starnes 1987, III, 471, Anm. 12). Eine weitere Möglichkeit stellt eine gewissermaßen vergleichende Anspielung auf eine Baggesen bekannte Person dar, den in Kopenhagen lebenden, aus Holstein stammenden Musikliebhaber und (Amateur-)Komponisten Peter Gronland/Grønland (1761-1825), der später zum Kreis um Friedrich Ludwig Æmilius Kunzen, den Komponisten von *Holger Danske*, gehörte und die Oper 1792 als „ein wahres Genieprodukt“ positiv besprach (nach Schwab 2001, 10).

kreutzten wir durch die Jena'schen Strassen zu Hause, wo wir uns – unbeschreiblich geschmackvoll alle 8 so um den Tisch lagerten, daß Wieland seine Frau sich gegenüber, ich die meinige, Schorch die seinige, und Rheinhold die seinige Gattin und jeder saß doch bei einer Dame – ich zwischen Wieland und seiner Tochter Rheinhold und Sophie zwischen Wieland und Schorch. Nun fiengen die Matrosen-Apophtegmen und Thaten und Tübrings Bekehrungen⁴⁸ zu Wielands überschwenglicher Freude wieder an. Die Geschichte von dem Juden, der von den Matrosen getauft und ersäuft wurde, fand er so wie ich sie ausgebreitet habe, die erste aller Fabeln, Abentheuer, Geschichten, Romanen, Erzählungen in der Welt. Wie unendlich froh waren wir! Wieland kann so unbeschreiblich genießen, verstehen, mitempfinden, alles ausdistilliren – und dann seine Anmerkungen und Glossen darüber. – Selbst Rheinhold lachte sich zuletzt halb tod –

Wir brachen diese tobend comische Seeligkeit ab um in eine sanftere hin zuschwimmen als die Rheinhold beym Clavier zu singen anfieng – Sie sang *Die Weiber von Weinsberg* von André⁴⁹ und einige andre Lieder mit einem Ausdruck dessen unendlich zarte Richtigkeit mir ohne Gleichen schien. Wir mußten uns endlich trennen, um zu Hause zu gehen.

Zuletzt blieben nur Rheinhold und seine Frau, ich und Sophie als wir zu Hause kamen, mit ineinander geschlungenen Händen die Rheinhold und ich wechselsweise küßten, in seligem Entzücken der

48 Die hier offenbar zum zweiten Mal oder in Fortsetzung vorgetragenen Erzählungen Baggesens – beim Abschied von Wieland wird er sie „seine Arbeit“ nennen, s. u. – sind in seinem gedruckten Werk (weder dem dänischen noch dem deutschen) nicht nachzuweisen. Anzunehmen ist in jedem Fall, dass zumindest ein Teil des Erzählten sich satirisch mit der orthodoxen dänischen Geistlichkeit und deren durch Konfrontation mit den einfachen Matrosen drastisch-komisch offenbar werdender Realitätsferne auseinandergesetzt hat. Darauf weist auch der hier genannte Name „Tübring“ hin, der sich auf ein Mitglied der norwegisch-dänischen Theologenfamilie Tybring, mutmaßlich auf Hans Henrik Tybring (1732-1798; ab 1789 Bischof von Christianssand in Norwegen, war von 1759-63 Schiffsprediger auf den Schiffen *Grönland* und *Fyn* bei Reisen u. a. ins Mittelmeer) beziehen könnte. Im Brief an Wieland vom 10. August 1790 (*Wieland-BW* 10.1, Nr. 472, 382) taucht „Tübring“ noch einmal in einem solchen Kontext auf, „sey [/] es immer auch was Tübrings Predigt war [/] Nach des Matrosen Urtheil.“

49 Vertonung der Ballade von Gottfried August Bürger (den Baggesen i. ü. 1789 auf der Reise in die Schweiz in Göttingen besucht hatte) durch Johann (auch: Jean) André (1741-1799), Freund Goethes aus Offenbach aus der Zeit um 1775, ursprünglich Seidenfabrikant, dann ab 1777 Komponist und Musikverleger; zahlreiche populäre Liedvertonungen u. a. auch von Dichtern des Göttinger Hainbundes, tw. auch publiziert im *Göttinger Musenalmanach*.

Freundschaft und Liebe bey der Thüre eine ganze Viertelstunde stehen.

Und so endigte sich einer der schönsten Tage meines Lebens

5^{ten} VIII.

Donnerstag.

Wir sind fast zu seelig –. Ich bin vor überschwenglich entzückendem Genuß fast krank. Die über alles gehende, mehr als englische, vollkommene Wonne-Anbetung meiner himmlischen Frau – alle Seeligkeiten der unbeschreiblichsten Liebe – *Wielands* ausserordentliche mehr als freundschaftliche, mehr als väterliche Liebe zu uns beyden – Das herzliche, innig rührende Wohlwollen aller seiner Kinder gegen uns – Die Erinnerung von Herders und der Herderinn Anhänglichkeit und Wärme – Rheinholds fast grenzenlose Sympathie mit mir – und hauptsächlich der Gedanke, daß Wieland in mich unbedeutenden Wurm, den Menschen der ihm von allen die er je kennen gelernt hat am innigsten convenirt, den er von allen die er kenn, am heftigsten lieben und schätzen kann, dem er *einzig* alles ausgeschüttelt hat, alles was im geheimsten allerheiligsten seines Herzens verborgen liegt, zeigen mögte – mit dem er am liebsten seine übrigen Tage in genauester Verbindung zubringen möchte – Dies alles macht mich in dieser schönsten Periode meines Lebens zum seeligsten aller Sterblichen. Niemals Niemals ist mein *Verstand*, *mein Herz*, mein *Stolz*, meine *Eitelkeit* meine Eigenliebe, und meine Menschenliebe so ganz, so vollkommen ganz befriedigt worden. Alles selbst die verwegensten Wünsche meiner Vernunft und meiner Phantasie sind erfüllt –

O! Gott!

womit habe ich es verdient, daß Du mich in Seeligkeit verschlingst? Mit nichts! und ich schäme mich.

Ich schwitzte wieder die ganze Nacht – ich glaube zuletzt daß ich vor Genuß schwitze – Wir befanden uns beyde nicht sehr wohl. Frau Rheinhold besuchte Sophie und Rheinhold mich bey dem Frühstück.

Hofrath Schütz⁵⁰ mit seiner närrisch empfindsamen, mit allen heiligen Gefühlen wie mit dem Fächer spielenden Frau kamen um uns ein

50 Christian Gottfried Schütz (1747-1832), seit 1779 Professor für Poesie und Beredsamkeit in Jena, zuvor Prof. für Philosophie in Halle; Anhänger Kants sogar schon vor der kritischen Philosophie; war (noch vor Johann August Heinrich Ulrich, Carl Christian Erhard Schmid und später Reinhold) der erste in Jena, der ab 1784 die kritische Philosophie in seinen Veranstaltungen berücksichtigt hatte.

Besuch zu machen. Sie brachten mir einen Brief von Gotter.⁵¹ Ich ärgerte mich halb zu Tode über ihre wahnsinnigen Betheuerungen von der höchsten Hochachtung und der innigsten Liebe, die meine unschuldige Sophie für reine Münze nahm, wie Sie in ihrer Seele keine Idee davon hat wie man mit Empfindungen spielen kann. Die tolle Frau zerdrückte mir die Hände, fuhr herum mit ihrem platten aber offenen Busen von dem einen zu dem anderen um jedem in jedem Moment was liebendes schmachtendes und schön seinsollendes zu lispeln oder zu schreyen. Der Hofrath selbst summt auch nicht weniger fliegenmässig – beide kamen mir vor wie zwei im Wirbel herumsausende Maykäfer und machten einen so gewaltigen Lärm in der gar zu kleinen Stube, daß ich vor Ungeduld fast eine ganze Dose Tobak in einer Viertelstunde aufschnupfte. Zu unser aller Freude nahmen Sie endlich Abschied auf einer so rührenden Weise daß meine Augen für zurückgehaltenem Lachen fast überliefen. Ich gab der Schützin den Arm die Treppen herunter – Sie verschwand mit einem Kuß auf die Finger – und wir hohlten endlich wieder Athem.

Über Tisch gieng es wieder über Pfaffen, Theologen, Orthodoxen, und besonders die dänische Geistlichkeit los. Ich erzählte die Geschichte des Hochzeit Carmens an Benzon⁵², die Wieland ganz unaussprechlich ergözte – „*straf mir Gott!*“ Der Geheimderath Ober Hofmarechal von Schardt kam auch vor – ich hatte ihm in dem Club sehr gefallen. „*straf mir Gott!*“

Von Rahbeck⁵³ war auch die Rede und Wieland erzählte die Geschichte der Oper. Er will durchaus nach Dänemark um Holger zu sehen – und Dänisch lernen um meine übrige Gedichte zu lesen.

51 Friedrich Wilhelm Gotter (1746-1797), Dichter (Lyriker und Dramatiker), mit Heinrich Christian Boie Gründungsherausgeber des *Göttinger Musenalmanach*, kehrte aber vor Gründung des Göttinger Hainbundes als Beamter an den herzoglichen Hof in seiner Heimatstadt Gotha zurück; dort vor allem auch im Umfeld des von Ernst II. gegründeten festen Hoftheaters aktiv.

52 Auch ein solches Werk Baggesens (weder ein „Hochzeit Carmens“ noch eine Anekdote hierzu) – der Kontext der hier erzählten, offenbar satirischen „Geschichte“ scheint ein ähnlicher zu sein wie bei „Tübrings Bekehrungen“ – ist nicht überliefert. Die (von) Benzon/Bentzon sind ein weit verzweigtes dänisches Beamten- und Adelsgeschlecht; viele Jahre später richtet Baggesen eines seiner Gedichte („Min egentlige Genialitet“ von 1813, PS 3, 74f.) an den Kammerjunker Jacob von Benzon in Odense, den er freilich erst bei einem seiner Parisaufenthalte nach 1800 kennen gelernt hatte.

53 Knud Lyne Rahbek (1760-1830), dänischer Literat, dabei weniger als Dichter (Dramatiker und Erzähler) von bleibender Bedeutung als vielmehr durch sein Wirken im zeitgenössischen Literaturbetrieb – durch seine Präsenz im Salon seiner Frau Kamma [=Karen Margareta], v. a. aber als Gründer und Herausgeber der ein-

Nach Tisch sprach ich sehr ernsthaft allein mit dem lieben Vater Wieland – aber ich konnt zulezt die Worte fast nicht über die Lippen bringen, so blutete mein Herz bey dem Gedanken, daß wir uns jetzt bald trennen müßten. Er war überhaupt sehr gerührt, sah bald mich bald Sophien an, drückte mir und küste ihr unaufhörlich die Hände – schrieb in den Exemplar der Prosaischen Schriften das er mir geschenkt hatte – und wiederholte seine Bitte mit ihm in herzliche Correspondenz zu treten – Er schreibt nicht mehr Briefe – aber mit mir mögte Er eine Ausnahme machen. Er siegte über meine Bescheidenheit und ich versprach es ihm.

Wir giengen in den kleinen länglichten drolligten Garten hinaus, der ganz ungartnerisch war, sagte Sophie, und lagerten uns über eine kleine Precipice um uns mit Gedankenspielen zu unterhalten. Sophien und Lotte Wieland erriethen Louischens kleine Finger, als der Landsmann Dahl⁵⁴ aus Coppenhagen sich zum 3^{ten} mahl melden ließ und ich die Gesellschaft um ihn zu empfangen verlassen mußte.

Ich fand einen ziemlich trozigen-selbstgenügsamen Flüchtling in ihm – der seine Rede nach etlichen Complimenten damit amfieng, daß er nie wieder in seinen Vaterland zurückkehren wollte. Ich frug ihm *Dania quid meruit quo illum mea patria laesit?*⁵⁵ worauf er eigentlich nichts sagen mögte vermuthlich weil es ihm eben keine große Ehre gemacht hatte mir seine Geschichte zu erzählen. Er kam von Petersburg und wollte nach Moskow, Siberien oder Kamskatka zurückkehren. Er ennuirte mich erschrecklich und ich gab ihm es auf der artigsten Weise von der Welt zu verstehen. Endlich gieng er weg – und ich eilte herunter, wo ich Wieland, seine Frau und Lotte im Begriffe wegzureisen fand. Wir schieden traurig, beklemmt, und langsam von einander. *Wieland* wiederholte seine Bitte eine Correspondenz zwischen uns zu errichten und darin unsern Umgang bis weiter fortzusezen – dankte mir mit Thränen für alle die Freuden die unser 14tägiger Aufenthalt ihm geschenkt hatten – legte mir aufs Herz die Stollberge, Cramer, Voss⁵⁶ und meinen übrigen Freunden von seiner Verehrung

flussreichen literarischen Zeitschrift *Minerva* zusammen mit dem Dichter und Sozialökonom Christen Henriksen Pram (1756-1821). Rahbek und Pram waren frühe Freunde und Förderer, dann aber in der Holger-Fehde Gegner Baggesens.

54 Konnte nicht ermittelt werden.

55 „Dänemark, was hast Du getan, wodurch mein Vaterland jenen verletzt hat?“ Eine Quelle für das Zitat konnte nicht ermittelt werden.

56 Johann Heinrich Voß (1751-1826), klassischer Philologe und Dichter, Mitbegründer des Göttinger Hainbundes, zeitweise Herausgeber des *Göttinger Musenalmanach*, Übersetzer klassischer griechischer und römischer Dichtung, v. a. von Ho-

und Liebe die freundschaftlichste Versicherungen zu geben – Cramer überhaupt zu ihm einzuladen und der Gräfin Louise Stollberg vor allem zu sagen, daß Ihr günstiges Urtheil von dem was Er im Mercur über die Fränkische Revolution geschrieben hat⁵⁷, seinem Kopf und seinem Herzen lieblicher schmeichelt als aller Lob den er sonst einernnten könne. Immer wollten Sie aus der Stube, immer kehrten sie zurück – Der Kutscher wartete lange. Es war als hätten wir uns erst jezt gefunden, als hätten wir uns noch nichts gesagt – Die liebevolle Mutter und die reizende in Sophien ganz verliebt gewordene Tochter, schwammen in Thränen – wir könnten unsere Hände nicht auseinander winden – wir standen da.

„Baggesen! Baggesen!“ sagte Er – „mein Vater! mein Vater!“ erwiderte ich – Seine Augen giengen über – Wir kamen endlich, ohne zu wissen wie? herunter zum Wagen. „Ich freue mich, wie über mein Daseyn [“], sagte ich, als er mir so innig dankte für die Stunden, die wir mit einander zugebracht hatten, „ich freue mich überschwenglich, daß ich so glücklich gewesen bin Ihnen doch einige Minuten durch etwas von meiner Wenigkeit, so süß gemacht zu haben als Sie mir ganze Jahre – denn die Geschichte von der Matrosenbekehrung ist meine Arbeit“ „O Du unendlicher Schatz!“ rief er – Was war ich in Deinem Alter gegen dem was Du bist! – Als er im Wagen stieg, und seine Lippen auf Sophiens Hand hangen blieben – küßte sie ihm in ihrer Wallung die väterliche Rechte – dies durchblitzte ihn, die Thränen stürzten ihm aus den Augen, er ergriff meine Hand und küßte sie so heftig als nur meine Sophie sie küßte – ich ergriff wieder die seinige aber kaum berührte sie meine Lippen als der Wagen fort wollte – und Er, seine Dorothea und Lotte verschwanden.

Wir giengen alle mit schweren Schritten wieder hinauf. Wir konnten nicht sprechen. „Laßt uns jezt zu Schiller gehen“ sagte Rheinhold, „ich habe uns bey ihm melden lassen – und es ist gut daß wir uns ein wenig zerstreuen.“

mer. Freund Baggesens seit dessen Besuch 1789 in Eutin, wo Voß damals als Rektor der Lateinschule tätig war.

57 Eine briefliche Äußerung Luise von Stolberg-Stolbergs an Wieland hierzu lässt sich nicht nachweisen; zur französischen Revolution hatte Wieland bis zu diesem Zeitpunkt im *TM* (ab 1790 *NTM*) laufend diverse Artikel publiziert bzw. ihr Teile von Artikeln gewidmet, beginnend mit „Ueber die Rechtmäßigkeit des Gebrauchs welchen die Französische Nation dermalen von ihrer Aufklärung und Stärke macht“ (in *TM* 1789, Nr. 3, 225-262) bis hin zu „Unparteyische Betrachtungen über die dermalige Staats-Revolution in Frankreich“ (in *NTM* 1790, Nr. 2, 40-69 und 144-164).

Er, seine Frau, Sophie und ich giengen also hin – ich war ganz betäubt – Selbst Lavater, selbst meine Familie in Bern habe ich nicht mit so gepreßtem Herzen verlassen als Wieland – ich wuste nicht wie es mir war, was ich that, woher und wohin? als wir in Schillers Stube hereintraten wo seine schöne, nette, sanfte, graziöse, runde, lebenswürdige Frau mit Lächeln uns entgegenschwebte und Sophie mit Frau Rheinhold zum Sopha brachte, indem Er, lang, hehr, bleich mit unfrisirten gelben Haaren und durchscheinenden Blicken in den fast starren Augen mich bewillkommte. Er hatte erschreckliche Zahnschmerzen, geschwollene Backen, und mußte das Schnupftuch immer für den Mund halten, so daß er mit Mühe sprach. Er war überaus artig – aber tiefer Gram guckte durch seine gezwungene Munterkeit.

Er klagte über seine viele unvollendete Geschäfte, und das Unglück jezt in einige Tagen nicht arbeiten zu können – Wir sprachen über die Schweiz, Mannheim, Frankreich, und Adressen – seine Frau wurde bald heimelich mit Sophie. Sie unterhielten sich von Unterseen wo sie ein Jahr gewesen ist – Artig genug daß Schillers Frau und die meinige beyde am Thunersee sich aufgehalten haben – Wir tranken Thee.

Ich erzählte Schiller von meinem Adam Moltke, und machte ihn, so wie vorher Herder, Wieland und Rheinhold begierig auf seine Bekanntschaft. Übrigens sprachen wir von Schröder,⁵⁸ Iffland,⁵⁹ Beck⁶⁰ und Rahbek, den er in Manheim kennen gelernt hatte. Er wollte mir

58 Friedrich Ludwig Schröder (1744-1816), Schauspieler, Theaterdirektor und Dramatiker; führender Freimaurer, 1800 einer der entscheidenden Reformer der Freimaurerei. Wirkte v. a. in Hamburg; besondere Verdienste um die Einbürgerung der von Wieland übersetzten Trauerspiele Shakespeares auf deutschen Bühnen. Baggeseu hatte Schröder im Vorjahr in Hamburg begeistert als König Lear gesehen und auch persönlich kennen gelernt.

59 August Wilhelm Iffland (1759-1814), mit seiner psychologisch-realistischen Schauspielkunst einer der berühmtesten Charakterdarsteller seiner Zeit; Dramatiker und Intendant. Seit 1779 am Mannheimer Nationaltheater, wo er in der Uraufführung der *Räuber* mit enormem Erfolg den Franz Moor gab. In der Folge enge Zusammenarbeit mit Schiller, auch später des Öfteren in Weimar, in Zusammenarbeit nun auch mit Goethe. Baggeseu hatte ihn in Mannheim in Gotters *Mariane* gesehen und ihn mehrfach besucht, blieb aber v. a. hinsichtlich Ifflands Leistungen als Dramatiker in seiner Bewertung gespalten.

60 Heinrich Beck (1760-1803), Schauspieler und Dramatiker. Seit 1779 am Mannheimer Nationaltheater, wo er u. a. an den Uraufführungen der *Räuber* und des *Fiesco* mitwirkte. Baggeseu konnte ihn wegen Erkrankung nicht spielen sehen, lernte ihn aber bei Iffland kennen.

eine Adresse an Oberconsistorialrath Köllner [sic!]⁶¹ in Dresden geben, die ich aber ausschlug.⁶² Rheinhold sagte mir aber nachher, daß dieser sein bester Freund und Vertrauter war. Ich bemerkte daß er litt, und und bath ihn sich zu schonen – als seine Frau sich zum Clavier setzte um Sophie das wenige was sie seit kurzem gelernt hatte hören zu lassen. Bei der Gelegenheit sprachen wir von der Musik, von der

61 Schillers enger Freund und Förderer, der Jurist und Schriftsteller Christian Gottfried Körner (1756-1831), zu dieser Zeit Oberkonsistorialrat in Dresden. Nachdem sich 1784 über einen Briefwechsel mit dem seinerzeit noch in Mannheim befindlichen Schiller aus Bewunderung eine Freundschaft entwickelt hatte, stand Körner dem von finanzieller Not Bedrängten vor allem zwischen 1785 und 1787, bis zu Schillers zunächst ungeplantem Verbleiben in Weimar bzw. Jena, als Gastgeber und Förderer zur Seite und blieb bis zu dessen Tod Schillers engster Vertrauter.

62 Baggesen sollte freilich dennoch Körner in Dresden besuchen, mit Schillers Unterstützung – einer Unterstützung freilich anderer Art als der hier ausgeschlagenen (woran Schiller dabei anknüpft und womit er uns seine Hochschätzung Baggesens dokumentiert): Im Kieler Nachlass Baggesens (*NLKI*, Fasz. 2.19) findet sich ein undatierter (jedoch recht genau datierbarer, s. u.) Brief Schillers an Reinhold, der sich mit hoher Wahrscheinlichkeit in Baggesens ebenfalls im Kieler Nachlass liegenden Stammbuch befunden hat (*NLKI*, Fasz. 4 [noch nicht digital erfasst]; als gedrucktes Faksimile in von Baggesen/Grupe 1893, Nr. 21; das Gedicht vom Stammbuchblatt ist aufgenommen in der *NA* 1, 217). Von dem von ihm geschriebenen Stammbuchblatt, datierend vom 9. August 1790, dürfte Schiller nämlich in diesem Billet sprechen, wenn er an Reinhold schreibt:

Hier liebster Freund schicke ich Ihnen das Blatt für He. Baggesen – nebst meinem freundlichen Gruß an ihn und seine liebeswürdige Gattinn, wenn Sie ihm schreiben. Es hätte mir Freude gemacht, ihn länger zu genießen. An Körner braucht er keine weitre Empfehlung als sich selbst, und wenn er sonst will, Ihren oder meinen Nahmen.

Wißen Sie etwa, lieber, wie es mit der Trauer unsers guten Herzogs wegen hier gehalten wird? Ich hoffte immer, es sollte sich widerlegen, aber es soll nun doch nicht anders seyn. Ewig Ihr S.

Es liegt nahe, auch dieses Schreiben mit dem Stammbuchblatt auf den 9. August zu datieren, zumindest aber zwischen dem 7. und 11. August. Denn sein zweiter Abschnitt bezieht sich auf ein falsches Gerücht vom Tod Carl Augusts während eines preußischen Manövers in Schlesien, an dem dieser teilgenommen hatte. Dieses Gerücht wurde ursprünglich verbreitet von einer Leipziger Zeitung am 7. August 1790 und war spätestens am 14. August allgemein als falsch erkannt worden, vgl. z. B. den Brief Wieland an Reinhold vom 14. August 1790 (*Wieland-BW* 10.1, Nr. 474, 387). Baggesen hat jedoch das Stammbuchblatt (womöglich dazu aber auch dieses Schreiben Schillers an Reinhold) als Beilage zu einem nicht überlieferten Brief Reinholds bereits am 13. August in Dresden erhalten, wie er im Tagebuch vermerkt („Der Mietlakay kam um 8 Uhr zurück von der Post mit einem Brief von Professor Reinhold [sic!], worin einige Zeilen von Schiller eingeschlossen waren. Sophie und ich waren durch den lieblichen Zufall davon so froh gestimmt, daß wir uns wie neubelebt fanden [...]“ *DB* XVIII, 145f.). Erst hierauf schreibt er ein Billet an Körner (ebd. 149), den das Paar am folgenden Tag auch in seinem Landhaus in Loschwitz besucht (ebd. 169-174).

Schiller gar nichts versteht, die er aber, wie er mir sagte, ausserordentlich liebt.

Wir nahmen endlich Abschied, und beklagten gegenseitig, Ihn in so fatalen Umständen vorgefunden zu haben. Rheinhold erzählte mir, als wir weggegangen waren, seine Lage, die so traurig ist, daß ich darüber fast weinen mögte. Er hat nur 200 Gulden jährlich Gehalt – und braucht jährlich über 1200⁶³ – weil er durchaus elegant leben muß (seine schwache Seite) – Aus dieser Ursache muß er wie ein Pferd arbeiten von Morgen bis Abend. Er hat wenig Zuhörer, weil er keine Gabe und keine Geduld zum Lesen hat – hängt von den pressirenden Verleger ab – und ist in immer wachsenden Schulden. Er arbeitet jezt an die Geschichte des 30jährigen Krieges.

Schiller ist in Stuttgart gebohren – Sein Vater war Württembergischer Hauptmann und ließ ihn Chirurgie studiren – Der Fürst machte ihn zu Feldchirurgus – in dieser Slavery stahl er sich dazu Shakespears *King Lear*, den Er 16 mahl hinter einander las, und nachher die übrige Schauspiele Shakespears zu studiren. So gab er sich Luft in Die Räuber. Weil dies in Mannheim aufgeführt wurde und Beyfall erhielt, verließ er seinen odiosen Dienst und flüchtete sich dahin, wo er in 2 Jahren Schauspieldichter war und Fiesco und Cabale und Liebe hervorbrachte. ConsistorialRath Köllner bat ihn nach Dresden zu sich – wollte alles mit Ihm theilen, er lebte von ihm da 1 Jahr – wurde dieses aber auch überdrüssig und ging nach Weimar – wo man ihm endlich diese Professur in der Geschichte anbot. Jezt fieng er eigentlich an zu studieren – Dom Carlos war schon fertig – jezt kam aber die prächtige Geschichte des Abfalls der Niederlande.

Schiller ist ein feuerspeiender Berg dessen Gipfel mit Schnee bedeckt ist. Es scheint kalt zu sein – sein ganzes Betragen, selbst gegen seine vertrauten Freunde – am allermeisten gegen seine Frau – ist kalt. Er ist in der Gesellschaft *nichts*, ganz und gar nicht unterhaltend, ganz und gar nicht wizig – meistens stumm. Nie hat man ihm einen guten Einfal abgelockt, nie ist ein bon mot über seine Lippen gekommen. Bisweilen aber – doch äusserst selten wird er gerührt, und dann ist er rührend bis zu Thränen aller derer die ihn umgeben. Er sagt nie

63 Da in Reinholds Briefen vom 16. September und 17. Oktober 1791 zu Schillers Lage (*Baggesen-BW I*, Nr. 19 und 22, 91-95 und 99-102) keine exakten Angaben zu der Summe gegeben werden, die Schiller benötigen würde, die hier aus Reinholds Angaben hervorgehende Summe von 1000 Talern jährlich aber exakt der Summe des Augustenburgisch-Schimmelmansschen Stipendiums entspricht, liegt es nahe, anzunehmen, dass Baggesen bei seinen Bemühungen auf genau diese hier aufgezeichnete Information zurückgegriffen haben dürfte.

seiner Frau, oder irgend einem seiner Freunde was liebes – sein Ton mit ihr ist trocken, hart, gleichgültig, verdrießlich – im Schreiben aber ist er ganz anders und in allen seinen Briefen ist Geist und Herz.

Er würde wenn er nicht dazu durch Mangel nothgedrungen wäre, vielleicht was schreiben – aber nie Herausgeber – Paupertas impulit audax⁶⁴ sonst würden wir keines von den letzten herrlichen Werken, selbst Dom Karlos nicht haben.

Das *Ideal* das er sich aufgestellt hat, steht so unendlich hoch, daß er es nie erreicht; unzufrieden mit allem was er hervorbringt, würde er es sicher bis zu sein seeliges Ende im Pult liegen lassen, wenn sein Magen nicht andere Capricen als sein Kopf hätte.

Rheinhold, und ich, seine Sophie und meine Sophie, machten als wir von Schillers giengen eine grosse Promenade durch den Philosophengang ausser der Stadt und freuten uns über die liebliche Aussichten über der Baumbekränzten Saale im lieblichen Thal zu den mannigfaltigen bewachsenen Berghügeln in dessen Umarmung die Stadt am Ufer des rauschenden Flußes zu schlummern scheint.

6^{ten} VIII.

Herr Fäsi,⁶⁵ ein junger Schweizer aus Zürich, Sohn des berühmten Fäsi, recht ächter Alpensohn, besuchte uns des Morgens. Nach Mittagessen hörte [ich] wiederum den herrlichen Rheinhold lesen – über die Metaphysik. Wir waren beyde ganz müde nach dieser Stunde. Die beyden Frauen legten sich im Sofa schlafen indem Rheinhold und ich fortphilosophirten – ich weckte aber Sophie durch mein – Guck. Nachher spielte uns Frau Rheinhold verschiedene Lieder und sang zweimal mein „Es waren Zeiten einst ich hieß der Kleine“ nach Schulzes vortrefflicher Melodie.⁶⁶

64 „Paupertas impulit audax [/] ut versus facerem“ (Horaz Epist. II. 2, V. 51f.): „Verwegen machende Armut trieb mich an, [/] Verse zu schmieden“, oder, in der Übersetzung Wielands: Es „trieb die Dürftigkeit, die alles zu wagen fähig ist, mich – Verse zu machen, an.“

65 Mit hoher Wahrscheinlichkeit der später als Geograph und Historiker bekannte Johann Kaspar Fäsi (1769-1849), Sohn des Theologen Johann Conrad Fäsi (1727-1790), der „groß“ hier wohl vor allem genannt wird als Verfasser der vierbändigen *Staats- und Erd-Beschreibung der ganzen Helvet. Eidgenossenschaft*. (1765-68).

66 Aus dem von Baggesen in Gotha für Wieland erworbenen (s. o.) 3. Teil von *Lieder im Volkston bey dem Claviere zu singen* von Johann Abraham Peter Schulz, Nr. 130: „Als ich klein war, nach Baggesen: Es waren Zeiten einst (Sander)“. Christian Levin Sander (1756-1819) aus Itzehoe, dt.-dän. Pädagoge, Übersetzer und Dichter, hat eine ganze Reihe von Gedichten von Baggesen ins Deutsche übersetzt, übersetzt

Wir machten eine Promenade auf der anderen Seite von Jena, zu der Mühle, wo wir uns auf eine Hügelspitze lagerten, und die herrliche Aussicht genoßen. Nach und nach wurden die beyde Sophies Schwestern, mehr und mehr ihre beyde Männern Brüder. Rheinhold ist der liebenswürdigste Mann den ich kenne – ein so unendlich tief denkender Kopf mit einem so unendlich tief fühlenden Herzen, ist etwas, das die Natur vielleicht nur einmal alle Jahrtausende aufstellt. Wie unbeschreiblich freuten wir uns über die Natur, über unsre Bekanntschaft, über unsre Projecte in Coppenhagen gesammelt zu werden [sic!]!

Des Abends kamen wir im Gespräch über Papa Lavater ich stellte Rheinhold und seiner Sophie ihn da wie er ist – von da kamen wir in ein äusserst interessantes Gespräch über die wahre Religion, worin Rheinhold Sophie in ein Labyrinth führte, wodurch ich sie zu meiner neuen Entzückung bis 1 Uhr des Nachts als wir hinaufgegangen waren, weiter leitete.

7^{ten} VIII.

Samstag.

Wir standen spät auf, geweckt von Frau Rheinhold, die uns die Chocolate brachte. Rheinhold las heute meinen Brief an Ihn, den er überaus schön fand, sprach mit mir über unsre Philosophie, und foderte mich auf sie zu unterstützen – schrieb in mein Stammbuch – schenkte mir einige seiner Werke – und zeigte mir alle seine Reliquien, Schätze und Herrlichkeiten. Wir erneuerten unsern Bund – und der ist jezt ewig.

Abreise

Es war gestern verabredt worden, daß Sie uns bis Dornburg begleiten sollten. Nach Mittagessen wurde also eingepackt, und um 3 Uhr fuhren wir in 2 Wagen ab – wir 4 in dem offenen und die beyden Kinder mit dem Magd in unsrem Wagen. Der Weg ist bezaubernd schön längs der Saale unter den abwechselnden Hügeln – Das Wetter war herrlich – unsre Seelen waren in einander geschlungen – die Minuten blitzten fort – und wir kamen wie es mir vorkam in weniger als 3 [Stunden] nach Dornburg, wo wir im Wirtshause hinauf giengen und Caffé und Milch nahmen.

freilich teils im Sinne relativ freier Nachdichtungen, so, wie er hier offenbar auch den Titel verändert hat.

Hier las ich Reinhold Lavaters *Haussteuer*⁶⁷ vor. Er wurde davon eingenommen und seine Frau entzückt – ich löste ihm endlich ganz das Räthzel über Lavater und nahm zuletzt sein Porträt von Lips aus meiner Chatulle hervor. Er sah es an, bewunderte die Ähnlichkeit, sah es wieder an, wurde in dem Anschauen berauscht und sagte zuletzt – und wäre ein solches um 6 Louis d'or zu haben wie unendlich gern geb ich sie! – ich kann von diesem Zauberbild nicht wegkommen –

Ich flog ihm in die Arme, küßte ihn: „Es ist das liebste was ich zu Lavaters Andenken habe – aber mit unsäglichlicher Freud“.....

Wir stritten uns lange freundschaftlich darüber – ich wollte es ihm geben, und er wollte es nicht nehmen – es wurde endlich ausgemacht, daß ich ihm eine Copie davon sobald ich konnte schicken sollte.

Wir waren einig geworden nicht Abschied zu nehmen. Indessen die zwei Sophienengel vergassen es, umarmten sich, küßten sich, drückten sich und weinten. *Sophie Wieland* und *Sophie Haller*, beide gleich lebhaft, gleich herzlich, und von gleichem Alter – die seinige ist d. 18^{ten} Oct. und die meinige den 8^{ten} Oct. 1768 geboren – mit welchen wehmüthigen süßen Empfindungen sahen Reinhold und Baggesen auch an einander geschmiegt wie zwei Gratien die den Tod der dritten beweinen, da stehen.

Wir schieden.

Der Wagen rollte schnell fort aus Dornburg – ich drückte Sie an mein Herz – „O! ich habe Dich!“- „O! und ich Dich!“ – und so weckte uns der herrliche Anblick der wunderschönsten Gegend, die ich nächst Kinsiger Thal⁶⁸ in Deutschland gefunden habe.

67 Gemeint ist Johann Caspar Lavater, *Haussteuer oder Hausrat für meine lieben neu angehenden Eheleute Joham Heinrich und Barbara Lavater*. Ohne Ort, 1790. Ob es sich um ein (nahe liegendes) Geschenk von Lavater selbst an die Eheleute Baggesen handelt, ist nicht nachweisbar, wiewohl denkbar. Sehr lesenswert ist in diesem Kontext Baggesens ausführliche Beschreibung der mit Lavater gemeinsam (mit einem Ausflug nach Regensburg auf den Lägern, nordwestlich von Zürich) vom 28.-30. Juni 1790 verbrachten Zeit im Tagebuch, vgl. *DB XVII*, 5-17.

68 Gemeint ist das Kinzigtal im Schwarzwald, das die Baggesens auf der Fahrt von Donaueschingen nach Offenburg am 2. Juli 1790 durchfahren hatten, vgl. Baggesens enthusiastische Schilderung in *DB XVII*, v. a. 30-37.

Siglen- und Literaturverzeichnis

- AA*: Christoph Martin Wieland, *Wielands gesammelte Schriften*. Hrsg. von d. Deutschen Kommission d. Königlich Preußischen [später: Deutschen] Akademie d. Wissenschaften. Berlin: Weidmann [später unter d. Namen: Akademie-Verlag], 1909-1976
- Baggesen-BW*: *Aus Jens Baggesen's Briefwechsel mit Karl Leonhard Reinhold und Friedrich Heinrich Jacobi*. In zwei Theilen. Hrsg. von Carl [Albrecht Reinhold] und August [Ernst] Baggesen, Leipzig: F. A. Brockhaus, 1831
- DB*: Jens Baggesen, *Dagbøger 1780-1825* (42 vol.). Manuskripte in der Königlichen Bibliothek Kopenhagen, Ms.-Nr. NKS (=Ny Kgl. S.) 504 8°. In digitaler Reproduktion im Internet zugänglich unter der Adresse <<http://www.kb.dk/elib/mss/baggesen/index.htm>>
- DV*: *Jens Baggesens danske Værker*. 12 Bd., Hrsg. v. den Sønner des Verfassers [Carl Baggesen und August Baggesen] und Caspar Johannes Boye, Kopenhagen: Seidlin, ¹1827-1832 (zweite, veränderte Auflage Kopenhagen: Reitzel, ²1845-47)
- Labyrinten*: Jens Baggesen, *Labyrinten. Eller Reise giennem Tydskland, Schweitz og Frankrig*. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Torben Brostrøm. Kopenhagen: Gyldendal, 1965
- NA*: Friedrich Schiller, *Schillers Werke [Nationalausgabe]*, begr. von Julius Petersen. Fortgef. von Lieselotte Blumenthal, Benno von Wiese und Siegfried Seidel. Hrsg. im Auftrag der Stiftung Weimarer Klassik und des Schiller-Nationalmuseums in Marbach von Norbert Oellers. Weimar: Böhlau, 1943-
- NLKI*: Nachlaß Jens Baggesens an der Universität Kiel (u. a. Korrespondenzen, Stammbuch, Manuskripte, Entwürfe und Familienpapiere). Der bisher in digitaler Reproduktion erfasste Bestand (ein Großteil der in Kiel vorhandenen Korrespondenz) ist im Internet zugänglich unter der Adresse <<http://www.uni-kiel.de/ub/Nachlass/Baggesen/index.html>>
- NTM*: *Der neue Teutsche Merkur*. Hrsg. von Christoph Martin Wieland 1790-1810
- PS*: *Jens Baggesen's Poetiske Skrifter*. 5. Bde. Hrsg. von A. Arlaud. Kopenhagen: Schuboes, 1889-1903. [In digitaler Reproduktion im Internet zugänglich über die Baggesen-Homepage des *Arkiv for Dansk Litteratur* unter der Adresse <http://adl.dk/adl_pub/forfatter/e_forfatter/e_forfatter.xsql?ff_id=70&nnoc=adl_pub>, Rubrik „Anvendt udgave“]
- TM*: *Der Teutsche Merkur*. Hrsg. von Christoph Martin Wieland 1773-1790
- Wieland-BW*: Christoph Martin Wieland, [Briefwechsel] *Wielands Briefwechsel*. Hrsg. von der [Berlin-Brandenburgischen] Akademie der Wissenschaften durch Siegfried Scheibe [u. a.]. In 18 Bdn. mit einem Registerband. Berlin: Akademie Verlag, 1963-

- August Baggesen (1843-56), *Jens Baggesens Biographie. Udarbejdet fornemmeligen efter hans egne Haandskrifter og efterladte litteraire Arbejder*. 4 Bde. Kopenhagen: Reitzel
- Jens Baggesen (1829-31), *Labyrinthen. Digtervandringer*. Hrsg. von den Söhnen des Verfassers [Carl und August Baggesen] und C. J. Boye. Kopenhagen: Seidlitz
- (1836) *Jens Baggesen's poetische Werke in deutscher Sprache*. Hrsg. von den Söhnen des Verfassers, Carl und August Baggesen. 5 Bde. Leipzig: F. A. Brockhaus [In digitaler Reproduktion aus dem Bestand der Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek Weimar im Internet zugänglich unter der Adresse <http://ora-web.swkk.de:7777/digimo_online/digimo.entry>, Eintrag Baggesen]
 - (1986) *Das Labyrinth oder Reise durch Deutschland in die Schweiz 1789. Mit 17 zeitgenössischen Illustrationen*. Übertragen und hrsg. von Gisela Perlet (*Bibliothek des 18. Jahrhunderts*). München: C. H. Beck (Lizenzausgabe der Originalausgabe Leipzig und Weimar: Kiepenheuer, 1985)
 - / Carl Friedrich Cramer (1793-95), *Baggesen oder das Labyrinth. Eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich*. [Übersetzung und zahlreiche eingestreute Kommentare und eigene Partien zur Reise von Cramer; in fünf Stücken, als Teilstücke 10, 11 und 14-16 von Cramers *Menschliches Leben. Gerechtigkeit und Gleichheit! 1791-1795*] Altona/Leipzig: Kaven
- Theodor von Baggesen/ Eduard Grupe (Hrsg.) (1893), *Blätter aus dem Stammbuch Jens Baggesen's 1787-1797*. Marburg: Erhardt
- Ilse-Marie Barth (1971), *Literarisches Weimar. Kultur/Literatur/Sozialstruktur im 16.-20. Jahrhundert*. (= *Sammlung Metzler* 93) Stuttgart: Metzler
- Martin Bondeli (2001), *Kantianismus und Fichteanismus in Bern*, Basel: Schwabe
- Norbert Hinske (1995): „Das erste Auftauchen der Kantischen Philosophie im Lehrangebot der Universität Jena. Aus den Vorlesungsverzeichnissen und – ankündigungen der Jahre 1784-89.“ In Norbert Hinske/ Erhard Lange/ Horst Schröpfer (Hrsg.), *Der Aufbruch in den Kantianismus. Der Frühkantianismus an der Universität Jena von 1785-1800 und seine Vorgeschichte*. Stuttgart/ Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog, 1-14
- Jean Paul [Friedrich Richter] (1996), *Sämtliche Werke*. [10. Bde.]. Hrsg. von Norbert Miller unter Mitwirkung von Wilhelm Schmid-Biggemann. Frankfurt am Main: Zweitausendeins [Lizenzausgabe des Hanser-Verlags, München 1974]
- Heinrich W Schwab (2001), „Om genopførelsen af operaen *Holger Danske* på Det Kongelige Teater.“ [mit einer Bibliographie zu *Holger Danske*] In: *Musik & Forskning* 26 (2001), 9-16
- Thomas C. Starnes (1987), *Christoph Martin Wieland: Leben und Werk. Aus zeitgenössischen Quellen chronologisch dargestellt*. 3 Bde. Sigmaringen: Thorbecke, 1987
- Georg Wilhelm Steller (1996), *Beschreibung von dem Lande Kamtschatka von Georg Wilhelm Steller. Neudruck der Ausgabe von 1774*. (= *Klassiker*

der deutschsprachigen Ethnographie 2). Hrsg. von Erich Kasten und Michael Dürr. Mit einem Nachwort von Erich Kasten. Bonn: Holos

Max Wundt (1932), *Die Philosophie an der Universität Jena in ihrem geschichtlichen Verlaufe*. (*Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte und Altertumskunde*; N. F., Beih. 15). Jena: Fischer

Buchbesprechungen

Brian Tucker (Wabash)

Paul Hamilton: *Metaromanticism. Aesthetics, Literature, Theory*.
Chicago: The University of Chicago Press, 2003. Pb., 328 S.,
\$ 25.00. ISBN 0-226-31480-4

In *Metaromanticism*, Paul Hamilton aims to set forth a new romanticism. He seeks to find within romanticism an alternative to the self-sufficient ideology of internalization and compensatory idealization for which it has often been criticized. Hamilton's romanticism is primarily British romanticism, but his work will be of interest readers of these pages because his approach to British romantic writers is firmly grounded in German romantic theory and German philosophy. He looks often to Kant, Schlegel, and Benjamin, and he draws much of his theoretical perspective from a Habermasian model of negotiation and dialogue. But his book will interest readers more generally for its rethinking of romanticism in the wake of the ideology critiques launched by deconstruction and new historicism. That is, if romantic ideology requires critique, from where must it come? From someplace outside romanticism, from an historical differential, or from a function within romanticism itself?

The first question to address is what Hamilton means by metaromanticism. The term, as Hamilton uses it, should not suggest a distance from romanticism, a language outside of romantic writing, nor a pretension to external objectivity. He means, rather – as the prefix might also suggest – a form of romantic writing that reflects on its underlying principles and ulterior questions. As he puts it, romantic writing „is often simultaneously a position paper on its own kind of significance" (1). In metaromantic moments, texts critique themselves and dramatize their dissatisfaction with the entrapment in which they find themselves. They resist the autonomy and self-sufficiency of their aesthetic.

The contours of this new romanticism emerge through contrasts, as Hamilton juxtaposes instances of bad romantic writing with metaromantic texts. He frames these alternatives in the first two chapters, which treat Schiller and Rousseau, respectively. It is perhaps not surprising that Schiller is given the dubious honor of embodying bad romanticism. Hamilton focuses on Schiller's aesthetics: ideas can be fully expressed in aesthetic experience before they can be practically realized in life. The aesthetic is supposed to be a way station on the road to a better life; it should give way to the life it inspires. The danger, however, is that the aesthetic becomes an end in itself, that it actually defers the better life for the sake of imagining it. According to this recuperative logic, every real-life failure becomes a victory for the aes-

thetic. Art's reflexivity and autonomy impede revolutionary ideas and remove them from any real chain of events.

This kind of romanticism is ideological because it creates a self-confirming system that precludes critique. Wordsworth and his use of symbolism provide a second example. Through a reading of *The Prelude*, Hamilton shows that the romantic discourse cannot fail because it can recuperate every loss as an eventual gain. He writes, „There are no epistemological defeats that cannot be translated into ironic successes; the collapse of representation becomes its effective supplement when it is reread as the *symbol* of what exceeds representation” (202). When the sublime overwhelms understanding, for example, such romanticism can reinterpret understanding's failure as the successful symbolic representation of something beyond the limits of understanding. Failure stops being failure; it becomes instead a new kind of success.

Hamilton argues at the same time that not all romanticism is satisfied with being confined to this defensive and totalizing ideological structure. Metaromanticism names an alternative to the ideology implied by Schiller's aesthetics and Wordsworth's symbols, and we find it in authors like Rousseau and Schlegel. Hamilton reads Rousseau as preoccupied with self-interpretation in that he tried to anticipate how posterity – his children – would receive and distort him. On this view, one finds in Rousseau a kind of writing that intentionally subverts itself, even damages itself, and surrenders its authority to later readers. It is sometimes difficult to pinpoint exactly how this self-subversion takes place. Hamilton moves quickly in the theoretical chapters and does not always work closely with his texts. The result is that some of the metaromantic operations he identifies – such as „dramatizing discontent” – are left ambiguous. But he clearly finds in Rousseau something akin to Friedrich Schlegel's notion of irony – a writing that undercuts its own position of privilege and authority, shifting it to another reader and another discourse.

In the book's middle section, Hamilton focuses his readings on a series of literary texts. He finds metaromanticism at work in various places, in Keats, for instance, whose poetry „critically undermines what its aesthetic ideology obliges it to say” (91), and in Shelley, whose *The Triumph of Life* demonstrates its discontent with ideological constraints. Hamilton's readings attempt to redefine immanent critique – not as the imprisonment of criticism within a particular discourse but rather as „the transfer of authority from one discourse to another” (195). Basically, he concedes that romanticism evinces a conservative ideological tendency – look at idealism, look at Schiller – and that this ideology has been „rightly attacked by a succession of thinkers, from Heine and Marx to contemporary new historicists” (214). Hamilton's point, though, is that there is also an alternative to this ideology *within* romanticism – metaromanticism, which sets critique in motion and creates a space for future reformulations.

When Hamilton takes up the possibility (or impossibility) of critiquing romantic ideology, when he refers to Heine, Marx, and contemporary new historicists, a clear reference point in the background is Jerome McGann, one

of the leading figures in shifting new historicist attention from renaissance studies to romanticism. McGann's *The Romantic Ideology* (1983) located a danger in romanticism. It saw romanticism as something to which contemporary criticism could fall prey – at least one could fall prey to the illusion that the romantic past established the boundaries of current critical practice. For this reason, romanticism requires an oppositional historicism. One of McGann's key models is Heine's reading of Uhland in *Die romantische Schule*, a reading attuned to the historical distance separating 1833 from 1813 (see McGann's chapter 5). For McGann, this 20-year gap and this outside agency are necessary preconditions to counteract the effects of Uhland's romantic ideology. But another position would be to argue that the subversion already occurs in the text itself. Schlegel would call it romantic irony, or to use Murray Krieger's words, it is the „verbal workings“ that undo the tendency toward totalization. Though Hamilton does not directly engage McGann's work on this particular topic, the reading of Heine and Uhland helps illustrate the possibility he sees in metaromanticism: he wants to fold the force of Heine's critical reading into romanticism itself; he wants to find an historicizing, self-distancing ideology critique within romantic discourse. From Hamilton's perspective, critique need not begin only from a later, outside position because even an immanent critique can express dissatisfaction with its immanence. Hamilton thus complicates McGann's understanding of romantic ideology and the agency of its critique. Even if romanticism looks like a totalizing discourse that leaves no place outside ideology from which it can be critiqued, the possibility always remains that it can undermine its own authority from within. The minimum threshold of that critique, for Hamilton, is that romantic texts express – or better, dramatize – a discontent with their imprisonment in immanence and thereby prepare a way for future critique.

In the final section, „Theory,“ Hamilton turns more explicitly to issues of contemporary criticism, to the „afterlife of romantic theory which we inhabit“ (193), and to the intersection of aesthetics and politics. Here Habermas comes to the fore through his notion of the „stand-in“ or *Platzhalter*. In *Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln*, Habermas uses the term to suggest a more modest role for philosophy: it should serve as a *Platzhalter* rather than a *Platzanweiser*. It should act as a mediator or translator among the isolated cultures of science, morals, and art. For Hamilton, the „stand-in“ presents an alternative to Schiller's aesthetics of infinite deferral. In contrast, the „stand-in“ is a communicative function that is pragmatic and productive. Rather than prefigure a deferred future ideal, it serves the present needs of compromise and negotiation. Hamilton connects Habermas in this regard to Schlegel's notions of irony and permanent parabasis. Using Lyceums-Fragment Nr. 65, „Die Poesie ist eine republikanische Rede [...]“ (misattributed as an Athenäums-Fragment), Hamilton finds in Schlegel a model for progressive, emancipatory politics based on literary self-reflection and self-criticism.

It is an ambitious and interesting project to develop a political model through Habermas and to link it to a metaromantic practice for which Schlegel provides theoretical support. As many readers have noted, Schlegel

exemplifies a writing that cedes authority, refuses to close itself, and thinks itself, from the outset, as fragmentary and self-distancing. At the same time, however, bringing together „Schegelian republicanism” (265) and Habermas’s theory of communicative action requires one to overlook much of Schlegel’s skepticism about the efficacy of dialogue and communication. Schlegel sounds like less of a pragmatic optimist when he writes lines such as the oft-quoted, „Das Höchste kann man eben weil es unaussprechlich ist, nur allegorisch sagen” (KA 2, 324). In another example, Hamilton writes that „Schlegel has no time for Kant’s careful sequestration of the aesthetic in a realm of its own” (262). But perhaps Schlegel is not in such a hurry. In *Lyceums-Fragment Nr. 117*, which claims famously that „Poesie kann nur durch Poesie kritisiert werden”, he speaks directly of the „Reiche der Kunst” (KA 2, 162). Hamilton chooses fragments that support his take on Schlegel and omits others that suggest a more nuanced or even conflicted view – those, for instance, that highlight Schlegel’s fondness for obscurity and exclusivity. This criticism might be unfair, given that the book is not really about Schlegel and does not seek to give a comprehensive account of his thought. But the point is this: Schlegel becomes a necessary instrument in the argument when he connects *metaromantic* writing to a more generalizable political and communicative project. To fit Schlegel into this role, Hamilton smooths out some of the rough edges and inherent self-contradictions in Schlegel’s writings. I suspect that many specialists in early German romanticism would not recognize this Schlegel at first sight and would want to complicate the presentation of him offered in this book.

Metaromanticism received the International Conference on Romanticism’s 2003 Jean-Pierre Barricelli prize for the year’s outstanding book. It is indeed a remarkable work that deserves praise for its wide-ranging argument, comparatist approach, and insightful readings. It brings together romantic texts, politics, and metacritical issues in a productive and mutually illuminating dialogue. Anyone interested in the scholarship and theory of romanticism (especially British romantic literature) after deconstruction and new historicism will profit from reading it. Since the linkage of German theory and British texts tends to generate more penetrating insights on the British side, Germanists will probably turn to this book less for its readings of particular authors than for its broad claims about the relationship of romantic thought to current critical, ideological, and sociopolitical debates.

Sabine Schimma (Weimar)

Maximilian Bergengruen/Johannes F. Lehmann/Hubert Thüring
(Hrsg.): *Sexualität – Recht – Leben. Die Entstehung eines
Dispositivs um 1800*. Paderborn/München: Fink, 2005. 320 S.,
42,90 €. ISBN 3-7705-3967-2

Jede Diskursanalyse wird nur im Rückgriff auf historische Konstellationen und Praktiken anschaulich und beweiskräftig. Hatte Michel Foucault im „Willen zum Wissen“ die Sexualität als Schnittstelle zwischen der Disziplinierung individueller menschlicher Körper und der staatlichen Biopolitik beschrieben, so liegen umfassende thematische Analysen nur zu antiken Selbstpraktiken in *Sexualität und Wahrheit II* und *III* vor. Im erweiterten Entwurf seiner Gouvernementalitätsstudien verhartet die Sexualität jedoch lediglich auf einer theoretischen Ebene. Der vorliegende Sammelband, dessen Beiträge hauptsächlich von Literaturwissenschaftlern verfasst wurden, tritt mit dem Anspruch an, dieses Konzept interdisziplinär und faktenreich durch historische Studien zu untermauern.

In der anspruchsvollen Einleitung umreißen die drei Herausgeber Maximilian Bergengruen, Johannes F. Lehmann und Hubert Thüring klar das Ziel des Buches: Der Diskurs über das Leben soll in den Einzelaufsätzen als Kreuzungspunkt der heterogenen Diskurse über Sexualität und Recht herausgearbeitet werden, eine Konstellation, die bis heute in Theorie und Praxis gültig ist (10). Michel Foucault hatte für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts einen epistemischen Wandel konstatiert, in welchem der Mensch in seiner Endlichkeit erstmals als multipler Faktor ins Feld des abendländischen Denkens trat.¹ In jener Zeit wurde aus der Macht über Leben und Tod eine Macht zum Leben, die nicht mehr dem symbolisch repräsentierten Recht unterliegt, sondern variierenden Normen und Verordnungen, die durch steten Praxisbezug flexibel bleiben. Foucault, der in seiner Konzeption der Biopolitik die Analyse juridischer Begriffe hinter der angestrebten Untersuchung der Diskurspraktiken zurückstellte, erregte Giorgio Agambens Kritik: Die Macht über das Leben – so Agamben – wird nicht nur von regulierenden und normierenden Diskurspraktiken der Polizei, Psychiatrie und des Gefängnisses beherrscht, sondern ist eher ein „verborgener Kreuzungspunkt“², in welchem sich Biopo-

1 Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1974, 379ff.

2 Giorgio Agamben, *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2002, 16.

litik und Gouvernamentalität einerseits sowie Rechts- und Staatstheorie andererseits treffen. Die Herausgeber verfolgen Agambens Kritik nicht nur, sondern erweitern diese um die noch fehlende Verbindungslinie zur Sexualität, deren historische Analysen nicht nur bei Foucault, sondern auch Agamben unterrepräsentiert sind.

Und so reflektieren die Einzelbeiträge des Bandes neben der Diskussion der ökonomischen, hygienischen und polizeiwissenschaftlichen Praktiken und Theorien hauptsächlich die drei im Titel angeführten Komponenten des Dispositivs: Das Leben wird Ende des 18. Jahrhunderts in gleichem Maße naturwissenschaftlich unklar, wie es zum zentralen diskurstragenden Begriff avanciert. In der besonders thematisierten Entwicklung der Lebenswissenschaft überlagern sich ebenfalls verschiedene Stränge: zum einen die Durchsetzung des epigenetischen Erklärungsmodells in der Nachfolge Johann Friedrich Blumenbachs und Johann Caspar Wolffs, zum anderen die Theorie des Organismus mit all seinen Selbsterhaltungs- und Steuerungskräften, eine Theorie, auf die Autoren wie Kant, Schelling, Novalis und Ritter federführend wirkten. Die bei Foucault und Agamben im Dunkeln belassene Regulierung der Sexualität beleuchten zahlreiche historische, anthropologische, juristische und physiologische Analysen. Ebenso werden die dynamisch-fließenden, autopoietischen Kräfte des Organismus und die zu regulierenden sexuellen Kräfte in ihrer engen Beziehung zum juristischen Diskurs gezeigt, in welchen Ende des 18. Jahrhunderts der Lebensbegriff durch Autoren wie Justus Möser und Friedrich Carl von Savigny Einzug hält.

Die Beiträge des ersten Blocks verdeutlichen die Interdependenz von Sexualität – Recht – Leben in einzelnen theologischen, polizei- und naturwissenschaftlichen sowie juristischen Diskursen. Im zweiten Teil wird diese Verflechtung in den Schriften von Kant, Schelling, Schiller, Forster und Herder betrachtet, in denen der Organismus mit seinen rechtlichen, ästhetischen und anthropologischen Aspekten den Fokus bildet. Der abschließende Teil beschäftigt sich mit dem literarischen Niederschlag des Dispositivs.

Michael Niehaus' Aufsatz „Wie man den Kindermord aus der Welt schafft. Zu den Widersprüchen der Regulierung“ eröffnet den ersten Themenblock „Diskurse“. Historisch quellenreich und sehr anschaulich wirft der Autor in seinem Beitrag eine neue Perspektive auf die Person der Kindermörderin: Als unberechenbarer Machtfaktor, der das ökonomisch wert- und hoffnungsvollste Potential des Staates, den Nachwuchs, nach Belieben töten konnte, veranlasste sie 1780 einen unbekannten Menschenfreund zum Ausschreiben der Preisfrage: „Welches sind die besten ausführbaren Mittel dem Kindermorde Einhalt zu thun?“ An dieser wohl intensivsten Debatte jener Zeit, die Beamte, Kriminalrichter, Pädagogen, Mediziner, Seelsorger und Literaten führten, zeigt Niehaus, wie das Aussetzen des Gesetzesprinzips Einsatzpunkt für die Diskurse ist (23). Ist bereits in der Deliktdefinition eine Beobachterperspektive impliziert, in der es keine gesetzmäßige Strafe geben kann, zeigen die Diskurse eine phantasmatisch-souveräne Subjektposition, deren Vorschläge sich auf die Regulierung von Sexualität und Leben richten. Ihr wichtigstes Regulierungsinstrument ist die Aufsicht, die Niehaus als para-

doxes Phänomen herausstellt: Aus Angst vor einem Kindermord muss diese die Bedürfnisse der (zumeist unehelichen) Schwangeren berücksichtigen, ihren passiven Widerstand in Form von Verheimlichungswünschen, so dass die Überwachung die Verheimlichung impliziert, eine vollkommene Datenerhebung nicht angestrebt wird. Das Leben wird biopolitisch verwaltet, indem die Frau zur Selbstregulierung angehalten wird. In diesem Sinne ist die Kindermörderin Objekt und Widerstand der Regulierung zugleich. Da die Kindermörderin immer – auch wenn sie nicht hingerichtet wird – im Bann des Gesetzes bleibt, zeigt Niehaus in Anlehnung an Agamben, dass sie eine Ausnahme-Beziehung zum Gesetz unterhält.

In seiner detaillierten, ideengeschichtlich inspirierten Studie „Energie, Gesetz und Leben um 1800“ arbeitet Johannes F. Lehmann eine Fundamentalstruktur des Lebensdiskurses jener Zeit heraus. Ausgangspunkt für Lehmanns Analyse sind verschiedene Kritiken des französischen Materialismus, der das Leben nach physikalischen Materie- und Bewegungsgesetzen auffasst. Der Autor zeigt, wie Lenz als einer dieser Kritiker bezüglich des menschlichen Organismus eine inklusive Opposition von Gesetz und Leben denkt, mit der der cartesianische Leib-Seele-Dualismus überwunden wird. Dieses ursprünglich theologisch inspirierte Konzept, das die lebenserhaltende Energie für und wider die Gesetze auffasst, bezeichnet Lehmann als „Strukturmodell“ verschiedener Diskurse, das besonders an der Lebens- und der Polizeiwissenschaft exemplarisch untersucht wird. Deren inklusive Opposition existiert zwischen dem Leben und den Natur- bzw. Strafgesetzen (53). Einmal als staatstragende Kraft erkannt, wird das physische Leben der Bevölkerung nun zum primären Tätigkeitsfeld polizeilicher Handlungen. Agiert die Polizei zwar auf gesetzlicher Basis, so dynamisiert sie ihre Praktiken und Diskurse um 1800 zunehmend, indem sie sie im Organismus rückkoppelnd an den Spezifika des Lebens, dessen Energien und unsichtbaren Kräften ausrichtet. Die Polizei wird – so Lehmanns Resümee – zu einer „Art Lebenskraft des Staates“ (S. 65).

Im anschließenden Beitrag „Kollektives ‚Leben‘ um 1800. Soziale (De-)Figuration bei Herder, Burke und Hardenberg“ analysiert Michael Gamper Terminus und Phänomen der Masse, die in der Gouvernamentalität des aufgeklärten Absolutismus erscheinen. Basis von Gampers Betrachtungen ist auch hier die polizeilich betriebene Biopolitik, die durch Verwaltung der Vielen den hierarchisch-ständischen Staatskörper unterwandert, was angesichts der Französischen Revolution Burkes Klage über eine das Staatsganze zersetzende Masse auf den Plan ruft (77f.). Im Gegensatz zur Maschinenmetaphorik, die der politischen Theorie des 17. Jahrhunderts folgt, sowie Herders und Burkes organismisch aufgefasstem Modell der Masse, schlägt Gamper – und das ist das eigentliche Novum seines Beitrags – eine Neulektüre von Hardenbergs politischen Aphorismen (besonders von „Glaube und Liebe“) vor. In seiner Utopie, die Gamper als „transzendentalpoetische Biopolitik“ (78) bezeichnet, betont Novalis die sozial-konfigurierenden Tendenzen der Masse, transformiert er den defizitären gesellschaftlichen Ist-Zustand in einen Idealzustand. Dies gelingt allerdings nur, wenn die polizeilich-disziplinierende

Biopolitik mit der individuellen Selbstregulierung konvergiert, um ideale Staatsbürger hervorzubringen. Das Leitbild eines physiologisch abgeleiteten Lebensbegriffs macht Recht und Gesetz in dem Maße obsolet, wie es Mensch und Geschichte zu grundlegenden Epistemen werden lässt.

Natalie Binczeks Analyse von Herders Preisschrift „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele“ ist Auftakt zur zweiten Beitragsreihe des Bandes, der theoretische Reflexionen unterschiedlicher Autoren über das Organismusprinzip zu Grunde liegen. Im Gegensatz zur gängigen Forschungsmeinung, die Herders Erkennen und Empfinden holistisch auffasst, zeigt Binczek die Eigengesetzlichkeit beider Zustände auf, die auf der höheren Ordnung des Gewebes kommunizierend ineinander greifen. Im einzelnen Reiz hingegen sieht Herder einen Anfang, der reine Wirkung ist. Aufbauend auf Hallers Reizphysiologie charakterisiert Herder eine weitere Differenz – die zwischen Reiz und Empfindung, so dass am Ende die drei autonomen Funktionszusammenhänge Erkennen, Empfinden und Reizbarkeit existieren. Indem der Reiz nach epigenetischem Vorbild Erkennen und Empfinden eine fruchtbare Verbindung eingehen lässt, erzeugt er etwas Neues, von beiden elementar Verschiedenes.

Im Beitrag „Kants Eherecht“ beschäftigt sich Reinhard Brandt mit dem Verhältnis von Ehe und Sexualität. Er geht der Aporie nach, weshalb die Ehe für Kant eine Rechtsform ist, obwohl die Sexualität in ihr zur Rückversetzung des Menschen in den Naturzustand und damit zum Verlust des Rechtsstatus als Person führt. Brandt hält eine unerwartet einfache Lösung parat, in der er Innen und Außen des ehelichen Systems differenziert: Nicht als verschiedene Rechtssubjekte, sondern als eine Einheit wie Platons „Kugelmenschen“ und Rousseaus „moi commun“ denkt Kant beide Partner. Einzig der Gebrauch der Geschlechtsorgane zwecks Nachkommenerzeugung sei innerhalb dieses Einens legitim, nach außen hingegen agiert die Ehe als rechtliche Einheit.

Im Gegensatz zu Kants und Fichtes hierarchischem Geschlechtermodell und zu Novalis christlich-teleologischer Geschlechter-Differenz sieht Stefan Greif in seinem Beitrag „Sexualität im ‚Licht des Bildungstriebes‘“ Schellings organismische Auffassung zu diesem Thema. Aufbauend auf das Brownsche Prinzip der Tätigkeit und Perzeptivität denkt Schelling die körperliche Anziehung und Abstoßung nicht-hierarchisiert und lustvoll. In dieser „ersten naturwissenschaftlichen Revision der Sexualität“ (137) ist dies unabdingbare Basis für eine wechselseitige Intellektualisierung und größtmögliche Freiheit beider Partner.

Stefan Metzger entwickelt in seinem Aufsatz „Über organische und fruchtbare Unterscheidung. Organismus und Konjektur bei Schiller“ nach Analyse einzelner Schriften von Johann Heinrich Lambert, Blumenbach, Herder und Kant eine Systemtheorie der Spätaufklärung. Als Charakteristikum dieser Systeme sieht Metzger die Überkreuzung von immanenten Regeln – besonders die Offenheit der Bildungsgesetze – und des Prinzips der Konjektur (des Als-ob-Modus) an. Genau nach diesen Kennzeichen entwirft Schiller seine ästhetische Theorie – und das beweist Metzger eindrücklich –, indem der Dichter Naives und Sentimentalisches organisch ineinander greifen oder

den Spieltrieb als Medium zwischen Stoff- und Formtrieb autopoietisch und konjunktural wirken lässt. Während das Naive im Sentimentalischen auf eine „Poetik der Energie“ zielt (172), wird der Spieltrieb als „kulturtheoretisches und anthropologisches Pendant zum biologischen Bildungstrieb“ gelesen (175).

Tanja van Hoorn zeigt, wie Georg Forster in seinem 1789 publizierten kurzen „Leitfaden zu einer künftigen Geschichte der Menschheit“ die Humangeschichte in Analogie zu physiologischen Vorgängen des menschlichen Körpers entwickelt und nicht wie Iselin, Herder und Meiners äußere, physische und moralische Faktoren als entscheidend ansieht. Forster betrachtet den Körper nicht nur als einen lebenslang entwicklungsfähigen Organismus, sondern schreibt diesen auch im Bereich epigenetischer und energetischer Konzeptionen fest. Allerdings – das zeigt van Hoorn sehr deutlich – sind in Forsters Geschichtsverständnis auch klare Hierarchien vom Wilden zum Weißen zu finden. Eine widersprüchliche Funktion weist er der Sexualität zu, die zwar als Entwicklungsmotor fungiert, jedoch überwunden werden muss, da ihre Nichtbewältigung biologische und politische Schwäche bedeutet.

Gunhild Bergs Beitrag „Der Prozeß der ‚anthropologischen Zwänge‘“ eröffnet den letzten Teil des Bandes, der mit literaturwissenschaftlichen Einzelanalysen aufwartet. Berg erkennt in Meißners Kriminalerzählungen die von Foucault und der germanistischen Literaturwissenschaft konstatierte um 1750 einsetzende epistemische Wende, die eine „anthropologisierte“ Denkform – gekennzeichnet durch die Historisierung, Kulturvergleich, Naturalisierung und Empirisierung – mit sich brachte. Bergs Lektüre liegt die Prämisse zu Grunde, dass sich in Kriminalerzählungen „juristisch-präskriptive und literarisch-deskriptive Diskurs- und Praxisformen“ (198) kreuzen, wodurch die „anthropologischen Zwänge“, die nach Foucaults *Überwachen und Strafen* die gemeinsame Geschichte von Machtverhältnissen und Epistemen prägen³, sichtbar werden. In seinen Erzählungen offeriert Meißner zwei Modelle, zwischen denen sich der Leser entscheiden kann: ein normatives, juristisches Modell, dem ein nicht-normatives anthropologisches gegenübergestellt wird (200). Hierbei wird durch geschickte Mechanismen der Rezeptionssteuerung das nicht-normative anthropologische Modell immer wieder reproduziert, indem z. B. Subjekte anthropologisch motivierte juristische Fremdurteile verinnerlichen und im Geständnis preisgeben.

In ihrem Aufsatz „Poesie als/statt Polizei“ untersucht Christine Weder auf anschauliche Weise das Verhältnis von Sexualität und Polizei in Wielands *Der goldene Spiegel*. Sie liest die Harmonisierung dieser Verbindung nicht nur als Erbe der epikureischen Tradition, sondern innerhalb der polizeiwissenschaftlichen Diskussion über Luxus gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Weder erkennt im literarischen und gesetzlichen Text parallele Prinzipien, da der polizeiwissenschaftliche Paradigmenwechsel vom auktorialen Eingriff zur

3 Michel Foucault, *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1994, 34.

Selbstregulierung auch grundlegend für Diskurs und Narration der Erzählung ist.

Eine neue, wissenschaftlich argumentierende Perspektive eröffnet Roland Borgards in seinem Beitrag „Leben und Tod. Kleists ‚Zweikampf‘“ auf das gleichnamige Werk des Schriftstellers. Plastisch arbeitet Borgards heraus, wie Kleist in seiner Novelle ein bereits veraltetes Muster, das Leben und Tod streng getrennt denkt, dem neuen biologischen Gedanken, den Tod als Leben konstituierende Kraft aufzufassen, gegenüberstellt. Besonders deutlich wird der neue Ansatz im medizinischen Nachspiel des juristischen Zweikampfs. Das neue ersetzt jedoch nicht das alte Modell, sondern beide befinden sich laut Borgards in „dissonanter Verkantung“ (238) nebeneinander. Diese Dissonanz – die literarisch im Konflikt zwischen Anekdote und Novelle durch Kleists „eindrückendes Erzählen“ zum Ausdruck kommt – relativiert das zeitgenössische Wissen vom Leben.

Maximilian Bergengruen macht in Clemens Brentanos *Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl* ein Gewebe von kontemporären Medizin-, Rechts- und Organismuskursen aus. Er zeigt, wie das Motiv der reißenden „Zähne“ zum medizinischen Diskurs über Tollwut und Manie und zum rechtstheoretischen Diskurs über Unzurechnungsfähigkeit führen. Durch Verdeutlichung der textuellen Interdependenz von Kasperls Reden über die Ehre und Reils Entdeckung einer „Manie ohne Delirium“ veranschaulicht Bergengruen, wie in Brentanos Werk das Entschuldungsparadigma des 18. Jahrhunderts in dem des 19. reflektiert wird. In seiner Lektüre verdeutlicht der Autor, dass Brentano sowohl in der Erzählung als auch auf der Erzählebene ein organologisches Modell anwendet: Dieses schlägt sich einerseits in den beschriebenen Rechtsmodellen, andererseits in der Position des Erzählers nieder, der sich nicht als herausgehobener Genieautor, sondern bescheiden als Schreiber definiert.

Eine ebenfalls organische Entwicklung von Narration und Text beschreibt Barbara Thums in Goethes „Mann von fünfzig Jahren“. In diesem Text ist die Zeugungs- und Bildungstheorie gleichsam regulierendes Prinzip von Toilettenkunst und Liebesbeziehungen. Goethe, der die zeitgenössischen Diskurse über Organismus, Lebenskraft und Diätetik rezipierte, gestaltet in der Novelle nicht nur die Toilettenkunst als selbstbezügliche Textur der Lebenskunst, sondern vitalisiert zugleich den Text. Thums gelingt es zu verdeutlichen, dass hierbei das Zusammenwirken des von innen tätigen „Naturprinzips“ der Epigenese und das von außen gestaltende „Kunstprinzip“ der Präformation als eigentliches Bildungsprinzip die Handlung vorantreiben.

Resümierend kann festgestellt werden, dass der vorliegende Band dem Anspruch der drei Herausgeber voll gerecht wird: Das Buch veranschaulicht fakten- und kenntnisreich die Entwicklung des Dispositivs der Biopolitik um 1800. Es wirft nicht nur unterschiedlichste Perspektiven auf die Transformationen innerhalb der einzelnen Diskurse Sexualität – Recht – Leben, sondern

4 Vgl. Gerhard Neumann, „Der Zweikampf. Kleists ‚eindrückendes‘ Erzählen“. In: Walter Hinderer (Hrsg.), *Kleists Erzählungen*. Stuttgart: Reclam 1998, 216-246.

demonstriert treffsicher deren Schaltstellen und Vernetzungen. Theoretische Reflexion und historisch fundierte Quellenarbeit gehen eine gelungene Amalgamierung ein, deren zahlreiche Neuinterpretationen und Erkenntnisse wichtige Impulse für die Literaturwissenschaft, Wissenschafts- und Rechtsgeschichte sowie all jene Disziplinen bringen, die sich mit dem epistemischen Wandel in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beschäftigen. Das hohe Niveau der Einleitung wird durchweg in jedem einzelnen Beitrag gehalten, besonders Foucaults konzeptuelle Auffassung der Sexualität mit eindrucksvollen Detailstudien unterfüttert.

Auf inhaltlicher Ebene hätten einzig die medialen Funktionsweisen und Techniken stärker berücksichtigt werden können, da sie das Dispositiv der Biopolitik entscheidend prägen. Schade ist es auch, dass Hubert Thüring als einer der drei Herausgeber keinen eigenen thematischen Beitrag geleistet hat. Als deutscher Übersetzer von Giorgio Agambens *Homo sacer* ist er dazu sicherlich bestens prädestiniert. Trotz dieser kleinen Einschränkungen ist das vorliegende Buch sehr gelungen und lesenswert!

Christian Kohlroß (Mannheim)

Andrea Polaschegg: *Der andere Orientalismus. Regeln deutsch-morgenländischer Imagination im 19. Jahrhundert*. Berlin, New York: de Gruyter 2005. XI, 613 S., € 118,-. ISBN 3-11-018495-8

Rezensenten neigen dazu, ihre schärfste Waffe, das Urteil, erst am Ende ihrer Rezension zu enthüllen. So nämlich vermögen sie den Eindruck zu erwecken, als handele es sich im finalen Akt jeder Rezension, dem Vollzug des Urteils, um eine Maßnahme, die mit logischer Notwendigkeit aus all dem folgt, was sie bislang als objektive Beschreibung eines literarischen Geschehens, und also völlig wertfrei zu Protokoll gegeben haben. – Das ist (und war es immer schon) blanker Unsinn, reine Rhetorik, eben Rezensentenideologie. Niemand liest zuerst ein paar hundert Seiten und fragt sich danach, wie er sie wohl einzuschätzen habe.

Deshalb sei es gleich zu Beginn gesagt: Andrea Polascheggs *Der andere Orientalismus* ist ein gutes Buch! Es argumentiert gut, ist gut geschrieben – und, auch das: es riecht gut! Es verdient daher viele Leser – und mehr noch: Käufer, damit Verlag und Verfasserin auch weiterhin solch gute Bücher publizieren können!

Wenn trotzdem irgend jemand der Auffassung sein sollte, an diesem Buch sei irgend etwas nicht ganz so gut, dann vielleicht dies, dass es so ganz und gar ohne Witz, romantischen Witz natürlich, daherkommt und auch Humor nur als unfreiwilligen kennt: „Die breite diskursive Streuung der aktualisierten Orient-Topoi und der mit ihnen verbundenen Wissensbereiche [...] steht dabei in einem umgekehrt propositionalen[!] Verhältnis zur Komplexität ihrer Ausgestaltung [...]“ (449). Sätze von dieser Art erfreuen zwar das Herz eines jeden Rezensenten, doch mehr als ein verhaltenes Schmunzeln werden sie ihm nicht entlocken. Das ist auch so bei dem „ordentlich[en] theoretischen Wohnzimmer“ (532), in das die Autorin ihre Leser zum Schluss einlädt, ohne dabei zu bedenken, dass gerade diejenigen ihrer Leser, die sich längst der Theoria verschrieben haben, angesichts eines solch aufgeräumten Wohnzimmers leicht an Gelsenkirchener Barock und Plüschsofas denken, im Übrigen aber sofort das Weite suchen werden.

Doch halt! Genau dazu besteht kein Anlass! Man übersehe, ob all der Spröde, mit der diese Arbeit daherkommt, nur ja nicht den ihr eigenen Charme – und schon gar nicht die Chuzpe, mit der sie ihren Lesern entgegentritt. Denn, was sie versucht, ist nicht weniger, als dem großen und bedeutenden, nur von der Germanistik bislang vor allem mit Skepsis, wenn nicht gar Desinteresse begegneten Edward Said eben in der Germanistik Gehör zu verschaf-

fen. Nein, nicht indem sie die Thesen von Saids *Orientalism* oder *Culture and Imperialism* wiederholt, sondern indem sie die Frage, die Said umtreibt und die er daher immer wieder stellt, aufgreift – und noch einmal stellt, nun aber auf ihre, will sagen: der Verfasserin eigene Weise. Sie lautet dann nicht (wie bei Said): Inwiefern ist der Orient, das Konzept des Orients eine Imagination, Fiktion oder gar Konstruktion des Westens? Und inwiefern dokumentiert sich in einem solchen Konzept des Orients etwas ganz anderes, nämlich ein westlicher Wille zur Macht? Nein, es ist nicht länger eine an Foucault geschulte Transformation von Bedeutungs- in Machtfragen, der das Interesse Polascheggs gilt; auch verzichtet sie bei ihrer Erklärung der Genese des Orientalismus im 19. Jahrhundert generös auf das allzu wohlfeile konstruktivistische Dogma, demzufolge alles, auch der Orient also, nichts anderes sei als ein subjektiver Vorstellungskraft entsprungenes Phantasma. – Und das mit gutem Grund: Denn zu lange, so die ebenso kühne wie berechtigte These dieser Studie, hat die Suche nach dem den Orient im Bilde erzeugenden und beherrschenden Subjekt den Blick auf eben diesen Orient verstellt – geschweige denn, dass sie je in der Lage gewesen war, des gesuchten Subjekts habhaft zu werden. Wenn man sich jedoch von dieser Perspektive befreit, so verheißt uns Andrea Polaschegg, dann bemerken wir plötzlich etwas, das sie andere[n] Orientalismus nennt. Dieser andere Orientalismus gelangt in den Blick, sobald man sich ihm von der Frage nähert, „[...] wann und ob überhaupt der Orient als kulturell ‚Anderer‘ wahrgenommen, wodurch und in welchem Ausmaß er sich aus dem Bereich des Vertrauten löste und zum ‚Fremden‘ wurde und ob schließlich die orientalische Fremde als die eigene oder als die des Anderen erschien [...]“.“(57) Dann nämlich zeigt sich, dass um 1800 (in einer Zeit übrigens, in der das Abendland als europäisches Abendland gerade dabei ist, seiner selbst habhaft zu werden) ein anderes Morgenland geschaffen wird; und es sind stets viele Akteure, die daran beteiligt sind. Dieses neue Morgenland erscheint dann nicht mehr nur als das Andere des Eigenen, des Abendlandes also, nein, es wird nunmehr zum Unvertrauten, zum Fremden. Der Orient, bislang ein Ort, an dem Zeitgenossen aus verschiedenen Teilen der Welt einander begegneten, wird nun zu einem historischen Ort, an dem der aufgeklärte Europäer sich selbst und namentlich seinen eigenen Ahnen begegnet. Doch als er auf sie trifft, stellt er fest: Er kann sie, so fremd sind sie ihm geworden, nicht mehr verstehen!

Der Orient wird für den Orientalismus des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts daher vor allem eines, nämlich eine hermeneutische Herausforderung. Also sucht er nach Techniken, und das heißt nach Techniken des Verstehens, nach Übersetzungsmanualen, die es ihm ermöglichen, das unheimliche Fremde als ein insgeheim längst Vertrautes zu erkennen. Und er findet sie, diese Techniken, in der protestantischen Theologie, in der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft und (auch wenn bei Polaschegg davon dann nicht mehr die Rede ist) in den entstehenden Nationalphilologien. Die Aneignung des Anderen als eines Fremden lässt, wie sollte es auch anders sein, diesen fremd gewordenen, insgeheim aber doch vertrauten Orient so diffus und schließlich so opak werden, dass niemand mehr anzugeben vermöcht-

te, ob nicht allein Türken, Araber und Perser, sondern auch Inder und Chinesen diesen, weil er ganz offenbar nicht nur von dieser Welt ist: geheimnisvollen Kontinent bevölkern – geschweige denn, dass irgend jemand noch zu sagen wüsste, wie in dieser Frage mit den Hebräern zu verfahren sei, die über eine abendländische Religion, aber mit dem Hebräischen über eine Sprache verfügen, die offenbar keine abendländische ist.

Was aber tun angesichts einer solch babylonischen Sprachverwirrung? Wer diese Frage an Andrea Polaschegg richtet, der erhält zweierlei zur Antwort: Zunächst dies, dass man sich in die Gegenstände, sodann aber, dass man sich in ganz ausgezeichnete, nämlich literarische Gegenstände zu versenken habe (und dieser Aufruf zu theoretischer Kontemplation lässt den Leser dann die Rede vom aufgeräumten Wohnzimmer wieder vergessen). Wer sich in die Gegenstände versenkt, der bemerkt nämlich: Peking, Sanskrit, Pyramiden, Turban und Janitscharenmusik repräsentieren den Orient nicht, weil ihnen allen etwas Bestimmtes gemeinsam ist, aufgrund dessen wir sie unter den (vorgängigen) Begriff des Orients subsumieren, nein, sie repräsentieren den Orient, weil wir – umgekehrt – unseren Begriff des Orients an ihnen ausbilden. Was den Orient ausmacht, das ist heute ganz so wie im 19. Jahrhundert, hängt von den Gegenständen ab, auf die wir zeigen und auf die wir uns – sei es sprachlich, sei es außersprachlich – beziehen, wenn wir uns oder andere darüber aufzuklären versuchen, was der Orient ist.

Ein ganz ausgezeichnete dieser Gegenstände ist die Literatur. Ihr wendet sich diese Studie in einem zweiten, auf die theoretischen Erörterungen folgenden, ihnen aber, das ist ganz deutlich, dienenden und sie veranschaulichenden Teil zu – zunächst, wie könnte es anders sein, in Gestalt des *West-östlichen Divans*. Ganz so, wie es die Programmatik des ersten Teils erwarten lässt, führt Goethes Morgenlandfahrt gerade nicht in einen ganz anderen Kontinent, sondern in einen, weil der Okzident darin seiner eigenen Vergangenheit gewahr wird, immer schon vertrauten Orient. Als Medium der Erinnerung dienen dabei keine anderen als die berühmten Goetheschen Gestalt- und Bildungsgesetze, die im Orient heiler, ungebrochener und dadurch deutlicher zutage treten, zumal dann, wenn sie, wie im *Divan*, auch noch von einer orientalisierten Autorinstanz aufgerufen werden. Was so schließlich deutlich wird, ist, dass der Orient bereits um 1800 längst zu einer Waffe geworden ist: Man kann mit seiner Hilfe Stellung beziehen, im Literaturkampf, und sich dabei, wie Goethe im *Divan*, mit den Persern verbünden – gegen die indophilen Romantiker.

Ob dann jedoch die Romantiker ausgerechnet in Wilhelm Hauff ihren stärksten Orientalisten haben, wird man bezweifeln dürfen, nicht jedoch, dass sich an seinem Beispiel am besten deutlich machen lässt, worin die romantische Reaktion auf Goethes Pontifikalisierung des Orients besteht – nämlich in seiner Profanisierung. Denn wenn die Hauffschen Märchen und Erzählungen etwas vor Augen führen, dann dies, dass hier ein, wie die Autorin schreibt, „glasklares Morgenland“ (449) entworfen wird, ein durch und durch exotisches Morgenland also. Doch dieser profanisierte Orient ist so, wie er ist, weil dem Leser hier nicht wie bei Goethe das Fremde als das insgeheim Vertraute,

sondern das Vertraute als das offenbar(e) Fremde entgegentritt; es ist die Bestimmtheit der Negation, die der Profanisierung des Anderen Vorschub leistet – mit dem nicht uninteressanten Ergebnis, dass die Hauffschen Helden, sobald sie sich dem Orient(alischen) nähern, in einem fort über klar erkennbare Kulturgrenzen stolpern – zur Erheiterung manch eines ihrer Leser – wenn auch nicht der Autorin dieser Studie, die, auch das ist offenbar, die Hauffschen Erzählungen nicht wirklich liebt.

Doch am Schluss wird dann mit einem Mal alles ganz leicht und heiter, auch weil, das wird schnell klar, der Autorin das letzte ihrer Sujets, ich sollte sagen: der letzte ihrer, die Theorie exemplifizierenden, Forschungsgegenstände, es ist Friedrich Wilhelms IV. phantastischer Roman *Die Königin von Borneo*, wirklich ans Herz gewachsen ist. Was Andrea Polaschegg in ihrer Interpretation der Geschichte von Prinz Feridoun und der Königin von Borneo über die Grenzüberschreitung zwischen realer und fiktiver Autobiographie, vor allem aber über die gar nicht so geheime Verwandtschaft von Preußen und Borneo zutage fördert, gehört, eben weil sie sich dabei so ins Detail verliebt, zum Besten dieser Studie.

Ihre Bedeutung, man muss sagen, die Bedeutung, die sie sich erhofft, ist freilich eine andere, nämlich die, als „Prolegomena zu einer Geschichte des deutschen Orientalismus“ (531) gelesen zu werden. Die Zukunft wird zeigen, ob ihre Leser geneigt sind, die sympathisch unbescheidene Hoffnung ihrer Autorin zu erfüllen.

Frank Degler (Mannheim)

Mads Nygaard Folkmann: *Figurationen des Übergangs. Zur literarischen Ästhetik bei Novalis*. Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang, 2006. 229 Seiten. € 42,50. ISBN 3-631-54268-2.

In seiner Dissertation unternimmt es Folkmann, die poetische Theorie von Novalis anhand der Fragmente wie auch der etwas weniger beachteten Reflexionen *Monolog* und *Dialoge* zu rekonstruieren und das solchermaßen entwickelte Konzept dann auf die poetischen Texte von Novalis anzuwenden, besonders auf die *Hymnen an die Nacht* und den *Heinrich von Ofterdingen*.

Als Kernthese der Arbeit kann folgende Überlegung rekonstruiert werden: Die literarische Ästhetik des Novalis gipfle „in einer unendlich präfigurierenden Allegorie, die stets zwischen unaufhebbarer Differenz und neuer Bedeutung kippt“ (206). Die hierbei anvisierte absolute Bedeutung werde dabei nie direkt realisiert, sondern sei gerade aufgrund ihrer Abwesenheit präsent: „Im literarischen Netz vom unendlichen Prozess und Werden der Präfiguration“ (208).

Was also für Poetik und Poesie des Novalis diagnostiziert wird, ist eine Logik des beständigen Aufschubs und einer dauerhaften narrativen Progression hin auf ein nie erreichbares transzendentes Signifikat. Die Textlogik, die dieses Aufscheinen des Sinns im Text ermögliche, bestehe in einer dialektischen Figuration von Konstatierung und Wiederaufhebung des Postulierten im weiteren Textverlauf. Die aufrechterhaltene Spannung weise auf den Ort des Absoluten hin, ohne es aussprechen zu müssen, wodurch es paradoxerweise sagbar werde.

Diese ‚Hermeneutik des Unbekannten‘ wird von Folkmann im gleichnamigen ersten Kapitel entworfen und dann im zweiten Kapitel (‚Der poetische Blick‘) an den *Hymnen an die Nacht* und im dritten Kapitel (‚Poetische Erfahrungsformen‘) am *Heinrich von Ofterdingen* praktisch erprobt. Das textlogische Gegenprinzip zu dieser abstrakten Denkfigur sei die beständige Bemühung des Novalis um die Referenzialisierung des Gesagten - die „Welthaltigkeit“ (74) seiner Dichtung. In den Notaten werden „verschiedene Wissens- und Erfahrungsdiskurse fast systematisch gekreuzt“, während in den Hymnen eher indirekt ein Bezug auf das allgemein Menschliche zu sehen sei und die Bildungsgeschichte des Heinrich sich schließlich als wahre „Diskurszirkulation und -poetisierung“ präsentiere: „Der Roman lässt Heinrich eine Menge Erfahrungs- und Wissensformen kennen lernen (Poesie, Ökonomie, Bergbau, Geschichte, Kriegskunst, Morgenländische Weisheit), um sie trotz ihrer Verschiedenheit alle durch Heinrichs Aneignen als Teil derselben ‚poetischen‘

Erfahrung erscheinen zu lassen“ (154). Hierin kann der Kern von Folkmanns Überlegungen gesehen werden, dass es sich bei Novalis zwar nicht um ein mimetisches Schreiben handelt, gleichwohl vermittelt des Poetischen ein indirektes Verweisen auf die Welt und über sie hinaus stattfindet.

Schade dabei ist, dass es Folkmann nicht gelingt, seine eigene Position klar und präzise von der aktuellen Forschungslage abzugrenzen, auf die auch meist etwas unbestimmt verwiesen wird, zum Beispiel: „In der Novalis-Forschung gibt es eine gewisse Tradition, sich meistens mit den philosophischen Inhalten [...] in Novalis' Texten zu beschäftigen“ (194).

Eine exakte und detaillierte Abgrenzung gegenüber dem Forschungsstand wäre aber gerade in der vorliegenden Arbeit besonders wünschenswert gewesen, da man bei den vielen (zugegebenermaßen vom Gegenstand verursachten) Zwischenpositionen des ‚dialektischen Umschlagens‘, des ‚Sowohl-als-auch‘ oder der ‚poetischen Paradoxierung‘ doch leicht den Überblick verlieren kann.

Leider ist das Bemühen um Klarheit auch auf stilistischer Ebene nicht die Sache von Folkmann: Zwar ist die Untersuchung sprachlich wie inhaltlich durchweg um ein höchst elaboriertes Niveau bemüht; allerdings muss sich die Arbeit die Frage gefallen lassen, ob das Ziel bei der Analyse eines Primärtextes eigentlich die Produktion eines Sekundärtextes ist - oder die eines weiteren Primärtextes.

Wie auch immer die Antwort auf diese Frage ausfällt, gewiss ist, dass das kongenialische Fortschreiben des Textes ein Wagnis darstellt, das der Wissenschaftler auf eigenes Risiko eingeht. Hier soll nun ein kleiner Stil-Test vorgeschlagen werden: Die folgenden Zitate stehen beide auf Seite 76 der Arbeit. Welches stammt von Novalis, welches von Folkmann?

1) „Die Einbildungskraft bildet in ihrem Wechsel eine umfassende und einheitliche Sphäre von Polaritäten, die in ihrer Ganzheit eine Transparenz des Absoluten eröffnet.“

2) „[...] reine ‚philosophische‘ Begrifflichkeit erfährt aber erst eine ihr angemessene Deutung, wenn die Einbildungskraft in der Dichtung ins Werk gesetzt wird.“

Natürlich war hier eine kleine Falle eingebaut, denn es stammen beide Passagen von Folkmann selbst. Die Notiz von Novalis, die sie erläutern sollen, ist eine den *Bemerkungen zur Wissenschaftslehre* entnommene Definition von ‚Einbildungskraft‘ zu der gesagt wird, dass im „bloßen Begriff der Bestimmung [...] der Begriff der Wechselbestimmung [liegt]. Darinn liegt auch der Grund, warum die höchste Bestimmung sich selbst immer mit bestimmt. Die Bestimmung des Unendlichen ist immer Bestimmung“ (II, 275: 571).

Um aber seiner Leserschaft die komplexe Rolle deutlich zu machen, die der Einbildungskraft als vermittelndem Vermögen „von eingebilddeten Gegenständen, wie von Wirklichen zu handeln“ (II, 420: 22) zukommt, hätte es des Willens zur Komplexitätsreduktion oder zumindest -abstufung bedurft. Und die abgründigen Denkfiguren des Novalis hätten diese analytische Differenzierung sowohl verdient als auch unbeschadet überstanden. Eben diese (Dienst-)Leistung bleibt Folkmann aber weitgehend schuldig. Der Definition

des Begriffs ‚Einbildungskraft‘ durch Novalis wird zum Beispiel nicht ein klärender Kommentar an die Seite gestellt, sondern es wird eine weitere, ebenso überkomplexe Definition geliefert: eben die „umfassende und einheitliche Sphäre von Polaritäten, die in ihrer Ganzheit eine Transparenz des Absoluten eröffnet“ (76).

Nun ist die schleichende Annäherung von Stil und Diktion an den besprochenen Autor ja kein ungewöhnliches Phänomen – und in einem gewissen Umfang mag es gerade einer Dissertation auch zugestanden werden, der Faszination des Themas zu erliegen. Übrigens kann die Tatsache, dass Folkmann kein deutscher Muttersprachler ist, hierbei vernachlässigt werden. Dem Verfasser unterlaufen zwar einige grammatische Ungenauigkeiten – die hier nicht zur Debatte stehen sollen – aber er verfügt so souverän über Gegenstand und Sprache, dass es sich beim kritisierten Phänomen lediglich um eine Geste der überkomplexen Verdichtung handelt, die die Zugänglichkeit der Arbeit unnötig erschwert.

Insgesamt handelt es sich also um eine herausfordernde Lektüre, die auf der Basis des aktuellen Forschungsstandes die Komplexität der frühromantischen Ästhetik des Novalis in verdichteter Form präsentiert und pointiert. Ein Text, an dem man sich mit Gewinn abarbeiten kann, wenn man sich auch über weite Strecken eine durchschaubarere Argumentation gewünscht hätte.

Ulrich Kittstein (Mannheim)

Mario Zanucchi: *Novalis – Poesie und Geschichtlichkeit. Die Poetik Friedrich von Hardenbergs*. Paderborn/München/Wien/Zürich: Schöningh 2006; 414 S., € 49,90. ISBN 3-506-71795-2

Die Arbeit von Mario Zanucchi, eine gekürzte Fassung seiner 2003 an der Universität Leipzig angenommenen Dissertation, setzt sich zum Ziel, die Beziehung von Poetik und Geschichtsauffassung bei Novalis zu rekonstruieren. Als Bezugs- und Vergleichspunkt dienen dabei durchgängig die Schriften Friedrich Schlegels: Der Verfasser bemüht sich um eine Abgrenzung der Positionen beider Frühromantiker, insbesondere im Hinblick auf die geschichtsphilosophische Einschätzung des Verhältnisses von Antike und Moderne und die Konzeption einer ‚modernen‘ Kunst.

Der erste Teil, „Geschichtlichkeit“, erörtert zunächst anhand der *Fichte-Studien* Novalis' Abkehr von Fichtes Grundsatzphilosophie, seine – wesentlich durch Jacobi vermittelte – Aufwertung des Gefühls, das einen vorbegrifflichen Zugang zum Absoluten ermöglichen soll, sowie sein Konzept der Dialektik von Endlichem und Unendlichem, von Natur und Geist. Aus dieser Dialektik leitet Zanucchi ein widerspruchsvolles Zeitverständnis bei Novalis ab, bei dem die Aussicht auf eine unendliche Annäherung an das Absolute neben eine mystische Gegenwärtigkeitserfahrung tritt. In diesem Kontext werden schließlich die fünfte *Hymne an die Nacht* und die *Europa*-Rede als geschichtsphilosophische Entwürfe auf der Grundlage des bekannten triadischen Verlaufsschemas analysiert.

Sehr viel umfangreicher fällt der zweite Teil aus, der unter der Überschrift „Poetik und Geschichtlichkeit: Friedrich Schlegel und Novalis im Vergleich“ den Schwerpunkt der Studie bildet. Vorab wird die geschichtsphilosophische Fundierung der Poetik bei Schlegel betrachtet. Der Verfasser zeichnet nach, wie Schlegel sich in Auseinandersetzung mit Winckelmann, Herder, Schiller und Kant allmählich vom Klassizismus löst, die Moderne gegenüber der Antike – und damit auch die Kategorie des Interessanten gegenüber der des Schönen, die Kunst gegenüber der Natur – aufwertet und endlich zu seiner berühmten Konzeption der Transzendentalpoesie als einer „progressiven Universalpoesie“ gelangt. Für Novalis konstatiert Zanucchi gleichfalls eine Überwindung der normativen Poetik, des Nachahmungsgrundsatzes und der klassizistischen Orientierung an einer vorbildhaften Antike; indes hebt er auch die Differenzen zu Schlegel hervor. So bleibt für Novalis durchaus das Schöne ein erstrebenswertes Ideal, und an die Stelle der strikten Trennung von Kunst (d. h. auch der Transzendentalpoesie) und Natur tritt bei ihm eine dialektische

Wechselbeziehung auf der Basis der identitätsphilosophisch begründeten Analogie von Natur und Ich.

Einzelne Unterkapitel behandeln Hardenbergs Umgang mit wichtigen Elementen und Fragestellungen der Poetik und verdeutlichen seinen Bruch mit deren klassizistischer Ausprägung. Wie bei Schlegel wird die traditionelle Gattungspoetik von der modernen Romanpoetik abgelöst; Shakespeare erscheint als beispielhafter Repräsentant der ‚Moderne‘. Novalis bezieht Stellung zu den Kategorien des Naiven und des Sentimentalischen (dies eher beiläufig), zum Verhältnis der verschiedenen Künste, zum Gebrauch der Allegorie, zum Wunderbaren wie zum Erhabenen und zum Geniebegriff. Breiteren Raum widmet der Verfasser Hardenbergs Aufwertung des Mittelalters, die er vornehmlich am Beispiel des *Heinrich von Ofterdingen* erörtert. Das Mittelalter ist bei Novalis ein projektiver Gegenentwurf zur entfremdeten Gegenwart, und zugleich dient der anti-klassizistische Rückgriff auf die mittelalterliche Kunst der poetologischen Selbst- und Traditionsvergewisserung des Frühromantikers (der hierbei freilich seinerseits an einige Vorbilder aus der Aufklärung anschließen konnte). In Poesie und Religion des Orients erblickt Novalis, angeregt von Herder, eine weitere Alternative zur klassizistischen Antikenverehrung. Den Abschluß dieses Abschnitts bildet ein Kapitel zu den bei Schlegel und Novalis in je spezifischer Weise faßbaren Überlegungen zu einer möglichen Versöhnung oder Synthese von Antike und Moderne.

Verhältnismäßig knapp fällt dann der dritte Teil der Arbeit aus: „Poesie und Säkularisierung: Novalis' und Friedrich Schlegels Romantisierung des Christentums im Vergleich“. Er interpretiert die Poetisierung der Religion bei Novalis als Reaktion auf die fortschreitende Säkularisierung und zeigt, wie der Gedanke einer romantischen ‚Mittlerreligion‘ auf die Verschmelzung von Pantheismus und (christlichem) Hentheismus zielt.

Zanucchi hat offensichtlich nicht den Ehrgeiz, ein auch nur in wesentlichen Teilen grundsätzlich *neues* Bild der Poetik und Geschichtsauffassung Hardenbergs zu entwerfen. Seine Arbeit ist über weite Strecken den maßgeblichen Studien der einschlägigen Forschung (im ersten Teil etwa denen Manfred Franks) verpflichtet; die kritische Diskussion von Forschungspositionen spielt lediglich eine marginale Rolle, und nur in Einzelfällen betont der Verfasser, daß er bei der Analyse bestimmter Aspekte über schon Bekanntes hinausgeht – etwa, wenn er in Teil I, Kapitel 2.2.8 die Bezüge zwischen der *Europa*-Schrift und Schleiermachers Reden *Über die Religion* detaillierter verfolgt, als dies bisher geschehen ist. Im Grunde legt Zanucchi ein Kompendium der Poetik des Novalis – mit ausführlichen Seitenblicken auf Friedrich Schlegel – vor, das umfangreiches Material verarbeitet, erfreulich textnah verfährt und in übersichtlicher Gliederung alle wichtigen Einzelthemen abhandelt (man vermißt allenfalls einen eigenen Abschnitt über die Stellung Hardenbergs zu Goethe, vor allem über die Beschäftigung mit *Wilhelm Meisters Lehrjahre*; auch hier hätte sich ein Vergleich mit Schlegel angeboten). So kann die Untersuchung durchaus als eine gelungene Einführung in die Dichtungs- und Geschichtskonzepte der Frühromantik und ihre Verwurzelung in den entsprechenden Debatten des 18. Jahrhunderts gelten.

Thomas Meißner (Würzburg)

Detlef Kremer (Hrsg.): *Die Prosa Ludwig Tiecks* (= *Münstersche Arbeiten zur Internationalen Literatur* 1). Bielefeld: Aisthesis Verlag, 2005. 196 S., € 19,80. ISBN 3-89528-486-6

Als Prosaautor ist Tieck zeit seines Lebens hervorgetreten, als Prosaautor hat er seine eindrucklichsten Erfolge gefeiert, während der Dramatiker und Lyriker Tieck weitgehend eine Erscheinung der romantischen Periode war und bei den Zeitgenossen wie in der späteren Forschungsliteratur nur nachrangige Aufmerksamkeit gefunden hat. Ein von Detlef Kremer herausgegebener Tagungsband, der auf ein Münsteraner Kolloquium zu Ehren des Tieckforschers Ernst Ribbat¹ und des 150. Todestages von Ludwig Tieck zurückgeht, verfolgt unter den verschiedensten methodischen Ansätzen wichtige Stationen dieser Prosa, von den frühen *Straußfedern*-Erzählungen bis zu Tiecks letztem Roman *Vittoria Accorombona*, nach.

Dem „pathognomischen Erzählen im Kontext der Erfahrungsseelenkunde“ widmet sich Claudia Stockinger anhand von Tiecks *Straußfedern*-Erzählungen, die sie entgegen mancher Tendenzen der neueren Forschung, die die aufklärungskritischen, ironischen, auf die Frühromantik vorausweisenden Züge dieser Erzählungen betonen, wieder stärker in einen spätaufklärerisch-erfahrungsseelenkundlichen Kontext verortet. Sie profiliert den sowohl thematisch-stofflich als auch hinsichtlich des anthropologischen Ansatzes gegebenen Zusammenhang mit dem spätaufklärerischen Erzählen, den sie erst mit Tiecks *Abraham Tonelli* gebrochen bzw. überschritten sieht, wo „die scheinbare Rationalisierung des Wunderbaren an die Stelle der Rationalisierung des scheinbar Wunderbaren“ (33f.) tritt. So einleuchtend dies auch im Detail ist, stellt sich doch die freilich nur schwer zu beantwortende Frage, wie ernst es dem jungen Tieck denn nun mit dieser Art von Erzählen war: Hat er das vorgegebene Muster treu erfüllt oder nicht eher parodierend-ironisch damit gespielt? Stockinger macht jedenfalls deutlich, daß die Herkunft Tiecks aus der Spätaufklärung und seine Auseinandersetzung mit Karl Philipp Moritz vor dem Hintergrund intensiver Forschungsbemühungen zur spätaufklärerischen Anthropologie noch einmal neu verhandelt werden muß.

1 Kaum einer der Beiträger unterläßt es, diesem seine Referenz zu erweisen, ohne jedoch die Frage zu stellen, inwieweit dessen sozialgeschichtlicher Ansatz – vgl. Ribbats grundlegende Arbeit: *Ludwig Tieck. Studien zur Konzeption und Praxis romantischer Poesie*, Kronberg/Ts.: Athenäum, 1978 – heute noch zu überzeugen vermag.

Uwe Japp untersucht „den Weg des Künstlers und die Vielfalt der Kunst“ in *Franz Sternbalds Wanderungen* und gewinnt diesem scheinbar oft untersuchten Thema trotz einer fast rein immanenten Lektüre fruchtbare Ergebnisse ab.² Er arbeitet sieben verschiedene Kunstbegriffe aus dem Roman heraus – die mimetische, religiöse, sinnliche, allegorische, autopoietische, subjektive und phantastische Kunst –, die dort diskutiert werden, die aber kaum auf einen Nenner zu bringen sind. Jeglicher einseitigen Interpretation – Konjunktur haben im Kontext frühromantischer Ästhetik v. a. die Aussagen zur allegorischen Kunst, die oft unüberlegt als Tiecks Standpunkt herausgestellt werden – ist somit entschieden die geradezu verwirrende Vielzahl an kunsttheoretischen Überlegungen entgegenzuhalten, deren beharrliche Durchdeklinierung man gerade als Stärke Tiecks bezeichnen könnte, die ihm im Falle normativer Festlegungen zweifellos abgeht.

Die doppelte Modernität der Romantik – eine „selbstreferente Verdichtung und semiotische Verrätselung des Textes“ sowie die „Konturierung einer psychologischen Modernität“ (55) – versucht Detlef Kremer in einer Engführung zu „psychosemiotischen Aspekten“ in Tiecks *Phantastus*-Märchen auszumachen, wobei sein prominentestes Paradigma der *Blonde Eckbert* ist, den er als „zentrales Archiv der romantischen Literatur“ (53) bezeichnet. Kremer begreift die psychoanalytischen Motive – Inzest, Kastration etc. – „als symbolische Spuren in einem ästhetischen Spiel“, die „übercodiert“ sind (56), sich mithin nicht restlos auflösen lassen, worin nicht zuletzt die stete Herausforderung dieser Texte besteht. Achim Hölder geht in seinen rezeptionsästhetischen wie Forschungsgeschichte³ konturierenden Ausführungen zum *Blonden Eck-*

- 2 Allerdings legt Japp keine Rechenschaft über die philologische Basis seiner Ausführungen ab, zitiert er doch den *Sternbald* unreflektiert nach der zweiten, nicht unwesentlich veränderten Fassung, die als Produkt der Ziebingen Jahre gelten muß (vgl. dazu auch vom Rez.: *Erinnerte Romantik. Ludwig Tiecks „Phantastus“*, Würzburg: Königshausen und Neumann, 2006, Kap. 2). Wenn er einen Lobpreis der Sinnlichkeit Raffaels (vgl. Ludwig Tieck, *Werke in vier Bänden*. Nach d. Text d. Schriften von 1828-1854; unter Berücks. d. Erstdrucke. Hrsg. sowie mit Anm. und einem Nachw. versehen von Marianne Thalmann. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgemeinschaft 1972, I, 840f.) – Gegenstand ist dessen Darstellung der Galatea in der Villa Farnesina – der „neukatholischen Sentimentalität“ des Klosterbruders entgegenstellt (45), so zeigt eine philologische Überprüfung, daß sich dieser Lobpreis erst in der zweiten Fassung findet (vgl. hingegen die zurückhaltendere, sich auf den Amor und Psyche-Zyklus beschränkende erste Fassung: Ludwig Tieck, *Franz Sternbalds Wanderungen. Studienausgabe*, hrsg. von Alfred Anger, Stuttgart: Reclam, 1988, 205f.) und somit ebenso einen geänderten Standpunkt Tiecks ausdrücken wie von seiner unmittelbaren Anschauung in Rom 1805/06 zeugen könnte.
- 3 Als Anhang gibt Hölder seinem Beitrag eine Bibliographie der Spezialstudien zum *Blonden Eckbert* bei (91-94), deren Nutzen sich freilich dadurch relativiert, daß sie keine monographischen Arbeiten verzeichnet. So sehr dies unter (arbeits-)ökonomischen Erwägungen verständlich ist, täuscht dies doch über Diskussionszusammenhänge hinweg, fehlen dadurch doch zentrale Forschungsbeiträge (die Arbeit von Jörg Bong [Ders., *Texttaumel. Poetologische Inversionen von „Spätaufklärung“ und „Frühromantik“ bei Ludwig Tieck*. [= *Frankfurter Beiträge zur Germanistik*

bert den Bedingungen dieser Unauflösbarkeit näher nach, indem er en détail fragt, wie der Text bestimmte Leseweisen erzeugt. Er sieht das Eigentümliche des Textes darin, „daß er eine Auflösung nicht erkennbar unmöglich macht, sondern *nur knapp* vereitelt, daß er nicht jede Entweder-Oder-Logik im Keim erstickt, sondern *subtil* an ihre Grenzen führt“ (90), und nennt ihn pointiert „eine Maschine zur Erzeugung logischer Proben“ (87).

Der sattsam bekannten Dichotomie von Alltäglichem und Wunderbarem im Werk Tiecks versucht Thomas Althaus einen neuen Aspekt abzugewinnen, indem er eine gleichsam systemimmanente Aporie behauptet. „Den Aufbau einer möglichst geschlossenen“ und „den Aufbau einer möglichst offenen Erfahrung“ sieht er als zwei große Projekte an, die das ausgehende 18. Jahrhundert an die Romantik weitergibt (100), die Tieck gattungsdifferent mit der Novelle bzw. dem Märchen füllt. In der literarischen Praxis arbeitet Tieck die Defizite beider Projekte heraus, die bei ihm stets aufeinander bezogen bleiben bzw. die sich stets nach dem anderen sehnen, ohne dabei einer befriedigenden Lösung zugeführt zu werden: „Die Öffnung des Geschlossenen führt zur Katastrophe und die Schließung des Offenen zu Monotonie“ (106). Althaus' Modell ist schön geeignet, den Dualismus der Tieckschen Texte – Christian im *Runenberg* etwa erscheint wahlweise als Wahnsinniger oder als Eingeweihter –, die fehlende Vermittlung zwischen beiden Sphären zu erklären, müßte seine Triftigkeit aber erst in der Untersuchung weiterer Texte Tiecks, v. a. seiner späteren Dresdner Novellen, die sich doch offensichtlich um eine im Frühwerk scheiternde Vermittlung bemühen, beweisen. Begriffsgeschichtlich bleibt zudem der Einwand, daß Tieck den Begriff der Novelle seinen Produktionen der Dresdner Zeit vorbehalten hat, weshalb es zumindest fragwürdig scheint, ob man für die Jahre um 1800 Novelle und Märchen als miteinander konkurrierenden Erzählsysteme im Werk Tiecks ansehen kann.

Als „Etüden über Plagiat und Fälschung“ liest Monika Schmitz-Emans Tiecks Novelle *Die Gemälde* und Jean Pauls Roman *Der Komet*. Sie arbeitet heraus, inwiefern in der Novelle nicht Kunst das Leben, sondern das Leben die Kunst nachahmt und stellt verschiedene kritisch-parodierende Bezugnahmen auf die *Herzensergießungen* heraus. Der alte Maler Eulenböck etwa, die zweifellos interessanteste Figur der Novelle, „imitiert den para-religiösen Diskurs der *Herzensergießungen*“ gerade da, „wo es um eine Rechtfertigung des Fälschens geht“ (126). In Verballhornung der Inspirationsästhetik der *Herzensergießungen* schildert er die Imitation der Werke und des Stils alter Meister als Inbegriff der Versenkung in die Kunst. Schließlich weist die Novelle zahlreiche Parallelen mit dem im gleichen Jahr erschienenen dritten Teil des *Komet*, mit der Lukasstädter Episode auf, treibt doch auch Jean Paul „ein hochkompliziertes Spiel mit der Differenz zwischen dem Echten und dem Falschen, dem Originalen und dem Kopierten“ (132), das weit über den kunsttheoretischen Rahmen hinausweist.

35], Heidelberg: Winter, 2000] etwa widmet dem *Blonden Eckbert* über hundert Seiten), während vergleichsweise marginale Publikationen verzeichnet werden.

„Das Repertoire der europäischen Komödientradition“ und „die anthropologische Grundannahme, daß der Mensch aus zahlreichen Widersprüchen gemischt ist, die sich aber um zwei Pole konzentrieren“ – „Vernunft und Exzentrik“, „Aufklärung und Romantik“ –, sind nach Michael Neumann die beiden Systeme, „aus deren Kombinationen die Figuren und Handlungen“ von Tiecks Dresdner Novellen erzeugt werden (149). Er spricht von einer „Anthropologie der Vermittlung“ (145) und geht verschiedenen Komödienmustern nach, bewegt sich aber auf sehr alten Argumentationsschienen, wenn er eine Anknüpfung Tiecks an seine aufklärerischen Anfänge betont und den Novellen ein „lehrhaftes Anliegen“ (148) unterstellt. Seine Charakterisierung des Novellenwerks als „märkische Comédie humaine“ (137) könnte indes zum Anlaß genommen werden, eine integrale Lektüre desselben zu versuchen, das, sollte diese überzeugen, allein ob seines Umfangs eines der anspruchsvollsten Parallelprojekte zu Balzacs literarischer Bestandsaufnahme seiner Zeit darstellen dürfte.

Martina Wagner-Egelhaaf schließlich geht dem „Verhältnis von Gesetz, Geschlecht und Gedicht“ in Tiecks *Vittoria Accorombona* nach, indem sie die Vaterlosigkeit der Titelheldin als Symbol und Auslöser gesetzloser bzw. anarchischer Verhältnisse deutet, die geradezu notwendig Verschiebungen der Geschlechterpositionen nach sich zieht. Der nachlassenden Bindungskraft staatlicher Gesetze entspricht die Auflösung fester Geschlechterdistinktionen, die sich v. a. in durchweg problematischen Männerfiguren zeigt. Prinzipiell seien Männlichkeit und Weiblichkeit durch ein je unterschiedliches Verhältnis zum Gesetz bestimmt: „Wahre‘ Männlichkeit konstituiert sich im Gesetzesbruch, während ‚ächte Weiblichkeit‘ auf das Gesetz, in dem sie jedoch nicht aufgeht, verwiesen bleibt“ (165), und dem entsprechen im Roman nur Bracciano und Vittoria, die Tieck als nahezu androgyn gedachtes, einander ebenbürtiges hohes Paar (166) auftreten läßt. Ihre Sonderstellung bekommt Vittoria freilich schlecht: „In der eine Vergewaltigung nachstellenden Ermordung Vittorias wird die Geschlechterordnung, über die sich Vittoria hatte erheben wollen, auf brutale Art wieder hergestellt“ (170).

Jochen Strobels abschließender Beitrag zu Karl von Holtei und den *Briefen an Ludwig Tieck* (4 Bde., 1864) fällt etwas aus dem Rahmen der interpretatorischen Textlektüren, gibt aber nähere Aufschlüsse über ein rezeptionsgeschichtlich einflußreiches editorisches Projekt im Gefolge von Tiecks Tod. Holteis unkommentierte, alphabetisch geordnete Briefausgabe vertritt mit ihrer Präsentation größtenteils kontextloser Einzelbriefe nach Strobel ein älteres Prinzip des bloßen Sammelns (von Autographen), das einem zu dieser Zeit aufkommenden historisch-philologischen Interesse in keiner Weise standhalten konnte. Statt zur Rekanonisierung Tiecks beizutragen, bestätigt Holteis „Porträt-Album“ Tiecks „sich vollziehende Eliminierung aus dem Lesekanon“ (190), während seine Edition heute in vielen Fällen die einzige Überlieferungsquelle darstellt, deren Verlässlichkeit indes ganz von seiner editorischen Willkür abhängt.

Die Stärke des Bandes liegt weniger in sensationell neuen Einzelbefunden, sondern eher im durchgehend hohen Reflexionsniveau und der Einbeziehung

des „ganzen Tieck“. Die selbst unter Germanisten noch immer wenig bekannten Dresdner Werke, so zeigt sich, halten einer anspruchsvollen Lektüre nicht weniger stand als Tiecks berühmte Kunstmärchen, um deren künftige Exegese man sich nach der Lektüre des Bandes keine Sorgen machen muß, ist ihnen doch eine interpretatorische Lösungen provozierende, aber eindeutige Antworten zugleich vereitelnde Struktur per se inhärent. Etwas kurz kommen Kontextualisierungen und Vergleichslektüren, denen sich, wie der Beitrag von Schmitz-Emans zeigt, durchaus noch überraschende Aspekte abgewinnen lassen. Daß auch der junge Tieck, jenseits des von der Forschung favorisierten *William Lovell*, breitere Aufmerksamkeit verdient, sei der Romantik- wie der Spätaufklärungsforschung nachdrücklich mitgegeben.

Birgit Rehme-Iffert (Tübingen/ Leipzig)

Sarah Schmidt: *Die Konstruktion des Endlichen: Schleiermachers Philosophie der Wechselwirkung*. Berlin: de Gruyter, 2005. 422 S., € 98,-. ISBN 3-11-018343-9.

Sarah Schmidt zieht in ihrer 2005 bei de Gruyter erschienenen Dissertation einen systematischen Faden durch verschiedene von Schleiermacher behandelte wissenschaftliche Sachgebiete anhand des Leitmotivs der „Wechselwirkung“.

Dabei verfolgt die Autorin die Disziplinen Dialektik (theoretische Philosophie), Hermeneutik und Ethik, wobei sie auch die Psychologie und den Bezug zu kunstphilosophischen Perspektiven thematisiert und die Disziplinen übergreifende Funktion des Kritik-Gedankens betont.

Hierbei zeigt Schmidt deutlich ihre Sympathie für das Schleiermachersche Argumentieren aus der Perspektive des Endlichen heraus und macht dies zu ihrer Interpretationshypothese.

Konstruktiv und zu Recht sieht sie in der Wechselwirkung die Grundoperation des Schleiermacherschen, enzyklopädisch motivierten Denkens und deckt auf, inwiefern dies einen nachvollziehbaren, fruchtbaren und über historische Grenzen hinweg zu bedenkenden intellektuellen Entwurf darstellt – nicht zuletzt deswegen, weil Schleiermacher sich weder im rein transzendenten Spekulieren noch in relativistischer Beliebigkeit verliert.

Bei ihrer argumentativ gründlichen und systematisch umfassenden Rekonstruktion der Schleiermacherschen Grundoperation der Wechselwirkung in seinen Frühschriften, der Dialektik, Hermeneutik und Ethik macht sie den jeweiligen Grundgedanken stark, weist aber auch auf konzeptionelle Lücken und Ungereimtheiten hin.

Als zentrale, auch für die aktuelle Diskussionslage relevante Begriffe arbeitet Schmidt die Aufeinanderverwiesenheit der Hermeneutik und Kritik in ihrer interdisziplinären Wechselwirkung als ein notwendiges, in allen wissenschaftlichen Disziplinen zu berücksichtigendes Sich-Ergänzen sowohl der historischen als auch der normativen Perspektive heraus und zeigt, inwiefern dies für die aktuelle Interdisziplinaritätsdebatte einen attraktiven Entwurf darstellen kann. Denn einerseits kann das mögliche Verstehen des Gewordenen niemals ohne normative Vorgaben vonstatten gehen, andererseits aber wird kein überzeugendes Entwickeln und Vertreten von für die lebenspraktische wie intellektuelle Orientierung unentbehrlichen Normen ohne ein Bewußtsein des Kontingenten und relativ Bedingten plausibel sein.

Die Autorin thematisiert die Wechselwirkung von Einheit und Differenz, Endlichem und Unendlichem, Spekulativem und Empirie, begrifflichen Voraussetzungen und immanenter Methodik, konkretem Lebensentwurf und Theorie, Handeln und Erkennen, Individuum und Gemeinschaft als einen zentralen Ausgangspunkt Schleiermachers, ohne den das Streben nach Wissen und Objektivität und ein gelungenes Zusammenleben nicht sinnvoll anvisiert werden können.

Sarah Schmidt geht durchaus ins Detail, ohne daß man den Eindruck gewönne, ihre Urteile und Darstellungen seien trotz einer übergreifenden Perspektive nicht fundiert.

Aus den Ausführungen läßt sich Eigenständigkeit im Umgang sowohl mit dem spekulativen Niveau als auch dem umfassenden Anspruch Schleiermachers erkennen.

Die Autorin erweist sich damit als kenntnis- und ideenreich und die Lektüre als anregend und informativ.

Sie zeigt in ihrer Darstellung zudem Erklärkunst, denn sie bleibt trotz der großen Komplexität der behandelten Gedankengänge und Sachgebiete verständlich, klar und souverän, so daß man trotz der angesprochenen Materialmasse den Überblick behält, weil stets auf das zugrunde liegende Konzept verwiesen und es nicht aus den Augen verloren wird.

Schmidt stellt nicht nur die Grundoperation der Schleiermacherschen Wechselwirkung anhand der verschiedenen Disziplinen überzeugend vor, sondern macht auch Vorschläge zur interdisziplinären Verbindung von Ansätzen bei Schleiermacher selbst und für eine Übertragung auf eine mögliche heutige Auffassung von Wissenschaft als Kritik und Hermeneutik der Kultur. Übersichtlich werden die Darstellungen zudem durch Schaubilder.

Sie spannt einen systematischen und historischen Bogen, der Schleiermachers (und seines Freundes Friedrich Schlegels) enzyklopädischen Ansatz ernst nimmt und fruchtbar zu machen vermag.

Aufschlußreich vergleicht sie die Lesarten des „Wechselerweises“ bei Friedrich Schlegel mit dem Wechselwirkungs-Konzept Schleiermachers und verfolgt die Entwicklung der Hermeneutik bei beiden Autoren nach.

Hervorzuheben ist der gelungene Versuch, Schleiermachers Wechselwirkungs-Denken auf die wissenschaftstheoretische Diskussion zu übertragen und damit zu zeigen, daß ein Denker des 19. Jahrhunderts wesentliche, für Geistes- wie Naturwissenschaften zu bedenkende Konzepte bereithält.

Stellenweise erscheint die konsequente Hervorhebung des endlichen, empirischen und immanenten Aspekts überbetont. Eine solche Lesart Schleiermachers ist legitim, zeigt seine Modernität und kann auch belegt werden, da sie einen wichtigen Grundzug seines Denkens ausmacht. Der andere Grundzug ist jedoch durchaus spekulativ, ontologisch und metaphysisch. Beide Seiten konsequent zusammengekommen machen den Reiz seines Philosophierens aus: Ein Endliches kann nur in Bezug auf ein Unendliches als ein solches verstanden, ein Absolutes wiederum nur vom Bedingten aus überhaupt auch nur thematisiert werden.

Insgesamt wird Schleiermacher als ein profunder, lebensnaher und ganzheitlicher Philosoph gewürdigt, dessen zeitübergreifendes, anspruchsvolles innovatives Potential zu Unrecht wenig erschlossen, ja unterbelichtet ist.

Jedem oder jeder, der oder die etwas über Schleiermachers Denken und seinen Beitrag zur aktuellen Interdisziplinaritätsdebatte lernen will, sei dieses Buch wärmstens empfohlen.

Jörn Steigerwald (Bochum)

Joseph Vogl: *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*. Zweite, durchgesehene und korrigierte Auflage. Zürich/Berlin: diaphanes, 2004. 393 S., € 25,-. ISBN 3-935300-46-8

Was vor über einem Jahrzehnt aus der expliziten Beschäftigung mit dem Denken Michel Foucaults heraus begann, nahm zunächst 2002 und dann nochmals 2004 umfangreiche Gestalt an, bevor es als neues Forschungsfeld, wenn nicht gar – wenn man manchen Rezensenten und Nachfolgern glauben mag – als neues Forschungsparadigma die Kulturwissenschaften prägte und wohl auch noch weiterhin prägen mag: die Poetologien des Wissens.¹ So lautet Joseph Vogls prägnanter und zugleich anspruchsvoller Titel für ein umfassendes Forschungsprogramm, das er erstmals im Rahmen eines von ihm herausgegebenen Sammelbandes² konturierte und nun mit der zu rezensierenden Arbeit paradigmatisch konfiguriert.

Bemerkenswerterweise ist die Grundthese der ‚Poetologie des Wissens‘ klar und einfach formuliert, auch wenn sie in der Umsetzung bzw. Anwendung ein Höchstmaß an Präzision und eine wahrhaft humanistische Bildung erfordert. Ihren Ausgangspunkt nimmt das Projekt von der seit Foucaults Ausführungen zur Diskursproduktion bekannten Überlegung, dass Diskurse nicht nur den Zugang zu dem sowie die Teilhabe an dem in ihnen gebundenen Wissen reglementieren, sondern allererst das von ihnen regulierte Wissen produzieren. Die ‚Poetologie des Wissens‘ konzentriert sich dem entsprechend weniger auf das Wissen und mehr auf die Poetologie, d. h. die Formen der Produktion von Wissen.³ Dabei baut Vogl auf den Foucaultschen Analy-

1 Siehe Joseph Vogl, „Mimesis und Verdacht. Skizze zu einer Poetologie des Wissens nach Foucault.“ In: François Ewald/Bernhard Waldenfels (Hrsg.): *Spiele der Wahrheit. Das Denken Michel Foucaults*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1991, 193-204.

2 *Poetologien des Wissens um 1800*. Hrsg. v. Joseph Vogl. München: Fink, 1999.

3 So formuliert Vogl stringent sein Programm einer ‚Poetologie des Wissens‘: „In diesen Operationen [i. e. der Ausbildung von Darstellungsoptionen] ließe sich die poetologische Kraft einer Wissensform erkennen, die nicht vom Erkenntniswillen, nicht von der Art und Weise zu trennen ist, wie sie ihren eigenen Objektbereich sondiert, fasst und systematisiert. Dies verlangt eine Art nominalistischer Kritik der Geschichte, die das Beharrungsvermögen von Ausdrücken und Themen nicht mit begrifflichen und sachlichen Kontinuitäten verwechselt; zugleich aber eine Zugangsweise, die man eine ‚Poetologie des Wissens‘ nennen könnte, eine Perspektive, die sich für die Verfahren und Regeln interessiert, nach denen sich ein historischer Diskurszusammenhang ausbildet und abschließt und seine interne Ordnung

sen der epistemischen Ordnung von Wissen auf, die an die Stelle teleologischer oder evolutionistischer Ausdifferenzierungen des Wissens eine diskontinuierliche Abfolge von Wissenssystemen setzt, die auf je eigene Weise konstituiert ist und folglich je eigene Prozeduren der Wissensproduktion und -verwaltung ausbilden. Von besonderer Bedeutung ist dabei die Frage, wie das jeweilige Wissen organisiert wird, und d. h. vor allem, welche Wissenstechnologien angewandt wurden bzw. werden, um das Wissen sagbar und damit auch verwaltbar zu machen.

Gegenüber der Foucaultschen Archäologie des Wissens bedenkt die Poetologie des Wissens zudem ein Moment zentral, das insbesondere für den Literaturwissenschaftler von grundlegender Bedeutung ist: den Status der Literatur bei der Herstellung und Darstellung von Wissen.⁴ Die Poetologie des Wissens darf folglich nicht als eine ‚Flucht vor dem Text‘ missverstanden oder auf eine Kontextwissenschaft reduziert werden, die dem Kontext letztlich eine größere Beachtung schenken als dem eigentlichen Text. Vielmehr verhandelt diese Poetologie die je eigenen, d. h. diskursiven und fiktionalen Darstellungen des Wissens, ohne sie als Widerspiegelung des einen im anderen oder vice versa zu betrachten. Genauso steht jede Form der Einflussforschung außerhalb ihres Blickwinkels, da die Grundannahme darin besteht, dass Literatur und Wissenschaften gerade dadurch zusammenkommen, dass sie gleichzeitig die Herausarbeitung und Darstellung von Wissen betreiben, ohne jedoch das identische Wissen zu produzieren. Im Mittelpunkt der Lektüren stehen dieser Vorgabe folgend diejenigen Modelle und Technologien des Wissens, die ein bestimmtes Feld konturieren bzw. ein spezifisches Subjekt konstituieren.

Auch wenn die ‚Poetologie des Wissens‘ einen Kollektivsingular bezeichnet, so muss jede Lektüre sich auf ein Beispiel konzentrieren, um die Evidenz des Modells durch diejenige des Beispiels hervorzubringen. In diesem Sinne erarbeitet Joseph Vogl die Vorgeschichte des heute wohl paradigmatischen Subjektmodells, des ökonomischen Menschen. Genauer: Er rekonstruiert die Poetik des ökonomischen Menschen, indem er die Darstellung des Menschen als ökonomisches Subjekt zwischen dem Ende des 17. und dem Beginn des 19. Jahrhunderts verfolgt und dabei die Poetiken der ökonomischen Menschen, die auf der Matrix des ‚oikos‘, der ‚politischen Ökonomie‘ und der

stabilisiert. ‚Poetologie‘ wäre dabei als eine Lehre von der Verfertigung der Wissensformen zu verstehen, als Lehre von ihren Genres und Darstellungsmitteln, die den Gattungsbegriff morphologisch ausweitet und etwa noch in einem statistischen Diagramm, in einer Karte, in einer Aufzählung, in einer Kurve bestimmte Regelsysteme für die Organisation von Wissensfeldern erkennt.“ (13)

- 4 Insbesondere Rainer Warning hat auf das problematische Verhältnis von Wissensordnung und Ordnung des Fiktiven, das aus einer allzu dogmatischen Hinwendung zu Foucault entstehen kann, hingewiesen und unter Rekurs auf Foucaults Konzept des ‚contre-discours‘ ein – in romanistischen Kreisen – äußerst erfolgreiches Modell des ‚Umgangs mit Foucault‘ entwickelt. Siehe: Rainer Warning, „Poetische Konterdiskursivität. Zum literaturwissenschaftlichen Umgang mit Foucault.“ In: ders., *Die Phantasie der Realisten*, München: Fink, 1999, 313-345.

„Nationalökonomie“ auf je eigene Weise produziert werden, sowie deren Darstellungen liest. Analysiert werden gleichermaßen die Fiktionen der jeweiligen Ökonomien, wie etwa die Robinsonaden der politischen Ökonomie als auch die ökonomischen Verfahren der literarischen Darstellungen, etwa der Ringhandel in Lessings *Minna von Barnhelm* oder die politische Utopie in Wielands *Geschichte des Agathon*. Die Beschränkung der Untersuchung auf den Zeitraum zwischen 1650 und 1830 erlaubt es folglich, drei nacheinander emergierende Modelle des ökonomischen Menschen zu erfassen, sie führt indes aber auch dazu, dass eine Fortführung dieser ökonomischen Poetik in die klassische Moderne oder gar bis in die Gegenwart unterbleibt. Das „national-ökonomische“ Subjekt wird nur zum Zeitpunkt seiner Geburt in den Blick genommen, jedoch nicht sein Leben lang begleitet oder gar sein Tod im Zeichen der Entstehung eines möglichen globalökonomischen Subjekts statuiert. Gleichwohl wird aus der Perspektive der Poetiken des ökonomischen Menschen deutlich, dass die Epochenschwelle um 1800 in mehrfacher Weise perspektiviert werden kann: Erstens als Moment des Aufgehens tradiert Modelle in neuen Konfigurationen, wodurch das Tradierte letztlich aufgehoben wird. Zweitens als Moment des Übergangs, an dem Modelle kurzzeitig emergieren, die symptomatisch auf die veränderte Sozialumwelt reagieren, um dann durch das neue paradigmatische Modell abgelöst zu werden. Drittens als Moment der Inauguration eines neuen Modells, das als soziale und fiktionale Emergenz gefasst werden kann, das auf keine vorausgehende Tradition aufbaut, sondern diese vielmehr verabschiedet.

Die Arbeit selbst ist in ein Vorwort und fünf Kapitel untergliedert, wobei das Vorwort zunächst dazu dient, die problematische Konfiguration des ökonomischen Menschen als Diskursprodukt herauszupräparieren, um darauf aufbauend das Modell der Poetologie des Wissens im Allgemeinen und die Korrelation von Wissen und Literatur im Besonderen zu beleuchten. Das erste Kapitel zu *Die Körper der Politik* entwickelt die historische Folie, vor der die Herausbildung des Ökonomischen Ende des 17. und im 18. Jahrhundert geschieht. Dazu wendet sich Vogl drei Modellen des Politischen exemplarisch zu, die sich in den „zwei Körpern des Staates“, wie er in Anlehnung an Kantrowicz formuliert, ausprägen. Zunächst stellt er die Beschreibungen des Staates als Theater bzw. als Schaubühne vor, um die Funktion der Person und des Stellvertreters eingehend zu beschreiben. Darauf aufbauend betrachtet er die impliziten und expliziten Steuerungsmechanismen der politischen Physik, die in Adam Smiths Denkfigur der „invisible hand“ ihre wohl prominenteste – und insbesondere für die gothic novel auch wirkmächtigste – Wissenstechnologie fand. Zum Abschluss kommt das erste, einführende Kapitel mit einer Skizze des Ökonomischen im Zeitalter der Aufklärung, in der insbesondere das Modell der politischen Ökonomie konturiert sowie den Darstellungs- und Steuerungsverfahren dieses Wissens Augenmerk geschenkt wird.

Das zweite Kapitel trägt den schönen Titel *Gefühlslagen* und fokussiert einerseits die ökonomische Steuerung von (Waren-)Tausch und andererseits die empfindsame Regulierung von Gefühlen, die zusammen die Grundlage bilden für eine Kultur der Empfindsamkeit, die sowohl emotional als auch sozial,

wenn nicht gar gouvernemental geregelt ist.⁵ Auch hier bildet erneut Adam Smith mit seinem Modell der ‚Sympathie‘ den Referenzpunkt, von dem aus die ‚zarten Bande‘ – so der Überschrift des ersten Abschnitts – in der ökonomischen Theorie und der Literatur – vorgestellt an Lillos *The London Merchant* – präsentiert werden. Der zweite Abschnitt, der mit *Tausch der Symbole* überschrieben ist, widmet sich komplementär zum ersten Abschnitt Lessings *Minna von Barnhelm* und destilliert den zugrunde liegenden Geldcode sowie die polit-ökonomische Dimension der Komödie heraus. In diesem Abschnitt zeigt Vogl präzise, wie die Mitleidspoetik des Dramas und der Geldverkehr der Zeit nicht nur im Stück interagieren, sondern geradezu miteinander in Verhandlung treten, um das problematische Subjekt der politischen Ökonomie vor Augen zu stellen.

Das dritte Kapitel, *System der Begebenheiten* betitelt, führt in die Diskussion um die Möglichkeit realer, fingierter und fiktionaler Welten ein, die insbesondere im Anschluss an Leibniz' Monadologie die philosophische und literarische, aber auch die ökonomische Theoriebildung um und nach 1700 bestimmt.⁶ Steht im ersten Abschnitt die Konzeption der ‚möglichen Welt‘ im Mittelpunkt der Rekonstruktion, so konzentriert sich im zweiten Abschnitt die ‚narrative Ökonomie‘ auf exemplarische Analysen fiktional geronnener Ökonomie im Roman bzw. genauer: auf die Darstellung der Poetik des ökonomischen Menschen im Roman – vorzugsweise – der Aufklärung. Gerade in diesem Abschnitt wird indes auch die Komplementarität zur Studie von Rüdiger Campe, *Spiel der Wahrscheinlichkeit*, deutlich, da beide, Vogl und Campe, nicht nur weitgehend dieselben Texte untersuchen, sondern sich auch an einem ähnlich gelagerten Problem abarbeiten: der Herstellung und Darstellung von Wissen.⁷ Bemerkenswert ist zudem die implizite Komplementarität zwischen beiden Lektüren. Erarbeitet Campe die jeweils vorgelegten Strukturen und Modelle der in den Romanen produzierten Wahrscheinlichkeit, untersucht Vogl die ökonomischen Regulierungssysteme, die diese Wahrscheinlichkeit als Ausweis ihres Realismus, d. h. ihrer wahrheitsgemäßen, da wahrscheinlichen Wirklichkeitsdarstellung anführen. In der Verbindung beider Lektüren erhält der Leser das epistemisch gebundene Tableau der Darstellungen von Wissen, die die Aufklärungszeit paradigmatisch konfigurieren.

Das vierte Kapitel beschreibt *Das Leben der Ökonomie* vom Ende des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts und bereitet zugleich den Übergang zum 19. Jahrhundert vor. Dabei erarbeitet Vogl nicht nur die Poetik der politischen

5 Joseph Vogl bezieht sich hierfür insbesondere auf das im Rahmen von Michel Foucaults Collège-Vorlesungen entstandene Konzept der Gouvernementalität. Siehe beispielhaft Michel Foucault, *Geschichte der Gouvernementalität*. 2 Bde. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 2006.

6 Vogl bezieht sich hierfür besonders auf die Studie von Werner Frick: *Providenz und Kontingenz: Untersuchungen zur Schicksalssemantik im deutschen und europäischen Roman des 17. und 18. Jahrhunderts*. (Hermea. Neue Folge 55). Tübingen: Niemeyer, 1988.

7 Siehe Rüdiger Campe: *Spiel der Wahrscheinlichkeit. Literatur und Berechnung zwischen Pascal und Kleist*. Göttingen: Wallstein, 2002.

Ökonomie, sondern grenzt diese sowohl gegenüber dem alteuropäischen Modell der ‚Oikonomik‘ als auch gegenüber der späteren Poetik der Nationalökonomie ab. Diese doppelte Abgrenzung verdeutlicht, inwieweit gerade nicht von einer evolutionären Herausbildung der ‚modernen‘ Ökonomie aus der antiken Oikonomik gesprochen werden kann, sondern die jeweilige Wissenskonfiguration als epistemisch je eigene Poetik des Wissens gefasst werden muss. Beruht die Oikonomik auf einem Modell der Autarkie, so geht die politische Ökonomie von einer notwendigen Regulierung des Überflusses aus, die das Inzitantum allen Tausches bildet. Die spätere Nationalökonomie nimmt hingegen ihren konzeptionellen Anfang im Fehlen von Gütern, das allererst die Subjekte dazu bewegt, durch Arbeit den Mangel an Gütern oder Geld auszugleichen. Ähnlich verhält es sich mit den Relationen zwischen Geld und zugrunde gelegtem Wert, die in den drei Poetiken der Ökonomie auf je eigene Weise ausgeprägt sind. Besonderes Interesse können dabei die Ausführungen zur ‚Regulierung‘ beanspruchen, die Vogl unter Bezugnahme auf Canguilhem⁸ klassische Studie vorlegt und in denen er nachverfolgt, in welcher unterschiedlichen Diskursen – von der Anthropologie über die Ökonomie bis hin zur Physiologie – die Regulation das Denkmodell der Zeit bildet, das aller Darstellung positiven Wissens vorausgeht und dieses zugleich allererst hervorbringt.

Das fünfte und letzte Kapitel ist schließlich dem *Ökonomischen Menschen* gewidmet und stellt den neuen, arbeitenden, begehrenden und sich verzehrenden Menschen anhand zweier geradezu monumentaler literarischer Werke vor: Goethes *Wahlverwandtschaften* und *Faust II*. Beide Lektüren stellen wohl den Höhepunkt der vorgelegten Poetiken des ökonomischen Menschen dar, indem sie einerseits anhand der *Wahlverwandtschaften* die Auflösung der Regulierungsmechanismen der politischen Ökonomie vorstellen, die durch die Verzeitlichung der Ereignisstrukturen und des Wissens sowie die Einführung von Mangel und den daraus resultierenden Begehrenstrukturen produziert wird. Andererseits präsentieren sie den ‚Wissensqualm‘ des *Faust II* als neue Konfiguration des Wissens, indem sie mit den Figuren des Souveräns und den zwei Körpern des Staates schließen, die im einleitenden Kapitel konstituiert wurden, um sie im letzten Kapitel geradezu sinnbildlich verbrennen zu lassen. Die Prozesse des Begehrens und Erarbeitens werden nicht einfach am zeitgenössischen Paradigma der chemischen Verbrennung ausgerichtet, sondern als Allegorie der ökonomischen Allegorie gelesen, die zugleich die Ökonomie instituiert und vorantreibt.⁹ Der *Faust des Faust II* präsentiert sich folglich als ökonomischer Mensch im Zeichen der Nationalökonomie und

8 Siehe Georges Canguilhem: „La formation du concept de régulation biologique au XVIII^e et XIX^e siècle.“ In: ders., *Idéologie et rationalité dans l'histoire des sciences de la vie*. Paris: Vrin, 1981, 81-99.

9 Vogl liest *Faust II* folglich als Metaphora dis/continua. Siehe dazu Anselm Haverkamp: „Metaphora dis/continua: Base Respects of Thrift But None of Love.“ In: ders. (Hrsg.), *Die paradoxe Metapher*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1998, 358-372.

führt zugleich als Textur vor Augen, wie die Ökonomie als Poetik zwischen Literalsinn und allegorischem Sinn zu oszillieren vermag.

Eine Lektüre von Joseph Vogls Habilitationsschrift *Kalkül und Leidenschaft* erlaubt indes nicht nur die Zusammenfassung des Vorgelegten, sondern ermöglicht es auch, ein Feld zu sondieren, das in den letzten Jahren von der poststrukturalistisch geprägten Forschung umfänglich bearbeitet wurde. Gerade die explizite wie implizite Verweisstruktur auf gleich oder ähnlich gearbete Studien erfordern es geradezu, eine Zwischenbilanz der Forschungen um 1800 zu erstellen. Geht man von den großen Studien von Inka Mülder-Bach, Albrecht Koschorke, Rüdiger Campe und Joseph Vogl zur Sattelzeit aus, dann lassen sich einerseits weitgehende Kohärenzen, andererseits aber auch grundlegende Unterschiede ausmachen, die für die weitere Forschung anregend sein können.¹⁰ Sie alle eint, dass sie die Zeit um 1800 als Zeitraum eines grundlegenden Wechsels (der Episteme, der Wissensordnungen etc.) ansehen, auch wenn sie unterschiedliche Schlüsse daraus ziehen. Inka Mülder-Bach zeigt in ihrer Studie zur ‚Darstellung‘, wie dieses Konzept um 1750 erstmals auftaucht, dann ein spezifisches ästhetisches und poetisches Feld besetzt, bevor es nach 1800 derart ubiquitär wird, dass es nicht nur seine Konturen verliert, sondern sich geradezu auflöst. Von ihrer Untersuchung aus kann folglich keineswegs der Beginn des Epistemenwechsels als eindeutiger Beginn des Neuen gefasst werden, vielmehr emergieren Phänomene, die kurzzeitig die Wissensordnungen bestimmen, bevor sie nach 1800 verabschiedet werden. Präziser heißt das, dass nicht nur der Zeit um 1750, sondern auch – und möglicherweise vor allem – der Zeit ab 1815 Aufmerksamkeit geschenkt werden muss, um den Epistemenwechsel in seiner zweifachen Absetzung deutlich zu konturieren. Ähnlich argumentieren in dieser Hinsicht Rüdiger Campe und Joseph Vogl, die beide auf die Differenzqualitäten, auf die Diskontinuitäten der Wissensordnungen abheben. In Ergänzung zu Mülder-Bachs Studie zum historischen Konzept der ‚Darstellung‘ fokussieren sie indes die ‚Geschichte der Darstellung von Wissens‘ (Campe) und die ‚Poetologie, d. h. die historischen Herstellungs- und Darstellungsoptionen des Wissens‘ (Vogl), das sie anhand von Paradigmen, die am Übergang von Literatur und Wissen stehen, herausarbeiten. Im Gegensatz dazu legt Albrecht Koschorke eine evolutionäre Lektüre vor, die den Wechsel vom humoralen Leib zum nervösen Körper beschreibt. Die Differenzen liegen demnach allein zwischen Anfangs- und Endprodukt, jedoch nicht notwendigerweise auch in den Zwischenprodukten. Insbesondere Joseph Vogls Rekonstruktion der Poetiken des ökonomischen Menschen weisen indes darauf hin, dass die Ausdifferenzierung der Wissensordnungen und insbesondere die Ausbildung autopoietischer Systeme selbst

10 Siehe neben Vogls *Kalkül und Leidenschaft* Inka Mülder-Bach: *Im Zeichen Pygmalions. Das Modell der Statue und die Entdeckung der „Darstellung“ im 18. Jahrhundert*, München: Fink, 1998; Albrecht Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr: Mediologie des 18. Jahrhunderts*, München: Fink, 1999; Rüdiger Campe: *Spiel der Wahrscheinlichkeit. Literatur und Berechnung zwischen Pascal und Kleist*, Göttingen: Wallstein, 2002.

ein historisches Produkt ist, das keineswegs logisch aus dem Tradierten hervorgeht, sondern vielmehr emergiert. Darüber hinaus verweisen die Studien von Rüdiger Campe und Joseph Vogl auf zwei weitere Problemstellen in der Rekonstruktion der Epochenschwelle um 1800. Die erste besteht darin, dass bereits eine solche Epochenschwelle um 1700 anzusiedeln ist, wie Vogl etwa am Übergang von der alteuropäischen Oikonomik zur politischen Ökonomie der Aufklärung augenfällig herausarbeitet, die jedoch noch weitgehend unterbelichtet ist.¹¹ Die zweite besteht darin, dass systematisch zwischen Epistemenwechsel (Foucault) und wissenschaftlichem Paradigmenwechsel (Kuhn) zu unterscheiden ist, die nicht immer koinzidieren müssen, sondern auch kontiguieren können. Dies nimmt den apostrophierten Höhe- und Wendepunkten der Literatur- und Wissensgeschichte keineswegs ihre Dignität, erlaubt aber eine präzisere Klärung der Wissensordnungen, so dass nicht nominell Identisches mit substantiell Getrenntem vermischt wird.

Joseph Vogls Konzept der Poetologie des Wissens sowie seine Lektüre der Poetiken des ökonomischen Wissens können hierfür eine ebenso luzide wie anregende Hinführung bilden, indem sie Präzision der Argumentation mit Sachkenntnis und vorbildlicher Askese in der Darstellung verbinden. Die in jeder Hinsicht lesenswerte Studie regt zu weiterem Nachdenken an und reguliert auf sinnfällige Weise die Präsentation von Wissensordnungen, indem sie diese an eine einfache und klare These anbindet, die zu jeder Zeit deutlich den Fokus der Studie und den Ort der Argumentation benennt.

¹¹ Die Zeit um 1700 ist nach wie vor in der germanistischen Forschung ein weitgehend blinder Fleck, auch wenn gerade diese Schwelle – wie die genannten Arbeiten zeigen – eine grundlegende Neuorientierung von Literatur, Kultur und Gesellschaft hervorbringt. Verwiesen sei daher nur auf die methodisch anders gelagerte Untersuchung von Friedrich Vollhardt: *Selbstliebe und Geselligkeit: Untersuchungen zum Verhältnis von naturrechtlichem Denken und moraldidaktischer Literatur im 17. und 18. Jahrhundert.*, Tübingen: Niemeyer, 2001, sowie auf den zuletzt erschienenen, im Duktus tendenziell polemischen, von der Sache her aber vollkommen adäquat argumentierenden Aufsatz von Olaf Simons: „Kulturelle Orientierung um 1700. Linien einer bislang nicht geschriebenen Literaturgeschichte.“ In: *Scientia Poetica* 9 (2005), 39-71.

Jörn Steigerwald (Bochum)

Erich Kleinschmidt: *Die Entdeckung der Intensität. Geschichte einer Denkfigur im 18. Jahrhundert*. Göttingen: Wallstein, 2004.
160 S., € 19,-. ISBN 3-89244-811-6

Der Umfang des schmalen Bändchens, das Erich Kleinschmidt der Entdeckung der ‚Intensität‘ im Zeitalter der Aufklärung widmet, mag einen unvorsichtigen Leser veranlassen, das Buch in die Reihe derjenigen Studien zu stellen, die sich mit einem mehr oder weniger beliebigen Thema innerhalb eines bereits sehr gut erforschten Gebietes beschäftigen. Ein solcher Eindruck mag sich zwar bei der Betrachtung des Buches einstellen, nach der Lektüre wird er jedoch grundlegend revidiert sein. Kleinschmidt legt mit dieser Studie nicht nur die Geschichte einer Denkfigur im 18. Jahrhundert vor, sondern bearbeitet erstmals ein umfangreiches und bedeutsames Wissensfeld, das am Schnittpunkt divergierender Diskurse liegt, indem er Ideen- und Begriffsgeschichte zusammenführt. Man kann wohl ohne Übertreibung sagen, dass Kleinschmidt mit dieser Untersuchung nicht nur eine gelungene, sondern auch eine notwendige Studie vorlegt, die in konzentrierter Form in die Denksysteme der Aufklärungszeit einführt und sie quasi en miniature herauspräpariert.

Eingeteilt ist das Buch in sieben Abschnitte, die die diskursive Ausfaltung der Intensität im Laufe des 18. Jahrhunderts verfolgen und dabei die allmähliche Durchdringung einer Vielzahl von Diskursen bis 1800 reflektieren. Nach dem einleitenden Prospekt, in dem die Fragestellung der Studie sowie die historische Konstellation der Intensität um 1700 vorgestellt wird, wird zunächst einmal eine begriffsgeschichtliche Untersuchung geboten, um die Intensität in ihrem funktionalen Kontext zu verorten. Darauf aufbauend präsentiert Kleinschmidt die Theorieräume, in denen die Intensität verhandelt wurde, wobei er dem ‚Empfindungsraum‘ aufgrund seiner herausgehobenen Bedeutung einen eigenen Abschnitt widmet. Die beiden nachfolgenden Abschnitte behandeln zunächst die ‚kulturpoetischen Topologien‘ der Intensität und darauf aufbauend die Sprache und Ordnung der Intensität, die um 1800, d. h. in den Zeiten der vorzugsweise romantischen Reformulierung der Intensität, eine neue Qualität erreichen. Abgeschlossen wird das Buch durch eine Engführung, in der die erarbeiteten Ergebnisse zusammengeführt und durch eine methodologische Reflexion ergänzt werden: Das Buch präsentiert sich gerade in seinem finalen Kapitel als Repräsentation einer historischen Denkformen und als Präsentation einer aktuellen methodologischen Reflexion, die sich im weiteren Sinne einer Poetologie des Wissens zuordnen lässt.

Diese Kurzbeschreibung erlaubt bereits eine erste Positionierung der Studie im Feld der Forschungen zur Aufklärung. Auch wenn – oder möglicherweise auch: gerade weil – Kleinschmidt die Verweise auf weiterführende Forschungsliteratur äußerst begrenzt hält, lassen sich einige Wegmarken festhalten, die der Verfasser seinem Leser mit auf den Weg der Lektüre gibt. Ähnlich den Studien von Rüdiger Campe zur ‚Wahrscheinlichkeit‘ und von Joseph Vogl zum ‚ökonomischen Menschen‘ befasst sich auch Kleinschmidt mit einer Denkfigur, genauer: mit einer epistemologischen Metonymie, die zu einem bestimmten Zeitpunkt diskursiv produziert wird.¹ Die Produktion dieser Denkfigur, so die Annahme, befördert allererst eine spezifische Wissenskonfiguration, die gleichsam quer liegt zu einer Vielzahl von Diskursen, deren integraler und zugleich konstituierender Bestandteil sie indessen ist. Die Rekonstruktion der mehrfachen Präsenz der Intensität führt indes nicht dazu, die Differenz zwischen den Diskursen zu nivellieren, sondern erlaubt es vielmehr erst, die je eigene, und d. h. vor allem je differente Konfiguration herauszuarbeiten und dabei die spezifischen Leistungen der einzelnen Diskurse zu benennen. Das bedeutet insbesondere, dass die Konfiguration des Wissens, die in der Literatur verhandelt wird, nachdrücklich bedacht und in Auseinandersetzung mit anderen Wissensdiskursen positioniert wird.

Dem entsprechend zeichnet Kleinschmidt zunächst das Aufkommen der ‚Intensität‘ als naturwissenschaftliche Größe um 1700 nach, die besonders im Bereich der Optik, aber auch der Thermik und der Mechanik von Bedeutung ist. Die Intensität ermöglicht es von Beginn an, dualistische Beschreibungsstrukturen aufzuheben und durch die graduelle Bestimmung, d. h. das jeweilige Maß an Intensität zu ersetzen. Ab der Mitte des 18. Jahrhunderts wird diese Beschreibungsstruktur auch zu einem integralen Bestandteil sinnesphysiologischer Wahrnehmungs- und emotionaler Rezeptionsmodelle und erlangt darüber hinaus auch in jenen Diskursen Bedeutung, die sich mit der Wahrnehmung als ästhetischem bzw. ästhetischem Akt beschäftigen. Der damit einhergehende Eingang der Intensität in die Kultur der Empfindsamkeit führt im weiteren Verlauf des 18. Jahrhunderts zu einer Verdoppelung der Intensität, die einerseits eine Quantität, aber auch eine Qualität der Emotionalität bezeichnet, andererseits eine Qualität der Darstellung von Emotionalität meint. Diese Doppelung der Intensität in den Diskursen der Aufklärung und deren Kippmoment um 1800 beschreibt Kleinschmidt ausführlich anhand der Ausführungen zur Intensität von Herder, Moritz, Novalis oder Humboldt. Indes lassen sich zwei präferierte Autoren namhaft machen, die diesen gleichsam kanonischen Autoren an die Seite gestellt werden: der Philosoph Johann Heinrich Lambert, der von Kleinschmidt als grundlegender Theoretiker der

1 Rüdiger Campe: *Spiel der Wahrscheinlichkeit: Literatur und Berechnung zwischen Pascal und Kleist*, Göttingen: Wallstein, 2002, und Joseph Vogl: *Kalkül und Leidenschaft: Poetik des ökonomischen Menschen*, München: Sequenzia, 2002. Zum Begriff der ‚epistemologischen Metapher‘ als Ausgangspunkt für die ‚epistemologische Metonymie‘ siehe Umberto Eco: *Das offene Kunstwerk*, Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1973.

Intensität vorgestellt wird, und der Psychologe Johann Christian Grohmann, der heute vorzugsweise noch durch seine Mitarbeit am *Magazin für Erfahrungsseelenkunde* bekannt ist. Zu den hervorhebenswerten Qualitäten der Studie gehört dem entsprechend, dass sie nicht nur auf zentrale, wenn auch bis dato eher vernachlässigte Autoren aufmerksam macht, sondern auch auf Wissenskonstellationen hinweist, die rein begriffsgeschichtlich so nicht zu erfassen wären. Innerhalb der Abschnitte zu den Theorieräumen der Intensität und zu den intensiven Empfindungsräumen konturiert Kleinschmidt die Intensität, indem er sie etwa hinsichtlich der Opposition ‚extensiv – intensiv‘ ausweitet oder durch den Einbezug der ‚Lebhaftigkeit‘ der Erfahrung bzw. der Darstellung weiter präzisiert. Kleinschmidt, so kann man zusammenfassend sagen, bildet das Tableau der ‚Intensität‘ zwischen 1700 und 1800 systematisch und in konzentrierter Form ab.

Allerdings lassen sich drei Momente festmachen, die aus der Konzentration der Darstellung resultieren, die jedoch für die Darstellung selbst nicht unerhebliche Konsequenzen haben. Methodisch heißt dies zunächst, dass Kleinschmidt argumentativ auf dem so genannten ‚spatial turn‘ der Kulturwissenschaften aufbaut und die topologische Ordnung der Intensität zu erfassen sucht. Diese methodische Vorentscheidung scheint für die Darstellung der Denkfigur durchaus fruchtbar zu sein, da sie es erlaubt, spezifische ‚Denkräume‘ namhaft zu machen, ohne gleich die diskursiven Ordnungen zu benennen. Gleichwohl ergibt sich dadurch eine eigene Konfiguration der Darstellung der Intensität, die diejenigen Diskurse präferiert, die über ein metaphorologisches Potenzial verfügen. Faktisch bedeutet dies, dass Kleinschmidt, gemäß der germanistischen Tradition, die Philosophie und die Ästhetik als paradigmatische Diskurse der Ausfaltung von Intensität behandelt, ohne die eigene Argumentationsbasis in den Blick zu nehmen. Der Fokus auf die Philosophie und die Ästhetik ist in der vorgelegten Darstellung auch wohl begründet, doch schließt er implizit weitere Diskurse aus, in denen die Intensität ebenfalls eine prominente Position einnimmt, ohne dies als logisches Resultat der eigenen Vorentscheidung in den Blick zu nehmen. Die Medizin, die Musik, aber auch die Rhetorik sind weitere Diskurse, in denen die Intensität ihre Bedeutung entfaltet, ohne dass ihnen jedoch Aufmerksamkeit geschenkt wird.² Schließlich zeigt sich, dass die Konzentration auf eine Denkfigur damit einhergeht, dass den Konfigurationen, in die selbige eingebunden ist, nur wenig Achtung geschenkt wird. Die immer wiederkehrende Anbindung an die ‚Aufmerksamkeit‘ und die ‚Empfindung‘ oder, wie hinzuzufügen wäre, an den ‚Reiz‘ und an daraus resultierende Phänomene wie den ‚Schwindel‘, wird

2 Ein in der jüngeren Forschung prominentes Beispiel, das zentral auf der (De-)Regulierung von Intensität aufbaut, ist der Schwindel, der von dem philosophischen Arzt Marcus Herz umfänglich beschrieben wird. Siehe Marcus Herz: *Versuch über den Schwindel*, Berlin: Voß, 1791. Siehe dazu beispielhaft Albrecht Koschorke: „Wissenschaften vom Arbiträren. Die Revolutionierung der Sinnesphysiologie und die Entstehung der modernen Hermeneutik um 1800.“ In: *Poetologien des Wissens um 1800*. Hrsg. v. Joseph Vogl. München: Fink, 1999, 19-52.

leider nicht fruchtbar gemacht, um die Konfigurationen, die von der Intensität gesteuert werden, herauszuarbeiten: Die Konzentration auf die Intensität erweist sich in diesen Fällen leider als Verlustgeschäft.³

Darüber hinaus sei noch ein Mangel festgehalten, der möglicherweise aus der germanistischen Binnenperspektive nicht existiert, jedoch aus komparatistischer oder, um mit Kleinschmidt zu reden – kulturtopologischer Sicht sehr wohl vorhanden ist. Wie bereits angemerkt, bezieht sich der Verfasser auf eine relativ kleine Auswahl an Forschungsliteratur, was er damit begründet, dass zu seinem Thema wenig vorliege. So versammelt er etwa in der Bibliographie ausschließlich Primärquellen sowie einige lexikalische Quellen, jedoch nicht mehr. Gleichzeitig bezieht er im Abschnitt zur ‚Begriffsgeschichte im funktionalen Kontext‘ die englische und französische Tradition mit ein, die er allerdings im weiteren Verlauf der Studie eher verblassen lässt. Dieses Verblassen ist umso bemerkenswerter, als einige geradezu klassische Studien aus dem Bereich der Anglistik und Romanistik vorliegen, die zentrale Begriffe, die als Korrelate zur Intensität fungieren, behandeln. Verwiesen sei an dieser Stelle nur auf die Arbeiten zum Konzept der ‚Energie‘, zur ‚Unruhe‘, zur ‚Dissonanz‘ oder zum Begriffspaar ‚Aktion und Reaktion‘, die alle mit der Intensität verbunden sind.⁴ Bemerkenswerter als diese Ausblendung erscheint dem Rezensenten jedoch ein weiterer Konzentrationsverlust, der aus dem überdeutlichen Fokus auf die Philosophie und die Ästhetik resultiert.

Dieser sei kurz anhand spezifischer Einträge aus der *Encyclopédie* vorgestellt: Im Lemma ‚intensité‘ der *Encyclopédie* findet sich zunächst nur ein Hinweis auf den Gebrauch dieses Begriffs im Bereich der Physik, genauer: der Optik sowie im Bereich der Mathematik. Bereits der Eintrag ‚intensité‘ in den Supplementbänden verweist auf einen gänzlich anderen Bereich, in dem die Intensität von Bedeutung ist: die Musik (siehe dazu auch die Lemmata ‚harmonique‘ und ‚harpe‘, in denen die Bedeutung der Intensität im musikalischen Bereich deutlich wird). Wenn man zudem die *Encyclopédie* mit einer Stichwortsuche durchforstet, was Dank diverser elektronischer Datenbanken problemlos möglich ist, dann erkennt man weitere Wissensbereiche, in denen

3 Dies ist umso bemerkenswerter, als die Forschungen zur Aufmerksamkeit in den letzten Jahren derart zunahmen, dass man von einer richtigen ‚Aufmerksamkeits-Mode‘ sprechen konnte. Verwiesen sei daher nur auf Michael Hagner: „Psychophysiologie und Selbsterfahrung. Metamorphosen des Schwindels und der Aufmerksamkeit im 19. Jahrhundert.“ In: *Aufmerksamkeiten*. (Archäologie der literarischen Kommunikation VII). Hrsg. v. Jan und Aleida Assmann, München: Fink, 2001, 241-263 sowie den Sammelband *Reiz, Imagination, Aufmerksamkeit: Erregung und Steuerung von Einbildungskraft im klassischen Zeitalter (1680 - 1830)*. Hg. v. Jörn Steigerwald/ Daniela Watzke. Würzburg: Königshausen und Neumann, 2003.

4 Siehe chronologisch geordnet: Jean Deprun: *La philosophie de l'inquiétude en France au XVIII^e siècle*. Paris: Vrin, 1979, Michel Delon: *L'idée d'énergie au tournant des Lumières (1770 - 1820)*. Paris: Presses universitaires de France, 1988, Caroline Jacot Grapa: *L'homme dissonant au dix-huitième siècle*. (SVEC 354) Oxford: Voltaire foundation, 1997 und Jean Starobinski: *Action et réaction: vie et aventures d'un couple*. Paris: Seuil, 1999.

die Intensität als zentrales Moment gesetzt wird. Erstens die Rhetorik, wie die Lemmata ‚pléonasme‘, ‚superlatif‘ und ‚surprise‘ ausweisen, in denen das Potential an Evidenz, das durch die Intensität bewirkt wird, behandelt wird. Zweitens die Medizin, als dem wohl bedeutendsten Bereich des Intensitätsdenkens. Ersichtlich wird dies etwa in den Lemmata zu ‚sueur‘, ‚regime‘, ‚fureur‘, ‚inflammatoire‘ und weiteren. Zu beachten ist dabei besonders, dass die Intensität an ein vitalistisches Konzept gebunden ist, das die Sensibilisierung des Menschen allererst leistet und das durch die Intensität selbst ein Gradmaß für die Regulierung des Körpers erhält. Die grundlegende Bedeutung der Intensität lässt sich etwa am Eintrag zur ‚sensibilité‘ erkennen, an dessen Beginn die Aussage steht: „La sensibilité est dans le corps vivant, une propriété qu'ont certaines parties de percevoir les impressions des objets externes, et de produire en conséquence des mouvements proportionnés au degré d'intensité de cette perception.“⁵ Von einer solchen Bestimmung der Intensität eröffnen sich ungleich andere ‚intensive Empfindungsräume‘ als diejenigen, die Kleinschmidt in seiner Studie modelliert. Inwiefern die Verbindung von Musik, Sensibilität und Intensität auch die literarische Gestaltung intensiven Wissens anregt, lässt sich etwa an Denis Diderots berühmtem *Rêve de d'Alembert* ablesen, in dem alle drei Momente zur Produktion einer neuen literarischen Wissenskonfiguration zusammengefügt werden. Ein letzter Punkt, der in den Einträgen der *Encyclopédie* zum Vorschein kommt, und der auch für die deutsche Literatur um 1800 von besonderem Interesse ist, betrifft die so genannte imaginationistische Diskussion, d. h. die Möglichkeit einer unmittelbaren bzw. mittelbaren Einwirkung der mütterlichen Einbildungskraft auf den Foetus.⁶ Bereits zeitgenössische Autoren wie Isaac Bellet⁷ haben die Intensität der Reize und die damit verbundene Intensivierung der Einbildungskraft als Erklärungsmodell genommen, um die mittelbare, da mechanistisch verfallende Einwirkung der mütterlichen Imagination zu beschreiben. In der *Encyclopédie* wird auf diese spezifische Wissenskonfiguration in den Lemmata zu ‚génération‘ und zu ‚envie‘ Bezug genommen und dabei die Bedeutung der Intensität hervorgehoben. In einem der vielleicht bemerkenswertesten Zeugungsakte der deutschen Literaturgeschichte, dem ‚doppelten Ehebruch‘ in Goethes *Wahlverwandtschaften*, wird nicht nur auf die ‚imaginationistische‘ Theorie des mütterlichen ‚Versehens‘ rekurriert, um die Intensität der Annäherung und der Zeugung zu beschreiben, der Roman kann als Ganzes als intensive Konfiguration gelesen werden, in dem sowohl die divergierenden Wissensbereiche, in denen die Intensität auftritt, als auch die spezifischen

5 *Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*. Neufchâtel: Faulche, 1765 (Nachdruck Stuttgart/ Bad Cannstatt: Frommann 1967), Tome XV, S. 38.

6 Siehe dazu beispielhaft den Sammelband *Der falsche Körper: Beiträge zu einer Geschichte der Monstrositäten*. Hrsg. v. Michael Hagner. Göttingen: Wallstein, 1995.

7 Isaac Bellet: *Lettres sur le pouvoir de l'imagination des femmes enceintes*. Paris: Guérin, 1745.

Konfigurationen, in die die Intensität eingebunden ist, in der Erzählung ausgefaltet und zugleich aufgehoben wird.

Diese weitergehenden Ausführungen sind keineswegs als Kritik an der Studie von Erich Kleinschmidt zu verstehen, sondern vielmehr als Problematisierung der geleisteten Konzentration. Die erstmalige Präsentation ausgewählter Intensitätskonfigurationen ermöglicht es erst, weitere in den Blick zu nehmen, indem erstens weitere Diskurse eingebunden und zweitens weitere Konfigurationen beachtet werden. Der Anspruch von Kleinschmidts Buch wäre nur dann bedenklich, wenn es wirklich behaupten würde – wie der Klappentext aus Werbegründen verspricht – die „erstmalig umfassend rekonstruierte Geschichte dieser komplexen Begriffsgenese und der daraus entwickelten Intensitätsmodelle“ zu sein. Als Grundlegung einer solchen Konzeptgeschichte kann die Studie gerade aufgrund ihrer Konzentration sehr wohl gelten und damit wohl auch den Anspruch erheben, eine wahrhaft bedenkenswerte Studie zu sein.

Ideen-zirkulation

Stéphane Michaud

Inhaltsverzeichnis von „Romantisme“ No 124–131

SOMMAIRE N° 124 – LITTÉRATURE ET PHILOSOPHIE MÊLÉES

Introduction par GISELE SÉGINGER	3
--	---

*

FLORENCE LOTTERIE

<i>Madame de Staël. La littérature comme « philosophie sensible »</i>	19
---	----

JEAN LACOSTE

<i>« Avec un regard d'humilité »</i>	31
--	----

AURÉLIE LOISELEUR

<i>Lamartine et le « philosophe mourant »</i>	
<i>Méditations poétiques, impressions philosophiques</i>	43

ÉRIC BORDAS

<i>Romanesque et énonciation « philosophique » dans le récit</i>	53
--	----

MAX ANDRÉOLI

<i>Esquisse d'un parallèle entre les philosophies de Balzac et de Hugo</i>	71
--	----

MYRIAM ROMAN

<i>Avatars romanesques du penseur chez Mme de Staël, Balzac et Hugo</i>	89
---	----

PIERRE CAMPION

<i>Raisons de la littérature. Quarante-treize de Victor Hugo</i>	103
--	-----

PIERRE-LOUIS REY

<i>Les « existences individuelles » de Gobineau</i>	115
---	-----

YVES DELÈGUE

<i>Mallarmé, les philosophes et les gestes de la philosophie</i>	127
--	-----

MICHEL BRIX

<i>L'idéalisme fin-de-siècle</i>	141
--	-----

RÉSUMÉS	155
---------------	-----

SOMMAIRE

N° 125 – JUIFS, JUDÉITÉ À PARIS
AU DÉBUT DU XIX^e SIÈCLE

Avant-propos par ROLAND CHOLLET	3	
*		
JEAN-MARC CHOURAQUI		
<i>La tradition juive confrontée à la modernité politique : l'exemple des rabbins français au XIX^e siècle</i>	9	
PERRINE SIMON-NAHUM		
<i>Samuel Cahen entre Lumières et science du judaïsme</i>	27	
DOMINIQUE JARRASSÉ		
<i>La synagogue de la rue Notre-Dame de Nazareth, lieu de construction d'une culture juive parisienne et d'un regard sur les Juifs</i>	43	
JACQUES-PHILIPPE SAINT-GÉRARD		
<i>Le mot « Juif » et le mot de « Juif » à l'étrange réfraction des dictionnaires (1762-1900)</i>	57	
OLIVIER BARA		
<i>La Juive de Scribe et Halévy (1835). Un opéra juif ?</i>	75	
ANNE HÉLÈNE HOOG		
<i>La marge, l'exemple et l'exception Le parcours d'Élisa Félix dite Mademoiselle Rachel</i>	91	
LAUDYCE RÉTAT		
<i>Ernest Renan. Vers une philosophie du « Juif moderne »</i>	103	
HENRY MÉCHOULAN		
<i>Alexandre Dumas, le général Thiébault et les juifs</i>	117	
DOCUMENT		
<i>Mœurs des israélites de Paris par Alphonse Ennery</i>	125	
RÉSUMÉS	133	
COMPTES RENDUS. <i>Envers balzacien</i> , textes réunis par Andrea Del Lungo et Alexandre Péraud (Éric Bordas); <i>Penser avec Balzac</i> , sous la direction de José-Luis Diaz et Isabelle Tournier (Éric Bordas); Françoise van Rossum-Guyon, <i>Balzac: la littérature réfléchie. Discours et autoreprésentations</i> (Éric Bordas); Scott Lee, <i>Traces de l'excès: Essai sur la nouvelle philosophie de Balzac</i> (Owen Heathcote); Aloysius Bertrand, <i>Gaspard de la Nuit</i> (Nicolas Wanlin)		137

SOMMAIRE

N° 126 – PRISONS

Avant-propos par Paule Petitier	3
---------------------------------------	---

*

CATHERINE DHAUSSY

<i>La réforme pénitentiaire sous la monarchie de Juillet ou l'indépassable « génie national » français</i>	7
--	---

DELPHINE GLEIZES

<i>Les paradoxes de la cave pénale De quelques représentations carcérales dans l'œuvre de Victor Hugo</i>	17
--	----

JÉRÔME SOLAL

<i>« Du jour suffisamment et de l'espace assez » : Verlaine en prison</i>	29
---	----

CORINNE SAMINADAYAR-PERRIN

<i>Paradigme carcéral et modèles sociaux : Jules Vallès l'Enfermé</i>	39
---	----

PIERRE CITTI

<i>Prisons fin de siècle : prisons pour rire, prisons pour mourir Sur L'Ennemi des lois de Maurice Barrès</i>	53
---	----

MURIEL LOUÂPRE

<i>Lignes de fuite. La Bête humaine évadée du naturalisme</i>	65
---	----

BIBLIOGRAPHIE	81
---------------------	----

RÉSUMÉS	83
---------------	----

COMPTES RENDUS. Gaëlle Guyo, <i>Latin et latinité dans l'œuvre de Léon Bloy</i> (Pierre Glaudes); François-René de Chateaubriand, <i>Écrits politiques (1814-1816)</i> (Pascal Simonetti); Flaubert savait-il écrire? <i>Une querelle grammaticale (1919-1921)</i> (Éric Bordas); Théophile Gautier, <i>Le Mont-Saint-Michel</i> (Martine Lavaud); Théophile Gautier, <i>Œuvres complètes</i> (Marie-Claude Schapira); Victor Hugo, <i>Le Théâtre en liberté</i> (Vincent Wallez); Victor Hugo 5. <i>Autour des « Orientales »</i> , <i>La Revue des Lettres modernes</i> (Delphine Gleizes); « Victor Hugo hier et aujourd'hui », <i>Studi Francesi</i> (Jean-Marc Hovasse); « L'œuvre de Victor Hugo entre fragments et œuvre totale », actes du colloque international (Jean-Marc Hovasse); Sylviane Robardeck-Eppstein, <i>La Constellation de Thespis/Présence du théâtre et dimension métathéâtrale dans l'œuvre dramatique de Victor Hugo</i> (Arnaud Laster); Joris-Karl Huysmans, <i>A rebours</i> (Jean-Marie Seillan); Joris-Karl Huysmans, <i>Le Drageoir aux épices, suivi de textes inédits</i> (Jean-Marie Seillan); <i>Correspondance d'Alphonse de Lamartine, 1830-1867</i> (Nicolas Courtinat); Nicolas Courtinat, <i>Philosophie, histoire et imaginaire dans le Voyage en Orient de Lamartine</i> (Sarga Moussa); Jean Lorrain, <i>Mes expositions universelles</i> (José A. Santos); Arthur Rimbaud, <i>Œuvres Complètes, Fac-similés</i> (Henri Scepti); Michel Murat, <i>L'Art de Rimbaud</i> (Steve Murphy); George Sand, <i>Lettres d'un Voyageur</i> ; George sand, <i>Histoire de ma vie</i> ; George Sand, <i>Contes d'une Grand'mère</i> ; Paul Christophe, <i>George Sand et Jésus</i> (Philippe Berthier); <i>Les Cahiers séguriens</i> (Gérard Gengembre); Senancour, <i>Obermann</i> (Barbara Wright); Daniel Sangsue, <i>Stendhal et l'empire du récit</i> (Xavier Bourdenet); François-Marie Mourad, <i>Zola critique littéraire</i> (A. Dezalay); Brigitte Diaz, <i>L'Épistolaire ou la pensée nomade</i> (Geneviève Haroche-Bouzinac); Pierre Laforgue, <i>L'Œdipe romantique</i> (Philippe Berthier); Marie-Laure Aurenche, <i>Édouard Charton et l'invention du « Magasin pittoresque » (1833-1870)</i> (Patrick Berthier); <i>L'illustration. Essais d'iconographie</i> (Évanghélia Stead); Joël-Marie Fauquet (dir.), <i>Dictionnaire de la musique en France au XIX^e siècle</i> (Éric Bordas)	87
--	----

SOMMAIRE

N° 127 – PANORAMIQUE

Avant-propos par GISELE SÉGINGER	3
Claude Pichois et le dix-neuvième siècle par MAX MILNER	5
BETRAND AUREAU	
<i>Langage et polémique: la dénonciation de la « sophistique » libérale dans deux journaux ultraroyalistes, le Conservateur et le Défenseur (1818-1821)</i>	9
LOIC ARTIAGA	
<i>Les censures romaines de Balzac</i>	29
KRIS VASSILEV	
<i>Représentation et signification sociale de la vengeance dans un texte réaliste. L'exemple de La Cousine Bette</i>	45
HISASHI MIZUNO	
<i>Corps et âme dans Aurélia de Gérard de Nerval</i>	59
CÉCILE MATTHEY	
<i>Fertilité de la pierre dans Hérodiade de Flaubert</i>	79
CÉDRIC DE GUIDO	
<i>Marcel Schwob lecteur de Frantz Jourdain: une contestation du naturalisme</i>	89
JEAN-LOUIS TILLEUIL	
<i>Enquête sociocritique sur L'Affaire Lerouge [1866], d'Émile Gaboriau</i>	105
RÉSUMÉS	125

COMPTES RENDUS. Hélène Gomart, *Les Opérations financières dans le roman réaliste. Lectures de Balzac et de Zola* (Alexandre Péraud); Léon Cladel, Textes réunis et présentés par Pierre Glaudes et Marie-Catherine Huet-Brichard (Luce Czyba); Thomas de Quincey, *Essais sur la rhétorique, le langage et le style*, traduction et préface d'Éric Dayre (Anne Vibert); Dominique Pety, *Les Goncourt et la collection. De l'objet d'art à l'art d'écrire* (Daniel Sangsue); Gilles Bonnet, *L'Écriture comique de J.-K. Huysmans* (Jean-Marie Seïllan); *Correspondance d'Alphonse de Lamartine (1830-1867)*, textes réunis, classés et annotés par Christian Croisille (Louis Le Guillou); Hisashi Mizuno, *Nerval. L'Écriture du voyage. L'expression de la réalité dans les premières publications du Voyage en Orient et de Lorely. Souvenirs d'Allemagne* (Michel Brix); Madame de Staël, *Delphine*, texte établi par Lucia Omacini et annoté par Simone Balayé, *Œuvres complètes de Mme de Staël* (François Rosset); Yves Ansel, Philippe Berthier, Michael Nerlich (dir.), *Dictionnaire de Stendhal* (Gérard Gengembre); Georges Kliebenstein, *Figures du destin stendhalien*, Préface de Philippe Berthier (Pierre-Louis Rey); Jean-Louis Benoît, *Tocqueville moraliste* (Paule Petitier); Olivier Lumbroso, *Zola. La plume et le compas. La construction de l'espace dans Les Rougon-Macquart d'Émile Zola*, Préface de Philippe Hamon (Colette Becker); Sophie Guerres, *La Religion de Zola, Naturalisme et déchristianisation* (Auguste Dezalay).....

SOMMAIRE

N° 128 – LA VIRTUOSITÉ

CÉCILE REYNAUD

<i>Présentation – Misère et accomplissement de l'art dans la virtuosité romantique</i>	3
--	---

*

ANNE PENESCO

<i>Portrait de l'artiste violoniste en virtuose</i>	19
---	----

JOËL-MARIE FAUQUET

<i>Quand le diable s'en mêle...</i>	
<i>Damnation ou rédemption du virtuose?</i>	35

BRUNO MOYSAN

<i>Virtuosité pianistique : les écritures de la subjectivité</i>	51
--	----

PETER BLOOM

<i>Virtuosités de Berlioz</i>	71
-------------------------------------	----

SYLVIE JACQ-MIOCHE

<i>La virtuosité dans le ballet français romantique : des faits à une morale sociale du corps</i>	95
---	----

ÉRIC BORDAS

<i>Ut musica poesis? Littérature et virtuosité</i>	109
--	-----

BIBLIOGRAPHIE	129
---------------------	-----

RÉSUMÉS	131
---------------	-----

COMPTES RENDUS. Raoul Minhar et Alfred Vallette, *À l'écart*, présentation, notes et dossier par Sophie Spandonis (Pierre Citti); Géraldi Leroy, *Batailles d'écrivains. Littérature et politique, 1870-1914* (Alain Pagès); Kyoko Murata, *Les métamorphoses du pacte diabolique dans l'œuvre de Balzac* (Anne-Marie Baron); *Balzac et l'Italie. Lectures croisées* (Mariella Di Maio); Jean-Christophe Cavallin, *Chateaubriand cryptique ou les confessions mal faites* (Jean-Marie Roulin); *Douleurs, souffrances et peines : Figures du héros populaire et médiatique* (Corinne Saminadayar-Perrin); *Alphonse De Lamartine, Correspondance Deuxième série (1807-1829)*, t. I, 1807-1815, Textes réunis, classés et annotés par Christian Croisille et Marie-Renée Morin (Dominique Dupart); *Romanticche Identitätskonstruktionen : Nation, Geschichte, und (Auto-)Biographie* (Anne-Marie Thiesse), 135

SOMMAIRE

N° 129 – L'IMAGINAIRE DE LA CHASSE
DANS LE SECOND XIX^e SIÈCLE

Liminaire par JEAN DE PALACIO	3
-------------------------------------	---

*

CHARLES GRIVEL	
<i>Alexandre Dumas: Le Chasseur noir</i>	17

MATTHIEU DESPORTES	
<i>Qui va à la chasse?</i>	
<i>Sur le saint Julien l'Hospitalier de Flaubert</i>	31

LOUIS FORESTIER	
<i>Chasse et imaginaire dans les contes de Maupassant</i>	41

ANNE-SIMONE DUFIEF	
<i>Tartarin, les avatars d'un disciple de Saint Hubert</i>	61

KERSTIN THOMAS	
<i>La mise en scène du sauvage: Gustave Courbet et la chasse</i>	79

MARIE-FRANCE DAVID-DE PALACIO	
<i>Atalante: la flèche, l'épée et la quenouille</i>	97

JEAN DE PALACIO	
<i>Faux et usage de faux en art cynégétique: le Pseudokinegheticos</i>	
<i>d'Alexandru Odobescu</i>	117

BIBLIOGRAPHIE	127
---------------------	-----

RÉSUMÉS	129
---------------	-----

COMPTES RENDUS. Laurence Brogniez, <i>Préraphaélisme et Symbolisme. Peinture littéraire et image poétique</i> (Marie-Françoise Melmoux-Montaubin); Edmond et Jules de Goncourt, <i>Correspondance générale (1843-1862)</i> (Jean-Louis Cabanès); Regina Bollhalder Mayer, <i>Éros décadent. Sexe et identité chez Rachilde</i> (Éléonore Reverzy); George Sand, <i>Journal d'un voyageur pendant la guerre</i> (Régina Bochenek-Franczakowa); Stéphane Gerson, <i>The Pride of Place, Local Memories and Political Culture in Nineteenth-Century France</i> (Sophie-Anne Leterrier); Dorothea Kullmann, <i>Description. Theorie und Praxis der Beschreibung im französischen Roman von Chateaubriand bis Zola</i> (Philippe Dufour); <i>The Renaissance in the Nineteenth Century [Le XIX^e siècle renaissant]</i> (Martine Lavaud); Concepción Palacios Bernal (éd.), <i>El relato corto francés del siglo XIX y su recepción en España (Le récit court français au XIX^e siècle et sa réception en Espagne)</i> (Anne-Claire Gilson); Camille Flammarion, <i>Stella</i> (Claude Rétat); <i>Voyager en France au temps du romantisme. Poétique, esthétique, idéologie</i> (Marie-Bénédicte Diethelm); Zola à l'œuvre, <i>Hommage à Auguste Dezalay</i> (Marie-Ange Voisin-Fougère); Martine Lavaud, <i>Théophile Gautier, militant du romantisme</i> (Françoise Court-Pérez); Sophie Basch, <i>Les Sublimes Portes. D'Alexandrie à Venise, parcours dans l'Orient romanesque</i> (Marie-Bénédicte Diethelm); «Pourquoi la littérature?» <i>Esiti italiani del dibattito francese</i> (Silvia Disegni); <i>Correspondance générale Marie de Flavigny, t. II, 1837-oct 1839</i> (Aurélien Loiseleur); Catherine Dousteyssier-Khoze, <i>Zola et la littérature naturaliste en parodies</i> (Véronique Cnockaert); Alexandre Dumas, <i>Le Capitaine Pamphile</i> (Sarah Mombert); Ephraïm Mikhaël, <i>Œuvres complètes. Aux origines du Symbolisme</i> (Marie-France David-de Palacio); Flora Tristan, <i>Pérégrinations d'une paria</i> (Michèle Hecquet); Flora Tristan, <i>La Paria et son rêve</i> (Michèle Hecquet); <i>De Flora Tristan à Mario Vargas Llosa</i> (Michèle Hecquet); Philippe Dufour, <i>La Pensée romanesque du langage</i> (Gilles Philippe); Odile Krakovitch, <i>Censure des répertoires des grands théâtres parisiens (1835-1906), Inventaire</i> (Jean-Claude Yon)	133
--	-----

SOMMAIRE

N° 130 – RACIOLOGIQUES

Avant-propos par PHILIPPE RÉGNIER	3
---	---

*

CLAUDE RÉTAT	
<i>Jules Michelet, l'idéologie du vivant</i>	9

PHILIPPE RÉGNIER	
<i>Du côté de chez Saint-Simon :</i>	
<i>question raciale, question sociale et question religieuse</i>	23

LOÏC RIGNOL	
<i>Alphonse Toussenel et l'éclair analogique de la science des races</i>	39

CLAIRE BAREL-MOISAN	
<i>Les Indiens de Fenimore Cooper: lecture du Dernier des Mohicans</i>	55

CHRISTINE PELTRE	
<i>Les « géographies » de l'art: physionomies, races et mythes</i>	
<i>dans la peinture « ethnographique »</i>	67

SARGA MOUSSA	
<i>« Presque chacun ressemble à l'embryon »</i>	
<i>L'amour et la race dans La Danseuse de Shamakha de Gobineau</i>	81

SARAH AL-MATARY	
<i>À la frontière des « races »: la géographie morale</i>	
<i>de Maurice Barrès</i>	95

BIBLIOGRAPHIE	111
---------------------	-----

RÉSUMÉS	119
---------------	-----

COMPTES RENDUS. Franc Schuerwegen, <i>Balzac, suite et fin</i> (Max Milner); <i>Balzac géographe, territoires</i> (Marie-Eve Thérenty); Hector Berlioz, <i>Critique musicale 1823-1863</i> (Éric Bordes); André Chénier, <i>Œuvres poétiques, t. I: Imitations et préludes. Art d'aimer. Élégies</i> (Jean Vignes); Daniel Grojnowski, <i>Comiques d'Alphonse Allais à Charlot, le comique dans les lettres et les arts</i> (Bertrand Vibert); <i>Cahiers Edmond et Jules de Goncourt</i> (René-Pierre Colin); Josephine McDonagh, <i>Child Murder and British Culture 1720-1900</i> (Philippe Chassaing); Carole Christen-Lécuyer, <i>Histoire sociale et culturelle des Caisses d'épargne en France (1818-1881)</i> (Franck Yonnet); Catherine Thomas, <i>Le Mythe du XVIII^e siècle au XIX^e siècle (1830-1860)</i> (René-Pierre Colin); <i>La Sorcière de Jules Michelet. L'envers de l'histoire</i> (Jean-Marie Roulin); « <i>Clartés d'Orient</i> ». Nerval ailleurs (Sarga Moussa); <i>Médailleurs nervaliens. Onze études à la mémoire du Père Jean Guillaume</i> (Sarga Moussa); Charles Nodier, <i>Le Voleur</i> (Daniel Sangsue); Cécile Meynard, <i>Stendhal et la province</i> (Nicole Mozet); Laurence Guellec, <i>Tocqueville et les langages de la démocratie</i> (Lise Queffelec-Dumasy); Rodolphe Töpffer, <i>Correspondance complète</i> (Daniel Sangsue); Paul Verlaine, <i>Romances sans paroles</i> (Bertrand Marchal)	123
--	-----

SOMMAIRE

N° 131 – LA TURQUIE

Avant-propos par SARGA MOUSSA	3
HASAN ANAMUR, <i>La structure socio-culturelle de l'Empire ottoman au XIX^e siècle et les traductions de cette époque</i>	7
SARGA MOUSSA, <i>La métaphore de « l'homme malade » dans les récits de voyage en Orient</i>	19
HERVÉ GEORGELIN, <i>Réunir tous les « Grecs » dans un État-nation. une « Grande Idée » catastrophique</i>	29
SOPHIE BASCH, <i>« Alla turca » ou la question de l'Orient</i>	39
PIERRE PINON, <i>Les paradoxes de l'occidentalisation de l'architecture à Istanbul à la fin du XIX^e siècle</i>	51

ACTUALITÉS 2005

LAURENCE GUELLEC, <i>Tocqueville et la littérature</i>	61
BENOÎT DENIS, <i>Le dix-neuvième siècle, hélas. Sartre, entre romantisme et modernité</i>	75
DANIEL COMPÈRE, <i>Jules Verne : bilan d'un anniversaire</i>	87

VARIA

DAVID CHARLES, <i>La Fortune des Rougon. roman de la Commune</i>	99
GÉRARD GASARIAN, <i>Le goût de l'hendiadyn dans deux poèmes de Baudelaire</i>	115
RÉSUMÉS	131

COMPTES RENDUS. Chantal Bertrand-Jennings, *Un autre mal du siècle* (Martine Reid); *Points de vue. Pour Philippe Junod* (Evanghélia Stead); Marie-Ange Maillet, *Heinrich Heine et Munich*; Pour une « économie de l'art » : l'itinéraire de Carl Friedrich von Rumohr; Heinrich Heine, *Écrits mythologiques*; Heinrich Heine, *Poèmes tardifs*; Sophie Boyer, *La Femme chez Heinrich Heine et Charles Baudelaire : le langage moderne de l'amour* (Jean Lacoste); Andrea del Lungo, *L'Incipit romanesque* (Franc Schuerewegen); Judith Labarthe-Postel, *Littérature et peinture dans le roman moderne. Une rhétorique de la vision* (Evanghélia Stead); À portée de notes. *Musiques et mémoire. Actes du Colloque de Grenoble, 14 et 15 octobre 2003* (Danièle Pistone); Malou Haine, *L'Apollonide de Leconte de Lisle et Franz Servais* (Cécile Reynaud); Hans Peter Lund, *Aux Antres de Paros. Néoclassicisme littéraire au temps de Chateaubriand* (Emmanuelle Tabet); Marie-Ève Thérenty, *Mosaïques. Être écrivain entre presse et roman – 1829-1836* (Sarah Mombert); Daniel Compère, *Jules Verne. Parcours d'une œuvre*; Daniel Compère, *Les Voyages extraordinaires de Jules Verne. Analyse de l'œuvre* (David Charles)

137

Anschriften der Mitarbeiter/-innen

Jochen Hörisch, Hostackerweg 15/1, 69198 Schriesheim

Manfred Frank, Schwabstraße 33, 72074 Tübingen

Günter Oesterle, Nahrungsweg 49, 35390 Giessen

Jan Assmann, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Ägyptologisches Institut, Marstallhof 4, 69117 Heidelberg

Christian Kohlroß, Neuere Germ. II, Phil. Fak., Universität Mannheim, 68131 Mannheim

Johannes F. Lehmann, Germanistik, Universität Essen, Universitätsstr. 2, 45141 Essen

Iring Fetcher, Ganghofer Str. 20, 60320 Frankfurt/M.

Reinhard Mehring, Rheinallee 122, 40545 Düsseldorf

Jürgen Trabant, FU Berlin, Inst. für Rom. Phil., Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin

Kurt Mueller-Vollmer, Stanford University, Department of German Studies, USA-Stanford

Andreas Berger, Scheefstraße 70, 72074 Tübingen

Brian Tucker, Modern Languages and Literatures, Wabash College, Detchon USA

Sabine Schimma, Bauhausstraße 11, 99423 Weimar

Frank Degler, Neuere Germ. II, Phil. Fak., Universität Mannheim, 68131 Mannheim

Ulrich Kittstein, Neuere Germ. I, Phil. Fak., Universität Mannheim, 68131 Mannheim

Jörn Steigerwald, Ruhr-Universität Bochum, Romanisches Seminar, 44780 Bochum

Birgit Rehme-Iffert, Universität Tübingen, Phil. Seminar, Bursagasse
1, 72070 Tübingen

Thomas Meißner, Augasse 10, 63741 Aschaffenburg

In eigener Sache

Einladung zum Abonnement

Der konsequente Empirismus endigt mit Beiträgen zur Ausgleichung der Mißverständnisse oder mit einer Subskription auf die Wahrheit.

(Friedrich Schlegel, Athenäum-Fragment 446)

Die Wahrheit können Sie nicht subscribieren, wohl aber

ATHENÄUM
Jahrbuch für Romantik

Abopreis: 34,90 € Einzelverkaufspreis ab Band 2: 39,90 €.

Bitte bestellen Sie beim Verlag Ferdinand Schöningh oder bei Ihrer Buchhandlung.

Hinweise für die Autor(inn)en

Bitte schicken Sie die Manuskripte an:

Verlag Ferdinand Schöningh
Redaktion *Athenäum*
Jühenplatz 1
D-33098 Paderborn

Für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare können wir keine Gewähr übernehmen. Eine Zweitschrift oder Kopie Ihres Beitrag sollten Sie selbst sicher verwahren

Satzfertige Manuskripte müssen künftig folgendermaßen eingerichtet sein (mit PC geschrieben):

Formale Anforderungen: Ausdruck im DIN-A4-Format. Bitte mit 1 1/2fachem Zeilenabstand und ca. 4 cm breitem Rand an der linken Seite schreiben.

Absätze und Einzüge: Zwischen Textabsätzen bitte keine Leerzeilen einfügen. Absätze schließen nur mit dem Befehl „Absatzmarke“. Einzüge (Einrückung

am Absatzbeginn) brauchen nicht eingegeben zu werden. Auf keinen Fall dürfen Einzüge durch Leerzeichen am Beginn der Absätze erzeugt werden.

Vollständiger Satz nach Doppelpunkt beginnt mit Großbuchstaben, unvollständiger Satz mit Kleinbuchstaben.

Überschriften und Auszeichnungen im Text konsequent einheitlich formatieren. Haupt-, Zwischen- und Unterüberschriften mit unterschiedlichen Schriftgrößen darstellen. Hervorhebungen im Text werden kursiv formatiert. **KAPITÄLCHEN** (z. B. Sprechernamen im Dramensatz) als Kapitälchen formatieren, nicht mit Großbuchstaben schreiben. Sperrungen nicht mit Leertasten erzeugen.

Binde- und Gedankenstrich sind unterschiedliche Zeichen. Der kurze Bindestrich (-) steht auch bei „von ... bis“-Angaben (z. B. 1792-1796). Der lange Gedankenstrich (—), etwa bei Parenthesen, ist davor und danach mit Leerzeichen abgesetzt (er steht auch als sog. Spiegelstrich im Literaturverzeichnis, mit Tabulator danach).

Anmerkungen bitte fortlaufend durchnummerieren und ans Seitenende setzen. Die Fußnotenziffer im Text wird hochgestellt formatiert. Die hochgestellten Fußnotenzeichen stehen *nach* dem Satzzeichen. Die Fußnotenziffer in der Anmerkung wird *nicht* hochgestellt formatiert. Nach der Fußnotenziffer in der Anmerkung bitte jeweils einen Tabulatorbefehl (und keine Leertaste) setzen.

Tabellen bitte nur über Tabulatoren, nicht über Leerzeichen erzeugen.

Werktitel (Werkausgaben, Titel von Einzelwerken aller Art sowie Titel von Sammelwerken und Periodika) erscheinen kursiv, Titel von Gedichten, Aufsätzen, Kapitelüberschriften und Überschriften einzelner Werkteile bleiben gerade und werden in doppelte Anführungen gesetzt.

Für Nachweise im laufenden Text bitte wie folgt vorgehen: dem zu belegenden Passus entweder eingeklammert eine Sigle (mit folgender Seitenzahl) oder eingeklammert den Autornamen, die Jahreszahl des Referenztextes (evtl. nach a, b, c ... spezifiziert), schließlich die Band- und Seitenzahl anfügen, jeweils durch Leertasten abgetrennt. Also etwa: (KGA II.10.1, 310) (für: Friedrich Schleiermacher, *Kritische Gesamtausgabe*, II. Abt., 10. Bd., 1. Halbbd., S. 310) oder: (Tieck 1848, II, 125) für: Ludwig Tieck, *Kritische Schriften*, Leipzig: Brockhaus, 1848, Bd. I, S. 125).

Die Abkürzung ‚S.‘ für Seitenzahlen muss eigens nur angegeben werden, wenn die Ziffer uneindeutig ist (etwa auf die Zahl eines §, eines Abschnitts o. ä. sich beziehen könnte). Also etwa: (KGA II.10.1, § 60, 3. Abschn., S. 185).

Siglen und Jahreszahlen werden aufgegriffen, aufgelöst bzw. belegt im **Literaturverzeichnis**, das den Schluss des Artikels bildet. Es nennt (in dieser Rei-

henfolge) den Autor mit dem/den voll ausgeschriebenen Vornamen, das Erscheinungsjahr der Referenz, den Werk- oder Aufsatztitel (usw.), die Zeitschriften-, Sammelband- oder Reihenangaben, die Band-Zahl, den/die Namen des/der Herausgeber(innen), den Erscheinungsort und Verlag, ggf. die Seitenzahl(en) ohne vorgestellte ‚S.‘. Die Verlagsangabe schließt sich mit Doppelpunkt an den Erscheinungsort an.

Beispiel: Arthur Henkel (1967), „Traum und Gesetz in Kleist ‚Prinz von Homburg‘ in: *Heinrich von Kleist. Aufsätze und Essays*, hg. von Walter Müller-Seidel, Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft, 576-604.

Graphische Vorlagen und Abbildungen werden fortlaufend numeriert, übereinstimmend mit den Nummern, die im Manuskript an den Stellen angebracht sind, wo die entsprechenden Abbildungen stehen sollen.

Zitate im Text werden durch „...“, Zitate im Zitat durch ‚...‘ gekennzeichnet (auf keinen Fall durch das Zeichen für den Apostroph, auch nicht durch Spitzklammern) Längere Zitate oder Verse (mehr als 3 Zeilen) werden ohne Anführungszeichen eingerückt und in kleinem Druck gesetzt.

Auslassungen oder eigene Zusätze im Zitat stehen in eckigen Klammern: [...].

Abkürzungen gemäß Duden. Sie enthalten Leerzeichen zwischen bzw. nach den Abkürzungen. Beispiele: a. a. O., l. c., s. u., n. Chr., m. E. (usw.).

Die Auflagenziffer wird vor der Jahreszahl hochgestellt

Rechtschreibung und Interpunktion: Bitte festlegen, ob die alten oder neuen Dudenregeln gelten sollen oder ob der Textstand des Manuskripts verbindlich ist.

Datenformat und Datenträger: Die Datei muss mit dem Ausdruck identisch sein. Bitten geben Sie an, mit welchem Betriebssystem und welchem Textprogramm die Datei erstellt wurde.

Bitte beachten Sie: Das Manuskript auf Datenträger ist eine vom Autor druckreif erklärte Satzvorlage. Nachträgliche Eingriffe in den Text, sofern sie nicht eindeutig von der Setzerei verschuldet sind, gelten als Autorkorrekturen und gehen zu Lasten des Verfassers/der Verfasserin.

Buchbesprechungen: Genaue bibliographische Angaben gehen den Rezensionen voraus.



www.books2ebooks.eu